DER RASTADTER GESANDTENMORD: STUDIE

Joseph Alexander Freiherr von Helfert





Der

Rastadter Gesandtenmord.

Studie

von

Jos. Alex. Frhr. v. Helfert.



Mit zwei Uebersichtskärtchen.

Wien, 1874

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Historische Werke

aus dem Verlage von

Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in **Wien.**

Von demselben Verfasser:

Maria Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen. Mit Benützung von Briefen an ihre Aeltern und von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs. Mit 2 Bildnissen und 2 Facsimile. gr. 8. 1873. 6 *fl.* — 12 *M.*
In Leinwand gebunden: 7 *fl.* — 14 *M.*

— — **Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba** April—Mai 1814. Mit Benützung der amtlichen Reiseberichte des kaiserlich-österreichischen Commissars General Koller. gr. 8. 1874. 1 *fl.* — 2 *M.*

Arneth, Alfred Ritter von, k. k. Hofrath. **Geschichte Maria Theresia's.** 4 Bände. gr. 8. 1862—1870. 18 *fl.* 50 *kr.* — 37 *M.*
1.—3. Band: **Maria Theresia's erste Regierungsjahre.** 1740 bis 1748. gr. 8. 1862—1865. 13 *fl.* 50 *kr.* — 27 *M.*
4. Band: **Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege.** 1748 bis 1756. gr. 8. 1870. 5 *fl.* — 10 *M.*

— — **Prinz Eugen von Savoyen.** Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive. 1663—1736. Mit Porträts und Schlachtplänen. Neue Ausgabe. 3 Bände. gr. 8. 1864. 10 *fl.* — 20 *M.*

— — **Maria Theresia und Marie Antoinette.** Ihr Briefwechsel. Zweite vermehrte Auflage. Mit Briefen des Abbé Vermond an den Grafen Mercy. gr. 8. 1866. 4 *fl.* — 8 *M.*

— — **Marie Antoinette, Josef II. und Leopold II.** Ihr Briefwechsel. gr. 8. 1866. 3 *fl.* — 6 *M.*

— — **Beaumarchais und Sonnenfels.** gr. 8. 1868. 1 *fl.* — 2 *M.*

— — **Josef II. und Katharina von Rußland.** Ihr Briefwechsel. gr. 8. 1869. 5 *fl.* — 10 *M.*

— — **Josef II. und Leopold von Toscana.** Ihr Briefwechsel von 1781 bis 1790. 2 Bände. gr. 8. 1872. 7 *fl.* 50 *kr.* — 15 *M.*

Beer, Adolf, Josef II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel. gr. 8. 1873. 6 *fl.* — 12 *M.*

Brunner, Dr. Seb. Die theologische Dienerschaft am Hofe Josef's II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich von 1770—1800, aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerialarchive. gr. 8. 1868. 4 *fl.* 50 *kr.* — 9 *M.*

Hirn, Dr. J., Gymnasial-Professor in Krems. **Rudolf von Habsburg.** Zur Erinnerung an die vor 600 Jahren stattgehabte Krönung des ersten Habsburgers. gr. 8. 1874. 2 *fl.* — 4 *M.*

Hock, Dr. C. Freiherr von. Der österreichische Staatsrath. Eine geschichtliche Studie. 1.—3. Lieferung: Der Staatsrath unter Maria Theresia und Josef II. gr. 8. 1868—1873. 2 *fl.* 80 *kr.* — 5 *M.* 60 *Pf.*
(Vierte Lieferung unter der Presse.)

Der

Rastadter Gesandtenmord.

Studie

von

Jos. Alex. Frhr. v. Helfert.

Mit einem Übersichtskärtchen.

Wien, 1874.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Die Frage des Rastadter Gesandtenmordes befindet sich in gewissem Sinne noch heute in demselben Stadium wie vor fünfundsiebenzig Jahren da sie zum erstenmal die Gemüther bewegte: wir meinen die so weit als möglich auseinandergehende Verschiedenheit der Muthmaßungen über Ursache und Urheberschaft dieses Gewaltactes. Mußten wir doch erst im letzten Lustrum, wo dieser Stoff neuerdings hervorgezogen worden, es erleben daß fast eben so viele Ansichten vertheidigt wurden als sich Schriftsteller eingelassen haben.

Und noch in anderer Beziehung sind wir jetzt nicht weiter als unsere Vorältern vor einem Dreiviertel-Jahrhundert waren. Bis zur Stunde nämlich sind die Acten der Villinger Militär-Untersuchungs-Commission eben so wenig bekannt, als jene Papiere die Graf Ludwig Cobenzl im Jahre 1804 an den Cabinets-Minister Grafen Colloredo sandte und von denen er meinte, es wäre nicht gut wenn „tant de gens" davon Einsicht nehmen könnten. Ja es ist sehr die Frage ob jene Acten und diese Papiere überhaupt noch existiren, etwa in irgend einem Archivs-Winkel vergraben liegen.

Allein in einem sehr wesentlichen Punkte ist unsere heutige Lage doch eine ungleich günstigere als jene in den Jahren 1799 und 1804 war. Denn es ist seit jener Zeit eine Fülle von Actenstücken publicirt oder doch bekannt worden, die entweder unmittelbar oder mittelbar mit den an das Ereignis sich knüpfenden Verhandlungen Auftritten und Kundgebungen in Zusammenhang stehen, oder die sich auf solche

hervorragende Persönlichkeiten wie Thugut und Lehrbach, oder Fragepunkte wie das bayerisch-belgische Tausch-Project, beziehen die man früher und später mit der That vor dem Rheinauer Thore der Congreß-Stadt meinte in ursächlichen Zusammenhang bringen zu dürfen, über deren geschichtlichen Werth und Bedeutung man aber eben aus jenen Documenten ganz andere Anschauungen zu gewinnen in die Lage kam. Dieser Umstand war es vor allem der uns zu unserer „Studie“ anregte, wozu dann noch weiter die Erwägung trat daß es uns Bedürfnis zu sein schien endlich einmal die Masse von Behauptungen, von Berufungen auf angebliche Zeugnisse und Thatsachen, von Vermuthungen endlich, zu denen der unerklärte Vorfall Stoff wie nicht bald ein anderer gegeben, einer eingehenden und gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Es wird uns vielleicht mancher den Vorwurf machen in dieser letztern Hinsicht mitunter etwas zu weit gegangen, in der Beurtheilung gewisser Hypothesen, deren Ungereimtheit sich mit wenig Worten abfertigen ließe, zu verschwenderisch gewesen zu sein. Aber, um des Himmels willen, wer soll mit seinen guten Gründen nicht weitläufig sein, wo Andere mit ihren fadenscheinigen in Raum und Zeit kein Ende wissen? Was hat es Mendelssohn-Bartholdy genützt in einem eben so verständig als elegant geschriebenen Büchlein seine wohlerwogene Emigranten-Theorie entwickelt und sich um die abweichenden Meinungen der Andern nur nebenher gekümmert zu haben? Ist nicht Einer gleich nach ihm herangekommen die alte Beschuldigung gegen das kaiserliche Ministerium wieder aufzurühren? Haben nicht zur selben Zeit Zandt sen.'s Schatten und Zandt jun.'s Feder dem von Mendelssohn mit gutem Recht gebrandmarkten „Lehrbach-Mythos“ zu frischem Glanze zu verhelfen gesucht? Hat nicht erst im verflossenen Jahre ein junger Leipziger Doctorand 99 Seiten darauf verwendet die viel verleumdete Königin von Sicilien mit dem Verdachte

der Rastadter Blutschuld neuerdings zu verunglimpfen? Und ist nicht mit der Thatsache dieser schon so oft widerlegten und dennoch so hartnäckig bis auf unsere Tage herab bald von dieser bald von jener Seite wieder aufgenommenen Geschichten der stärkste Beweis geliefert daß es sich der Mühe verlohne endlich einmal die ganze Sache methodisch anzufassen und, was sich dabei nicht halten läßt, mit allen zu Gebot stehenden Beweismitteln ein für allemal beiseite zu schaffen? In der That wenn unser Versuch keinen andern Erfolg haben sollte als daß fortan niemand wagen dürfte sich auf die Aussage des Rastadter „glaubhaften Mannes" zu berufen, daß die mysteriöse Deposition der beiden pfälzischen Diplomaten, die in Augsburg oder München Lehrbach's Geheimnis sollen belauscht haben, keinerlei Glauben mehr fände, daß das „Märchen von der Königin Karolina" ein für allemal seinen Nimbus verlöre, so würden wir unsere Mühe für nicht umsonst aufgewendet ansehen.

* * *

Wir hatten uns bei unserem Unternehmen mannigfacher Förderung und Unterstützung zu erfreuen. Es ist von Anfang bis zum Ende in den Räumen des k. k. Staats-Archivs zu Stande gekommen, und finden wir uns der gefälligen Zuvorkommenheit der Herren Beamten desselben, namentlich des Herrn Sections-Rathes Wocher, dann dem Herrn k. k. Cabinets-Archivs-Director Fischer in Wien und Herrn königl. Ober-Bibliothekar Dr. Halm in München zu besonderem Danke verpflichtet.

Die k. k. Privat-Fideicommiß-Bibliothek in der Hofburg zu Wien besitzt, nebst anderen eben so eigenthümlichen als werthvollen Schätzen, eine ungemein reichhaltige Sammlung von Brochuren aus den letzten Decennien des vorigen und den ersten des laufenden Jahrhunderts: die Zusammenstellung der auf die Gesandtenmord-Frage sich beziehenden, aus deren Einsichtnahme wir für unsere Zwecke mannig-

faltigen Nutzen ziehen konnten, danken wir der besonderen Güte unseres gelehrten Freundes Hofrath Ritter von Becker, Vorstandes jener Bibliothek.

Auch eines jüngst Verstorbenen sei hier mit gerührter Erkenntlichkeit gedacht, des königl. Ober-Bibliothekars Dr. Ruland in Würzburg, der einen von uns nach andern Seiten vergeblich gesuchten Behelf (S. 210) aufzutreiben wußte. Anderer freundlicher Beihilfe haben wir im Texte oder in den Anmerkungen dankend erwähnt.

* * *

Das Übersichts-Kärtchen des Landstriches um Rastadt bis hinauf nach Straßburg und Freudenstadt, Haupt-Quartier General Görger's, und den Rhein hinab bis Philippsburg, der damaligen vielbedrängten Reichsfestung, wird vielleicht mancher unserer geneigten Leser als eine nicht unwillkommene Beigabe begrüßen. Man findet da ostwärts von Rastadt „Muggensturm", während wir in gleichzeitigen Schriften meist „Muckensturm" lasen, welche Schreibweise wir denn auch in unsern Text aufnahmen. Ein ähnliches Bewandtnis hat es mit „Seltz" und „Selz".

* * *

S. 105 Z. 2 von unten bitten wir „Dr. Zang" in „Dr. Haug" zu verbessern.

Wien den 5. Februar 1874.

Übersicht des Inhalts.

I. Das Neu-Frankenthum im Kampfe mit den alten Cabineten.

II. Das nächtliche Ereignis vom 28. April 1799 und dessen Folgen.

III. Das ungelöste Räthsel. Kritik und Metakritik.

Anhang.

I.

Das Neu-Frankenthum im Kampfe mit den alten Cabineten.

1.

Durch den Welttheil ging der große Riß zwischen dem Alten und Neuen, und Europa erzitterte davon in allen seinen Fugen. Und so fest begründet in den meisten europäischen Staaten in Recht und Sitte das Bestehende, so luftig und locker im Gegentheile alles war was dem Neu-Frankenthum auf seinem eben erst geschaffenen Boden zur Grundlage und Stütze diente, dennoch schien der Erfolg an die kühnen Schritte, an die gewagten Unternehmungen des letzteren gefesselt zu sein. So sehr ist, was im großen welthistorischen Gange der Dinge geschehen soll, unabhängig von dem geistigen und sittlichen Werthe der Individuen denen es zugefallen als Streiter auf dem Schauplatze zu erscheinen, unabhängig aber auch von allem Aufwand und Opfer, von allen Mühen und Künsten der Andern, die dem rollenden Rade meinen in die Speichen fallen oder Hindernisse in den Weg legen zu können. Frankreich hat vielleicht nie eine erbärmlichere Regierung besessen als das Directorium; die Mehrheit seiner Staatsmänner und politischen Agenten, eine große Zahl seiner Generale befleckten alle Laster von Habgier und Selbstsucht, während die Talente sich bei weitem nicht bei Allen über das gewöhnliche Maß erhoben; und dennoch, selbst in diesen großentheils unreinen Gefäßen, war es

das Licht der Idee, das mit seinem lockenden Glanze fast allenthalben Geister an sich zu ziehen, in seine Kreise zu bannen wußte, und die Prophezeiung des überspannten Anacharsis Cloots, die Revolution werde die Runde um die Erde machen, mit jedem Tage der Wahrheit näher rückte. Denn nichts minderes sollte diese Idee bringen, so meinten die Enthusiasten in allen Ländern, als die Ausrottung aller Uebelstände und Vorurtheile, die Verbesserung aller Zustände, eine physische und moralische Wiedergeburt des gesammten Menschengeschlechtes, die Verjüngung der ganzen Welt. Wer konnte sich da gleichgiltig zeigen oder gar mismuthig werden, wenn es nicht etwa jene waren, die in Folge des eingetretenen Umschwungs ihre auf althergebrachte Zustände und Anschauungen gebaute Stellung gefährdet sahen!?

Allerdings folgte bei nicht Wenigen nur zu bald Ernüchterung auf den ersten hoffnungsfreudigen Aufschwung, und waren es gerade die Besten ihres Volkes, die sich mit Ekel und Abscheu von den Entartungen, von den Gräueln, von der ganz neuen und unerhörten Art von Tyrannei abwandten, die einen Theil der Bevölkerung Frankreichs zum Schergen des andern machte, ihn der Guillotine opferte, in Kerker warf, oder als heimatlose von den Zwingherrn ihres Vaterlandes verfolgte Flüchtlinge über die Gränzen scheuchte. Für die neu begründete Republik gab es in ihrer innern Verwaltung und in ihren Beziehungen nach außen kein Recht und keinen Vertrag, keine Rücksicht und keine Schranke; wo sich die Gelegenheit gab ihre Macht, ihren Einfluß zu erweitern, waren ihr List und Gewalt nichts unerlaubtes um zu ihrem Ziele zu gelangen; die Heilslehre dessen was sie als Völkerfreiheit verkündete stand in ihren Augen so hoch und so gebieterisch da, daß die Wahl der Mittel, um derselben allerorts Durchbruch zu verschaffen, keinen Gegenstand von Bedenklichkeit bilden konnte.

Vergebens war die Hoffnung gewesen, nach dem Sturze der Schreckensregierung würden bessere Zustände an die Reihe kommen. Die Directorial-Regierung war nicht lang am Ruder und es konnte die Frage auftauchen ob man bei dem Wechsel überhaupt etwas gewonnen habe [1]). Tücke und Ränkespiel, und darnach Willkür und Gewaltthätigkeit charakterisirten das Walten der Directoren, von deren Mitgliedern mehr als einer überdies durch schamlose Bestechlichkeit und

verschwenderisch frivole Haushaltung allgemeines Ärgernis gaben; besonders der Director Barras und Talleyrand, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, thaten sich in diesen Stücken hervor, wovon der im Jahre 1796 in allen außerfranzösischen Zeitungsblättern abgedruckte Bericht der nordamericanischen Unterhändler ein schmachvolles Beispiel lieferte. Erfinder der Agents provocateurs deren aufreizende Reden den allenthalben verbreiteten Mismuth noch mehr anzufachen wußten, verstand es das Directorium, so oft es mit den Parteien im Lande in's Gedränge kam, zur rechten Zeit eine Verschwörung zu entdecken die es dann blutig rächen und bei dieser Gelegenheit seine gefährlichsten Feinde aus dem Wege räumen konnte. Wenn nichts anderes half mußten die auswärtigen Verhältnisse den Blick der Nation, deren Eitelkeit man schmeichelte, deren Kriegslust man entzündete, von dem inneren Elend ablenken. Es war hier dasselbe Spiel, die Anwendung derselben Mittel: hochtönende Phrasen von Freiheit und Gerechtigkeit auf der einen Seite, Treulosigkeit und Verhöhnung alles Privat- und öffentlichen Rechtes, Willkür-Acte und Einschüchterung, Wegschleppungen und maßlose Erpressungen auf der andern, die, um einen Ausdruck Schlosser's zu gebrauchen, Frankreich in einen Räuberstaat zu verwandeln schienen.

Was Wunder dann wenn das Directorium in seinem eigenen Lande verachtet und verabscheut wurde wie je eine Regierung, wenn es die Flüche und Verwünschungen aller Nationen mit denen es zu thun bekam auf sich lud. „Der schändliche Misbrauch", schrieb der damalige herzoglich württembergische Regierungsrath Reuß, „den die französische Regierung nebst einem großen Theile ihrer untergeordneten diplomatischen und militärischen Agenten von dem Glück und Übergewicht der Republik machten, hat das Interesse gar sehr geschwächt, das anfangs nicht nur so viele aus der niedern Volksclasse sondern auch selbst denkende Köpfe an den Fortschritten der neuen Lehre nahmen" [2]). Für die Stimmung Deutschlands in jener Übergangszeit bleibt es immerhin bezeichnend daß die zwei reichsten Geister der Nation, zur selben Zeit auf die Höhe ihres genialen Wirkens und Schaffens gestellt, nicht blos die von Anbeginn maßvoll angelegte Natur Göthe's, sondern auch die freiheitglühende Seele Schiller's, sich mit unverhohlener

Entrüstung über ein Treiben aussprachen, das allen Begriffen von Anstand und Sitte Hohn sprach, aus Laster Tugend machen, Tugend zum Verbrechen stempeln zu wollen schien.

Den grimmigsten Haß aber nährte jene Classe von Personen die dem schönen Frankreich früher selbst angehört, die ihm in der Zeit des ersten Schreckens flüchtend den Rücken gewandt hatten, und die nun das traurige Brod des Elends und der Verbannung aßen wo sie vordem in ihrer Heimat nur Lust und Behagen gekannt hatten. Zwischen ihnen, den Emigranten und „Royalisten", und den „Patrioten" wie sie sich selbst, oder „Königsmördern" wie ihre Feinde sie nannten, gab es keinen Frieden und keine Versöhnung. Die Gegensätze waren hier so scharf und grimmig daß sie überall wo Zeit und Ort es mit sich brachten aneinander prallen mußten, wo es dann kein anderes Recht unter ihnen gab als das rachedurstiger Vergeltung auf der einen, verzweifelter Wehr um die eigene Haut auf der andern Seite. Die auswärtigen Höfe und Regierungen hatten sich anfangs um die Emigranten vielfach angenommen. Besonders Österreich hatte dies vom ersten Anfang seines Krieges mit dem Neu-Frankenthum gethan. In einem Rundschreiben vom 22. Jänner 1792 gab Fürst Kaunitz den kaiserlichen diplomatischen Agenten zu Regensburg und München bekannt, wie Se. Majestät „in Erwägung des harten Schicksals dieser Unglücklichen" sich bewogen gefunden eine Anzahl derselben in die Vorlande aufzunehmen, und gleichzeitig durch den Prinzen von Nassau-Siegen die preußische Majestät anzugehen daß dort ein gleiches, etwa in dem Gebiet von Cleve, eingeleitet werden möchte; nur sei allerdings die Bedingung zu machen „daß die Emigranten sich ruhig still und in den engsten Schranken eines Asyls halten und nicht das geringste unternehmen was Vorbereitungen zu Feindseligkeiten verrathen könnte. Nur auf diese Art wird ihnen eine Freistätte gegönnt" ꝛc. Es war aber sehr die Frage ob sie diese Bedingung eingehen und, wenn eingegangen, auch halten würden. Schon im October 1792, nach dem verunglückten Feldzug in der Champagne, sprach Thugut gegen Philipp von Cobenzl ernste Befürchtungen in dieser Richtung aus: „Die Emigranten seien zu allem fähig, und es sei zu fürchten daß sie sich in die Wälder werfen und die öffentlichen Straßen unsicher machen könnten" [3]).

In der That, wenn die Wuth der Emigranten gegen alles was aus ihrem früheren Vaterlande kam in der ersten Zeit mit Eitelkeit Hoffart und Großsprecherei gepaart gewesen war, so hatte sich ihrer, seit es mit ihren kriegerischen Anschlägen gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich ein so klägliches Ende genommen, eine Art tollkühner Verzweiflung bemächtigt, besonders gefährlich bei den Vielen die sich, nachdem ihnen die aus der Heimat mitgebrachten Mittel ausgegangen, in den drückendsten äußeren Verhältnissen befanden. Seit jener Zeit aber, im Hingang der neunziger Jahre, war ihre äußere Lage nicht besser, ihre Stimmung nicht versöhnlicher geworden. Die höher Gestellten schürten in den Cabineten zum Kampfe auf's Messer gegen die französische Republik. Am preußischen Hofe waren sie durch Lombard u. a. eingeführt; in St. Petersburg machte sich Choiseul-Gouffier zu schaffen; in Österreich standen die Bellegarde, Dietrichstein, Merveldt, die niederländische Aristokratie mit ihnen in Verkehr. Gleichzeitig hatten sie ihre Fäden in den Heeren der Verbündeten, besonders in den Reihen der österreichischen Armee wo sich ihr Einfluß in manch untergeordneten Vorfällen bemerkbar machte. Jeder einzelne Neu-Franke oder „Patriot“ war ihr persönlicher Feind, für dessen Bekämpfung und Vernichtung ihnen jedes Mittel erlaubt schien; mindestens hielt sie die öffentliche Meinung dessen fähig. Als Dr. Gall im November 1795 in Freiburg mehrere daselbst weilende Republicaner ärztlich zu behandeln hatte, hielt er sich verpflichtet in der Apotheke bei Bereitung der Medicamente anwesend zu sein, damit nicht etwa, auf Anstiften der Emigré's die jenen den Tod geschworen hatten, Gift beigemischt würde [4]).

2.

Die junge französische Republik war aus ihrem ersten Kampfe mit den alt-europäischen Mächten als Siegerin hervorgegangen. Nach manchen Wechselfällen des nun bald fünfjährigen Krieges auf französischem und deutschen, auf italienischem und österreichischen Boden hatte der jugendliche Held aus Corsica — das gewaltige „Völker-Notabene“

(NB) wie ihn Jean Paul später 1809 in den „Dämmerungen für Deutschland" nannte — das Brennus-Schwert in die Wagschale der modernen Gallier geworfen, deren siegreicher Ungestüm jetzt einen ihrer Gegner nach dem andern zu Boden warf.

Von Preußen, das schon 1795 durch den schmachvollen Frieden zu Basel seinen Abfall von der gemeinsamen Sache besiegelt hatte, in Stich gelassen; von den deutschen Reichsständen, deren viele, zumal die nördlichen, von Preußen zur sogenannten Demarcationslinien-Politik förmlich gezwungen wurden, nur lau und schwach unterstützt; von seinen italienischen Bundesgenossen, seit den besonderen Abmachungen Toscanas Sardiniens Roms und Neapels mit Frankreich, jeder Hilfe und Unterstützung beraubt, war Österreich zuletzt auf seine eigenen bereits sehr erschöpften militärischen Kräfte und auf die drückend genug gestellten Geldaushilfen Englands beschränkt, als General Buonaparte, nach Aushungerung des tapfern Wurmser in Mantua, Februar 1797, dem nach Inner-Österreich zurückweichenden Erzherzog Karl nachzog, in das Herz der kaiserlichen Erbstaaten drang und Wien bedrohte. Zwar erhob sich jetzt auf den Ruf des geliebten Monarchen von allen Seiten der Landsturm, und war es der feindliche Feldherr selbst der den Erzherzog mahnte dem Blutvergießen ein Ende zu machen, 31. März. Schon begann man in Wien wieder freier zu athmen, schon fanden die Stimmen derjenigen die für muthvolle Ausdauer im Kampfe waren vielfach Gehör, als England, in diesem entscheidenden Augenblicke mäkelnd und feilschend, plötzlich die erwarteten Zahlungen sperrte worauf Österreich nichts übrig blieb als auch seinerseits die Hand zur Einstellung des Kampfes zu bieten. So kamen am 18. April im Eggenwald'schen Garten zu Leoben die ersten Präliminarien, mit günstigeren Bedingungen für Österreich als es nach den unglücklichen Kämpfen der letzten Monate erwarten durfte, zustande, Bedingungen die freilich fünf Wochen später, 24. Mai, durch die Übereinkunft von Montebello um einen großen Theil ihrer Kraft gebracht wurden. In Montebello wurde auch festgesetzt, alle das deutsche Reich betreffenden Verhandlungen einem Congresse vorzubehalten der sich mit 1. Juli in Rastadt versammeln und dem keine fremde Macht beigezogen werden sollte. Zu diesem Congresse kam es zur bestimmten Zeit nicht. Dagegen



begannen im Juli zu Ryssel (Lille) ohne Österreichs Theilnahme Unterhandlungen wegen Abschluß eines allgemeinen Friedens, die von britischer Seite durch Malmesbury, von französischer durch Maret und Letourneur geführt wurden.

Alle diese Einleitungen erfuhren einen Rückstoß, als in Paris mit dem 18. Fructidor (3./4. September) 1797 ein unerwarteter Wechsel in den Trägern der obersten Regierungsgewalt vor sich ging. Barras Reubell und Larevellière-Lépeaux entledigten sich durch nächtlichen Überfall ihrer beiden Collegen, des charaktervollen Carnot und des humanen Barthélemy; ersterer entkam durch Flucht in die Schweiz, letzterer und eine beträchtliche Anzahl von Volksvertretern, Journalisten, frühern Beamten und andern den neuen Gewalthabern unbequemen Persönlichkeiten, darunter Männer von der höchsten Begabung, vom reinsten Patriotismus, wurden verhaftet und ohne Anklage und Proceß zur Deportation verurtheilt. Diesen einleitenden Schritten folgte rasch die Ausführung. In nicht weniger als 51 Departements wurden die Wahlen für ungültig erklärt, die Decrete gegen eidscheue Priester so wie gegen die Emigranten mit erhöhter Schärfe in Wirksamkeit gesetzt. Am 8. September traten die gefangenen Opfer des Staatsstreichs in vergitterten Käfigen ihre Reise an, welche sie über Rochefort nach Cayenne und in die tödtlichen Sümpfe von Sinnamary führen sollte. Ein höchst auffallendes Zusammentreffen war es daß wenige Tage später, 15. September, einer der kühnsten glücklichsten und zugleich edelsten französischen Generale, der jugendliche Hoche, zu Wetzlar an der Lahn vom Tode dahingerafft wurde; er hatte sich mit Barras und Reubell überworfen, und es gab nicht Wenige die sein unerwartetes Ende einer Vergiftung zuschrieben deren Spuren sich, wie versichert wurde, in dem todten Körper fanden. Es half dem Directorium nichts daß es für den gefallenen Helden eine der großartigsten Trauerfeierlichkeiten veranstaltete und ihm bei den Weißenthurmer Linien ein Monument zu setzen befahl; den Verdacht eines schwarzen Verbrechens ließen sich die Leute nicht nehmen.

Mit der Herrschaft des „gereinigten" Directoriums, wie es Barras nannte, traten auch die Friedensverhandlungen in eine andere Phase. Mauret und Letourneur in Lille wurden durch Treilhard und

Bonnier ersetzt, 13. September, die ihrem britischen Gegenmann ein unannehmbares Ultimatum stellten und, als er dasselbe zurückwies, eine vierundzwanzigstündige Frist zur Abreise setzten. Auch in Italien würden sich die Verhandlungen wegen des Friedens wahrscheinlich zerschlagen haben, wenn Buonaparte der Mann gewesen wäre sich schlechthin als Werkzeug gebrauchen zu lassen. Die Pariser Machthaber hatten auch Clarke, den Freund Carnot's, von seinem Posten zur Seite des Oberfeldherrn abberufen (21. September), den aber dieser, ohne sich um das Gebot des Directoriums zu kümmern, nach wie vor bei sich behielt. Ihm war selbst daran gelegen daß ein baldiges Ende gemacht werde. In Passariano, einem Schlosse des letzten Dogen von Venedig, hatte er sein Haupt-Quartier aufgeschlagen, in dem nahen Udine traf er behufs der Conferenzen mit den österreichischen Bevollmächtigten, Graf Ludwig Cobenzl und General Merveldt, und dem Vertreter Neapels Marchese de Gallo zusammen.

Die bedeutendsten Schwierigkeiten machte die österreichische Entschädigungsfrage. Österreich bestand darauf sich für die großen Gebietsverluste die es erlitten Ersatz in Italien zu holen, während Buonaparte die apenninische Halbinsel am liebsten für sich behalten und Österreich auf Deutschland verwiesen hätte. „Würde Ihnen nicht Salzburg anstehen?" warf er am 30. September hin. „Was ist Salzburg", erwiederte Cobenzl, „im Vergleich zu den ungeheuren Ansprüchen welche Sie erheben? Wenn Sie auch noch ein Stück Bayern bis zum Inn hinzufügten, so wäre es kaum eine Entschädigung für unsere Besitzungen in Schwaben. Uebrigens wollen wir nichts in Deutschland, der Kaiser hält sehr entschieden an dessen Integrität." Bei den Verhandlungen ging es mitunter scharf genug her, wiederholt stand man auf dem Punkte abzubrechen; anfangs October setzte sich Buonaparte mit dem österreichischen Feldzeugmeister Freiherrn von Terzi wegen Kündigung des Waffenstillstands in Verkehr. Endlich am 7. war man über die Hauptpunkte im reinen, und Cobenzl bestand nur darauf durch einen Eilboten in Wien anfragen zu lassen. Buonaparte wollte anfangs von keinem Zuwarten wissen, da Cobenzl unbedingte Vollmacht habe; dann aber, seinerseits von Paris aus gedrängt, benützte er den Aufschub zu neuen Forderungen, verlangte unter anderem die Abtretung der jonischen

Inseln an Frankreich und gab, da Cobenzl das nicht zugestehen wollte, am 9. eine Erklärung zu Protokoll auf die man, wie er selbst sagte, nur mit Kanonen antworten könne: er verwarf darin die Präliminarien von Leoben als Basis der Friedensverhandlungen, verweigerte Österreich jeden Ländererwerb in Italien und wollte demselben höchstens Dalmatien und Istrien überlassen. Nun erst gab Cobenzl, der zuletzt alles zu verlieren fürchtete, bezüglich der jonischen Inseln nach und Buonaparte zog seine Erklärung zurück.

Zwei Tage später, am 11. October, kam es zu einer neuen Scene, der heftigsten von allen. Den Anlaß gab die deutsche Frage über die man sich noch immer nicht hatte einigen können, weil der französische Oberfeldherr von Österreich die Anerkennung des Rheins als der natürlichen Gränze zwischen Deutschland und Frankreich und die Einräumung von Mainz verlangte. „Der König von Preußen", sagte er einmal, „hat uns das linke Rhein-Ufer zugestanden; wir sind ihm verpflichtet weil er zuerst die Coalition verlassen hat." Dagegen wandte Cobenzl ein: „der Kaiser könne weder geheim noch öffentlich eine Gränze der Republik anerkennen die noch nicht vorhanden sei, und die zu bestimmen Er gar nicht das Recht habe; Er thue schon mehr als man von Ihm fordern könne wenn Er verspreche beim Wiederausbruch des Krieges nur Sein Contingent zu stellen". Der Corse, den an diesem Tage eine beträchtliche Portion Punsch die er genossen sichtlich aufregte, gerieth über diesen Widerstand in Wuth. „Das Reich", schrie er, „ist eine alte Metze an der jeder seine Nothzucht übt. Man nimmt die Reichsverfassung nur zum Vorwand um meinen Forderungen auszuweichen. Immer hat der Sieg die französischen Heere begleitet und wird sie auch fernerhin begleiten. Ihr redet zu Frankreich wie ein Sieger da ihr doch geschlagen seid". Dabei erhob er sich, griff rasch nach seinem Hut, dessen Federbusch mehrere Porcellangefäße von großem Werthe zur Erde streifte daß sie in Scherben zerschlugen, und verließ, indem er sich bedeckte und Drohungen und Entschuldigungen durcheinander warf, den Conferenz-Saal, den Palast, die Stadt um nach Passariano zurückzukehren [5]).

Sechs Tage nach diesem Auftritte, am 17. October, fand in dem zwischen Udine und Passariano gelegenen kleinen Pfarrdorf Campo-

formio die Ausfertigung und Unterzeichnung der Friedensurkunden statt. Die Bedingungen waren für Österreich in mehr als einer Hinsicht drückend genug. Es verlor seine Niederlande und die Herzogthümer Mailand und Mantua, und nahm dafür von Venedig und der Terraferma bis an den Lago di Garda, die Etsch und den Po, von dem venetianischen Istrien und von Dalmatien mit den zu diesen beiden Landstrichen gehörigen Inseln Besitz. In den geheimen Artikeln (III bis VI) gestand es außerdem die Abtretung der Grafschaft Falkenstein und des Frickthals im Breisgau zu, wogegen Frankreich seine „guten Dienste" versprach, ihm als Entschädigung dafür das Erzbisthum Salzburg und das bayerische Gebiet rechts vom Inn mit der festen Stellung von Wasserburg zu verschaffen. Andrerseits sagte der Kaiser seine „guten Dienste" dem Reiche gegenüber zu, daß der Rhein vom Austritt aus der Schweiz bis zur Mündung der Nette bei Andernach als natürliche Gränze Frankreichs angenommen werde; sollten die Reichsstände darauf nicht eingehen wollen, so werde Österreich im wiederausbrechenden Kriege nicht mehr als sein Contingent stellen (Art. I). Endlich mußte sich Österreich verpflichten (Art. XIII) zwanzig Tage nach Auswechslung der Ratificationen seine Truppen aus den festen Plätzen von Mainz Ehrenbreitenstein Philippsburg Mannheim &c. herauszuziehen und das ganze Reichsgebiet jenseits seiner eigenen Gränzen zu räumen. Die Voraussetzung unter welcher Österreich diese Zugeständnisse machte war allerdings die, daß von Seite der französischen Republik alles, was ihr in dem Friedensvertrage hinsichtlich der italienischen Verhältnisse eingeräumt worden (Art. III bis VIII dann XVIII), gewissenhaft werde beobachtet und nicht darüber hinausgegangen werden; auch sollten mit Auswechslung der Ratifications-Urkunden alle Lieferungen Contributionen und sonstigen Kriegsleistungen in den besetzten Gebieten aufhören (Art. XXII). Bezüglich der Schweiz war in dem Vertrage nichts festgesetzt; allein auch hier war es selbstverständlich, daß nicht ein Theil zum offenbaren Nachtheil oder zur Bedrohung des andern die Waffenruhe für seine eigenen Zwecke ausbeuten dürfe.

Zur schließlichen Ordnung der Angelegenheiten des deutschen Reiches, namentlich was die Frage der Gränze gegen Frankreich, dann

der freien Schifffahrt auf den Gränzflüssen (Art. XI) betraf, sollte binnen Monatsfrist zu Rastadt ein Congreß beginnen, zu welchem sowohl der Kaiser-König und Frankreich ihre Gesandten, als die deutsche Reichsversammlung ihre „Friedens-Deputation" zu schicken hätten.

3.

Der kaiserliche dirigirende Minister der auswärtigen Angelegenheiten war mit dem was in Udine und Campoformio abgemacht worden nichts weniger als einverstanden.

Freiherr von Thugut — eine, wenn wir eben so vielverbreiteter als haltloser Fraubaserei unser Ohr leihen wollen[6]), ihrer Herkunft nach halb mythische Erscheinung, in Wahrheit aber ein Charakter von festem körnigen Gefüge, völlig klar in seiner Entwicklung, in seinem äußeren Lebenslauf, in seinen öffentlichen wie privaten Verhältnissen — hatte den Gang der französischen Revolution von allem Anbeginn mit aufmerksamen Blicken verfolgt, und es hatte sich in ihm ein tiefes Mistrauen in das was die nächste Zukunft Österreich bringen würde, eine düstere Voraussicht der von Frankreich seinem Vaterlande drohenden Nachtheile und Übel festgesetzt. Was gleich in der ersten Zeit seine Befürchtungen mehrte, war die Haltung welche Preußen unmittelbar nach dem verunglückten Feldzuge in der Champagne zu beobachten begann. „Es liegt am Tage", schrieb Thugut im April 1793 an Colloredo, „daß die Preußen es darauf abgesehen haben die Fortschritte der Waffen Sr. Majestät aufzuhalten, so oft sie dies ohne sich einem Vorwurfe auszusetzen thun können" [7]). Und im August darauf: „Unsere preußischen Alliirten sind wahrhaft unerträglich mit ihren ewigen Ränken, und vor allem mit ihrer jetzigen Erbitterung gegen Wurmser weil er es gewagt hat den Feind in Jockrim anzugreifen. Glücklicherweise ist ihm der Streich gelungen; uns aber bleibt nichts übrig als uns mit Geduld zu waffnen, denn wir müssen ihn bis zur Neige leeren den bitteren Kelch unseres unseligen Bündnisses mit ihnen" [8]). Am kaiserlichen Hofe selbst gab es eine mächtige Partei die sich von den preußi-

schen Vorspiegelungen bestricken ließ, die bald mit den Anschauungen und Absichten Thugut's in entschiedenen Widerstreit gerieth und gegen ihn, so oft es ihr gelang das Ohr des Monarchen zu gewinnen, alle Künste verdächtigender Überredung in Thätigkeit setzte. Kaiser Franz hatte großes Vertrauen zu seinem entschlossenen und thatkräftigen Minister, allein er besaß nicht Festigkeit genug um sich von den Vorschlägen anderer Rathgeber nicht mitbestimmen zu lassen. Es ergab sich daraus ein Schwanken in den Entschlüßen, eine Halbheit in den Unternehmungen die Thugut auf's tiefste beklagte [9]). „In einer so furchtbaren Gährung wie die gegenwärtige", heißt es in einem vertrauten Schreiben vom 29. Mai 1794, „kann das geringste Versehen, dessen man sich von jetzt an schuldig machen würde, alles verderben ohne Aussicht auf Rettung und Hilfsmittel. Es kann jetzt nicht auf ein wenig mehr oder minder Anstrengungen ankommen die es der Monarchie kosten, oder auf den Versuch einer kurzen Waffenruhe die vielmehr unsern Untergang unabwendbar machen würde; es heißt nach einem sehr wohl überlegten Plane den bestmöglichen Gebrauch von all unsern Hilfsmitteln, von all unsern Kräften machen um einen gänzlichen Zusammensturz zu verhindern, um eine prächtige Monarchie zu erhalten welche die glorreichen Vorfahren Seiner Majestät gegründet haben und welche Seinen erlauchten Nachkommen ungeschmälert zu erhalten die heiligste der Pflichten ist". Thugut war in dieser Zeit auch körperlich leidend; eine Blasenkrankheit, durch Anstrengungen von Reisen und durch die Hitze der Jahreszeit genährt und gesteigert, flößte den Ärzten die größten Besorgnisse ein; dennoch ließ er sich in seinem Dienste keine Ruhe und setzte die letzten seiner Kräfte daran um seinen Pflichten als Staatsdiener und Patriot zu genügen [10]).

Im Herbst 1794 mehrten sich die Anzeichen einer treubrüchigen Annäherung Preußens an den bisher gemeinschaftlichen Feind. Thugut wollte lang nicht daran glauben; „nicht daß er so gut wie jeder andere wisse daß der Hof von Berlin zu allen möglichen Schändlichkeiten (à toutes les infamies possibles) aufgelegt sei; allein es sei doch kaum denkbar daß man in Berlin nicht einsehen solle daß es kein Mittel gebe irgend etwas haltbares mit Frankreich, in dem Stande wie sich die Dinge dort befinden, abzumachen" (an Colloredo 27. October).

Dennoch geschah das unglaubliche. Am 5. April 1795 schloß Preußen zu Basel den schimpflichen Sonder-Frieden mit Frankreich ab, laut dessen die Franzosen im Besitze der links-rheinischen Besitzungen des preußischen Königs bleiben sollten bis ein endgiltiger Reichsfriede die Bestimmungen über das ganze Ufer festsetzen würde; in einem geheimen Artikel ließ sich Preußen, für den Fall als seinerzeit das ganze linke Rhein-Ufer an die Republik fiele, Entschädigung zusichern; zugleich wurde eine Demarcationslinie für alle norddeutschen Gebiete festgesetzt deren Reichsglieder binnen eines Zeitraumes von drei Monaten entweder unmittelbar oder durch preußische Vermittlung ihren Frieden mit Frankreich machen könnten. Österreich war jetzt, da auch die anderen Reichsstände nur lässige Beihilfe leisteten, diesseits der Alpen fast auf seine alleinigen Mittel angewiesen, während es jenseits derselben täglich einen neuen Abfall seiner italienischen Bundesgenossen befürchten mußte. Thugut wurde dadurch in seinen Entschlüßen nicht wankend. Immerfort sah er es als das größte Übel an, das Beispiel Preußens nachzuahmen und mit Frankreich zu pactiren. „Wie soll man", rief er aus, „unterhandeln mit einer Regierung die mehr als je ihres Bestandes nur von einem Tage zum andern sicher ist!" (An Colloredo am 5. Juli 1795.) Seine Haltung blieb fest wenn alles um ihn herum bangte und zweifelte. „Der Minister des Auswärtigen", schrieb Lucchesini im Jahre 1796 über ihn nach Berlin, „scheint die Feinde des Staates eben so wenig als seine eigenen zu fürchten; er hat dem Grafen von Saint-Priest und andern fremden Gesandten angezeigt daß, so lang er Minister bleibe, kein anderer als ein ehrenvoller Friede geschloßen würde; er habe dem Kaiser erklärt, in dem Augenblicke wo Andere eine furchtsame und niedrige Maßregel rathen könnten, würde er den Platz verlassen auf den er gegen seinen Willen erhoben sei". Allein seine Lage wurde von Jahr zu Jahr schwieriger und mehr als einmal, wenn anhaltendes Unglück die kaiserlichen Waffen verfolgte, war die kriegsmüde Partei daran die Oberhand zu bekommen. So im Juli 1796 wo Fürst Rosenberg, einer seiner ausgesprochensten Gegner, in die Burg beschieden wurde und wo es allgemein hieß, er werde den kampflustigen Freiherrn ersetzen um Friedensverhandlungen einzuleiten. Dazu kam es zwar nicht sogleich, allein Thugut's Einfluß

schien einen dauernden Stoß erlitten zu haben und seine Entfernung vom Staatsruder nur eine Frage der Zeit zu sein.

Thugut gehörte zu jener Classe unserer damaligen Staatsmänner die sich in erster Linie als Österreicher fühlten, denen aber das Wohl und der Ruhm des ehrwürdigen deutschen Kaiserthums keineswegs gleichgiltig blieb. Er beklagte auf's tiefste den einschneidenden Riß den der Baseler Friede zwischen den nord- und den süddeutschen Ständen gemacht hatte. Er erkannte mit bitterem Groll daß es, wenn auch einige deutsche Fürsten, wie namentlich Darmstadt Sachsen Württemberg, noch fest zum Kaiser standen, ein deutsches Gesammtreich nur der Form und dem Namen nach mehr gab. Er wurde nicht müde auf den Abgrund hinzuweisen dem das tausendjährige Staatengebilde durch die Verblendung seiner Glieder, deren festes inniges Zusammenstehen es, zumal in einer solchen Zeit gewaltsamen und rücksichtslosen Anstürmens von jenseits des Rheins her, allein beisammen halten konnte, unaufhaltsam entgegen geführt wurde. Seine Klagen, seine Vorwürfe, seine Mahnungen und Warnungen blieben ohne Erfolg, und so behielt er von jetzt an mehr und mehr das im Auge was ihm zunächst am Herzen liegen mußte: das Interesse der Erbstaaten seines kaiserlichen Herrn [11]). Nachdem der Verlust der österreichischen Niederlande und der Besitzungen im Breisgau kaum mehr aufzuhalten war, wandte Thugut seinen Blick nach dem nördlichen Italien, wo man überdies für die bevorstehende Einbuße der Herzogthümer Mantua und Mailand Ersatz fordern mußte. Aber nicht aus den Händen eines übermüthigen Siegers, wenn es nach dem stolzen Sinne Thugut's ging, sollte Österreich die Gebietsentschädigungen empfangen auf die es gerechten Anspruch hatte; sie sollten der Preis eines Kampfes sein den Österreich mit ausdauernder Festigkeit und Willenskraft fortführen mußte bis in Frankreich eine beruhigende Ordnung der Dinge und damit ein sicherer Boden für internationale Abmachungen geschaffen wäre. Das war es was Thugut einen „ehrenvollen und dauerhaften Frieden" nannte, ohne den Österreich, wie er bei jedem Anlaße wiederholte, vom Kampfe nicht ablassen dürfe.

Nach dem Abzuge der Franzosen aus der oberen Steiermark, April 1797, fühlte man sich in Wien wieder frei; die feige Partei

des Friedens um jeden Preis verlor in demselben Maße an Boden in welchem Thugut's Einfluß neuerdings im Steigen war. Man schämte sich bei Hof des jähen Schreckens, man bereute den vorschnellen Abschluß der Präliminarien; mit aller Anstrengung wurden neue Rüstungen betrieben, die Lücken des Heeres ausgefüllt, die festen Plätze in besseren Stand gesetzt. Thugut's Freunde jubelten. „Der Allmächtige wolle", schrieb unser Gesandte in Berlin Prinz Reuß am 21. April an seinen Petersburger Collegen Grafen Franz Dietrichstein, „den Muth, den gewiß seltenen und auf solche Weisheit gegründeten Muth unseres verehrungswürdigen Baron Thugut mit dem erwünschten Erfolge krönen, damit die wahrhaft teuflischen Anschläge der alle menschliche Glückseligkeit zerstörenden verabscheuungswürdigen Gallier zerschellen und wie Staub verstieben mögen". Thugut's Kraft und Standhaftigkeit in jener bedrängten Zeit waren in der That der größten Bewunderung werth. „Selbst wenn die Franzosen in das Herz der Monarchie drängen", sagte er eines Tages zum Marchese de Gallo, „darf Österreich keinen Separat-Frieden schließen; Wien ist nicht die Monarchie; der Kaiser wird seine Hauptstadt verlassen und die Provinzen werden aufstehen!" [12]).

Allein der Friede war beschlossen und es kam jetzt nur darauf an, selben nach Thugut's stets wiederholtem Ausdruck zu einem „ehrenvollen" zu machen, ehrenvoll nicht blos für seinen Monarchen, sondern ehrenvoll auch für das deutsche Reich. „Die Abtretung des linken Rhein-Ufers an Frankreich", so lauteten Thugut's Instructionen vom 15. April für Merveldt und de Gallo, „könne man nicht zugestehen; diese Weigerung gründe sich auf die vom Kaiser bei der Krönung eingegangenen Verpflichtungen; man müsse daher in den Präliminarien ausbedingen daß über den Frieden mit dem Reich auf der Basis von dessen Integrität verhandelt werde". Allein die Übereinkunft von Montebello, von de Gallo voreilig abgeschlossen, gab zum größten Unwillen Thugut's in diesem wie in andern Punkten, auf welche er mit Recht großen Werth legte, die Stellung fast völlig preis die man in Leoben gewonnen hatte, und der junge französische Ober-General wußte in Passariano und Udine diesen Vortheil klug zu benützen. Zwar verfingen dessen Ränke und

Vorspiegelungen bei Thugut nichts [13]); allein Cobenzl und Merveldt die unmittelbar im Feuer standen sahen sich aus einer Position in die andere gedrängt, bis sie zuletzt selbst in Dingen nachgaben die Thugut bis auf das äußerste vertheidigt wissen wollte. Zuletzt sah auch er, der muthige starke, keinen Ausweg. Die innern Zustände in Frankreich nahmen seit dem 18. Fructidor eine stets ungünstigere Wendung; Minister Grenville, von Thugut befragt ob Österreich bei Wiederausbruch des Krieges auf Englands Beistand zählen könne, lehnte in schroffer Weise ab; die Kräfte der Erbstaaten waren für den Augenblick erschöpft: es blieb nichts übrig als in der Sache nachzugeben und wo möglich wenigstens die Form zu wahren. „Was sollen wir thun", schrieb Thugut am 12. October an Cobenzl, „um die Schmach der Bestimmungen, die wir rücksichtlich des Reiches zuzulassen gezwungen sind, wenigstens zu überkleiden? Die Geschicklichkeit Ew. Excellenz ist unsere einzige Hoffnung, Sie liefern ein wahres Meisterstück wenn es Ihnen gelingt". Allein schon war das Gegentheil davon eingetreten. Unmittelbar darauf nachdem der Courier Thugut's von Wien abgegangen, traf das Schreiben Cobenzl's vom 10. ein worin er seine steigende Bedrängnis schildert, und wie er alles mögliche erschöpft habe ohne zu dem gewünschten Ziele zu kommen. „Ich war schamroth, der Genehmigung Sr. Majestät und Ew. Excellenz einen Entwurf unterbreiten zu müssen der so weit von den Präliminarien sich entfernt" [14]). Als Thugut den wirklichen Abschluß des Friedens und die näheren Bestimmungen desselben erfuhr, war er auf's äußerste erschüttert und bekümmert. Er erblickte darin den Anfang vom Ende Österreichs [15]) und that alles mögliche den Vollzug rückgängig zu machen, indem er seinem Monarchen vorschlug dem getroffenen Übereinkommen die Genehmigung zu versagen. Doch dazu war Kaiser Franz nicht zu bewegen. Die Friedens-Partei, zugleich die erklärte Feindin des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, bot alles auf dem Kriege ein Ende zu machen. Sie säumte nicht die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden nach allen Seiten hin auszuposaunen, was ihr denn auch mit überraschendem Erfolge gelang. „Was meine Verzweiflung auf die Spitze treibt", schrieb Thugut am 22. October an Colloredo, „ist die schmachvolle Erniedrigung unserer Wiener, die beim

blosen Namen des Friedens in einen Taumel von Entzücken gerathen, ohne daß sich auch nur ein einziger die Mühe gäbe nach den Bedingungen, ob gut oder schlecht, zu fragen; kein Mensch läßt sich ein graues Haar wachsen um die Ehre der Monarchie, noch wie es mit dem Reiche stehen werde von heute in zehn Jahren, wenn man nur für den Augenblick wieder in die Redouten laufen und mit Ruhe seine Backhendl verzehren kann" [16]).

Thugut, am Gemüthe krank und auch körperlich wieder leidend [17]), dachte von dieser Zeit daran sich von den Geschäften zurückzuziehen, jedenfalls seinen Monarchen um Abnahme des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten zu bitten.

4.

Mit kaiserlichem Commissions-Decrete vom 1. November 1797 wurde die Reichsversammlung zu Regensburg in Kenntnis gesetzt daß sich ihre Abgesandten demnächst in Rastadt einzufinden hätten, wohin der kaiserliche Plenipotentiarius Franz Georg Reichsgraf von Metternich-Winneburg-Ochsenhausen sich bereits auf dem Wege befinde. Wenn letzteres nicht blose Redensart war so muß der edle Graf, ein stattlicher Herr von etwas altmodischem Zuschnitt und Wesen, dabei Lebemann und, wie allerhand Leute wissen wollten, dem schönen Geschlecht nicht gerade abgeneigt, sehr langsame Tagreisen gemacht haben, wie denn auch die Bevollmächtigten der andern Stände keine besondere Eile zeigten. Die meisten trafen nicht vor den letzten Tagen November, einige erst um die Mitte December in Rastadt ein.

Die Vertretung des deutschen Reiches bei dem bevorstehenden Congresse hatte die für die Friedensverhandlungen gewählte Deputation des Regensburger allgemeinen Reichstages auf sich, kurzweg „Reichs-Friedens-Deputation" genannt, an deren Spitze als „Directorial-Gesandter" der kurmainzische Bevollmächtigte Staats-Minister Freiherr von Albini fungirte; die mit dieser Stellung verbundene Protocolls-führung ließ er durch den Legationssecretär Freiherrn von Münch-

Bellinghausen besorgen. Von den übrigen „Subdelegirten" der allgemeinen deutschen Reichsversammlung nennen wir, weil ihre Namen im Verlaufe unserer Darstellung noch vorkommen sollen, den hessendarmstädtischen Staats-Minister von Gatzert, den Bevollmächtigten für das Herzogthum Bremen als Theil der hannoverschen Lande Freiherrn von Reden, jenen des Fürstbischofs von Würzburg Domherrn Grafen von Stadion. Den Landesherrn auf dessen Gebiet der Congreß tagte, den Markgrafen von Baden vertrat der Staats-Minister Freiherr von Edelsheim; Hofrath Posselt, Oheim des bekannten Schriftstellers, versah die Stelle eines Legationssecretärs. Aber auch andere deutsche Reichsstände, die nicht zu der eigentlichen von Regensburg aus subdelegirten Reichs-Friedens-Deputation gehörten, hatten ihre diplomatischen Agenten in Rastadt. So ließ sich Kaiser Franz in seiner Eigenschaft als König von Ungarn und Böhmen durch den Grafen L. Cobenzl, für den österreichischen Kreis durch den Grafen Lehrbach vertreten; unter dem ihnen für die Verhandlungen beigegebenen Personale befanden sich der Legations-Rath Hoppé, der Botschafts-Secretär und Feldkriegskanzlei-Director von Bleul u. a. m. Preußen sandte seinen Staats-Minister Grafen von Görtz-Schlitz, seinen Bevollmächtigten am britischen Hofe Freiherrn von Jacobi-Klöst und den Geheimrath von Dohm; der Kammerherr Graf Bernstorff als Legations-Rath, Herr von Jordan und der geheime Archivar Karl Heinrich Lang als Legations-Secretäre befanden sich zu ihren Handen. Für Holstein erschienen der königlich dänische Kammerherr und Gesandte am Berliner Hofe Niels von Rosenkrantz und der Legations-Rath Professor von Eggers. Das wetterauische Grafen-Collegium vertrat der regierende Reichsgraf zu Solms-Laubach Reichshofrath in Wien, die unmittelbare Reichsritterschaft der odenwaldische Ritterhauptmann Freiherr Eberhard von Gemmingen, den oberrheinischen Canton derselben insbesondere der herzoglich zweibrückische Geheimrath Freiherr von Gagern, den Malteser-Orden der Chevalier de Bray rc. Von Gelehrten und Staatsrechtskundigen befanden sich die Professoren Martens aus Göttingen, Häberlin aus Helmstädt, Zentner aus Heidelberg u. a. beim Friedens-Congreße.

Die Hauptrolle in dieser vielköpfigen deutschen diplomatischen Welt spielten begreiflicherweise die Vertreter der beiden Hauptmächte Österreich und Preußen. Zu den früheren Rivalitäten unter ihnen war in den letzten Jahren manch' neue gekommen. Zwar die Monarchen hegten weder Groll noch Ärger widereinander. Der junge preußische König Friedrich Wilhelm III., eben erst zum Throne gelangt, mit allen häuslichen Tugenden ausgestattet, Muster eines Gatten und Vaters, im öffentlichen Auftreten schüchtern und ängstlich, ähnelte in diesen Stücken dem nur um zwei Jahre ältern Könige von Ungarn und Böhmen. Aber zwischen ihren Staatsmännern und Ministern gab es fortwährend, wenn auch nicht offen hervortretend, Zwiespalt und Misgunst aller Art, oder vielmehr die beiderseitige Politik abgesehen von allen Persönlichkeiten brachte dies mit sich. Österreich mochte Preußen noch immer nicht den Baseler Frieden verzeihen; Preußen dagegen konnte die geheimen Artikel des Vertrages von Campoformio nicht verwinden, deren Inhalt es vorläufig mehr errieth als kannte. Es schrieb Oesterreich verdeckte Gelüste auf Bayern oder doch gewisse Theile davon zu [18]), während Oesterreich Preußen mit Bereicherungen aus den mit Frankreich verabredeten Säcularisationen, namentlich Köln Münster Paderborn Hildesheim, in Verdacht hatte. Als nun Preußen später, theils durch französische Ränke theils durch russische Unvorsichtigkeit, die geheimen Abmachungen zwischen Frankreich und Österreich wirklich erfuhr und daraus ersah daß die friedenschließenden Mächte die Regelung der neuen Ländervertheilung sich allein vorbehalten hatten, ja Preußen von jeder Entschädigung ausdrücklich ausschließen wollten, konnte die Stimmung der kurbrandenburgischen Gesandtschaft gegen die kaiserliche keine freundlichere werden. Dieser geheime Antagonismus, dies gegenseitige Mistrauen und Vorbauen setzte sich während des ganzen Congresses hinaus fort, wie es denn auch bei Beurtheilung der Katastrophe die das Ende desselben verdunkelte seine gehäßige Rolle mitspielte.

Von den Ministern des Kaisers waren zwei, der vornehme würdevolle Metternich und der gewandte Cobenzl, einer der befähigtesten Diplomaten und zugleich liebenswürdigsten Gesellschafter seiner Zeit, ganz die Männer den in der Natur der Verhältnisse liegenden Zwiespalt

mindestens nach außen versöhnend auszugleichen, eine Anerkennung die man dem Dritten im Bunde, dem heftigen, in seinen Ausdrücken häufig unüberlegten, dabei schwatzhaften Lehrbach nicht konnte zutheil werden lassen. Von den preußischen Vertretern war keiner der den traditionellen Antagonismus gegen die katholische deutsche Kaisermacht nicht in seinem Herzen trug, wenn sie auch in ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten so verschieden als möglich waren: Graf Görtz-Schlitz ein Diplomat der alten Schule mit silberweißen Haaren, ein immerwährendes Lächeln um den Mund, leise Sprache, sachter Gang; Jacobi kurzstämmig und vierschrötig; Dohm ein langes hektisches Männchen, in den Manieren freundlich und angenehm, mit der Feder eben so gelehrt als auf seine Meinung versessen, es steckte noch immer etwas von dem früheren Professor in ihm. Die Bevollmächtigten der norddeutschen Reichsstände befanden sich wohl insgesammt auf preußischer Seite; an Lieblosigkeit, wo nicht gar Feindseligkeit gegen Österreich scheinen es die Freiherrn von Gagern und von Gatzert allen andern zuvorgethan zu haben.

Dagegen hielten die geistlichen Reichsstände, und überhaupt die Kleinern Schwächern, mehr zu Österreich welchem sie zugreifende Gelüste wenigstens in geringerem Maße zutrauten als dem um jeden Preis aufstrebenden Preußen. Unter den Abgesandten der minderen deutschen Stände machte sich der Sohn des kaiserlichen Plenipotentiarius, Graf Clemens Wenceslaus Metternich, vortheilhaft bemerkbar. Der nachmalige Ritter von Lang, der in seinen „Memoiren" für alles und alle fast nur hämische Bemerkungen hat, spricht merkwürdigerweise von dem jungen Grafen mit einer gewissen vorausblickenden Achtung; er schildert ihn „von angenehmem Aeußern, sehr höflich und durchaus nirgends vorlaut, daher auch wohl niemand die große Rolle prophezeite die er einst als kaiserlicher Staatskanzler spielen würde". Er fungirte als Bevollmächtigter der westphälischen Grafenbank.

An der Spitze der französischen Congreß-Gesandtschaft stand der junge, in so überaus kurzer Zeit zu so großem Ruhm und Ansehen gelangte General Buonaparte; in seinem Gefolge waren die „Bürger" Fauvelet-Bourrienne als sein Privat-Secretär, dann Marmont Junot

Duroc u. a. als seine Adjutanten. Er hatte Mailand, wohin er sich von Passariano begeben, am 17. November verlassen, sich in Turin aufgehalten ohne jedoch, um sich dem Könige nicht zu verpflichten, bei Hofe zu erscheinen; war dann über den Mont Cenis nach Genf gegangen, wo er den Banquier Bontemps, der im Verdachte stand Carnot zur Flucht behilflich gewesen zu sein, festnehmen ließ; hatte in Lausanne die Huldigungen der aufstandslustigen demokratischen Partei aus dem Walliser Land entgegengenommen und war zuletzt über Murten nach Rastadt gegangen, woselbst er am 25. eintraf. Er war einer der ersten gekommen. „Diese Gimpel von kaiserlichen Bevollmächtigten sind mit Ausnahme des Generals Merveldt noch nicht an Ort und Stelle", berichtete er im republicanisch flegelhaften Style jener Tage am 26. an das Pariser Directorium [19]). Erst in den letzten Tagen des November traf Cobenzl in Rastadt ein, mit welchem und Merveldt dann Buonaparte gleich am 30. den Austausch der Ratificationen des Friedenschlußes von Campoformio vornahm. Am 1. December schloß er in Ausführung eines der geheimen Artikel desselben mit dem k. k. FZM. Grafen Baillet von Latour und dem GM. Grafen Merveldt eine Militär-Convention wegen Abberufung der österreichischen Truppen aus den Reichsfestungen ab, und reiste Tags darauf nach Paris.

In Rastadt blieben die beiden andern Bevollmächtigten der französischen Republik zurück: die „Bürger" Treilhard und Bonnier; es war ihnen eine zugleich der deutschen Sprache mächtige Hilfskraft in dem Gesandtschafts-Secretär Rosenstiel beigegeben, welcher letztere uns als ein befähigter und dabei sehr bescheidener Mann geschildert wird. Wie sich aber von deutscher Seite außer den eigentlich zum Friedenswerk berufenen Subdelegirten des Regensburger Reichstages Gesandte und bevollmächtigte Vertreter fast aller Reichsstände in Rastadt einfanden, so war dies auch von Seite der mit Frankreich verbundenen oder von demselben beeinflußten Länder der Fall; in diese Kategorie gehörte u. a. der Vertreter der neu geschaffenen ligurischen Republik Boccardi, der nebst seinem als Legationssecretär fungirenden Bruder — „zwei gute ehrliche Seelen" nennt sie Ritter von Lang — sich auf's engste an die französischen Minister anschloß. Es wollten

zwar auch einige fremde Mächte ihre Gesandten in Rastadt zugelassen haben, was jedoch grundsätzlich nicht gestattet wurde. Dies war namentlich mit Rußland der Fall, dessen eigenwilliger und launischer Monarch um dieselbe Zeit (29. November 1797) das Protectorat des Johanniter-Ordens angenommen hatte und wohl zunächst aus diesem Grunde auf dem Congresse vertreten zu sein wünschte. Daß seinem Begehren nicht willfahret wurde, hat er den Rastadter Herren lang nicht vergessen können.

Sowohl Bonnier als Treilhard gehörten zur Kategorie der „Königsmörder", ein Titel der damals in Frankreich ein Anrecht auf besondere Berücksichtigung gab, wie er auswärts fast allenthalben einen Gegenstand des Abscheus und Schreckens bildete. Auch waren beide altadeliger Abstammung, was sie freilich unter den jetzigen Verhältnissen gern vergessen machen wollten. Bonnier d'Arco, einer Patricier-Familie von Montpellier entsproßen, 29. September 1750 geboren, hatte in seiner Vaterstadt eine höhere Magistratur bekleidet — er war président de la cour d'aides —, als er 1791 von dem Departement Hérault in die gesetzgebende Versammlung und das Jahr darauf in den Convent gewählt wurde. Eine Zeit hindurch war er auch Mitglied des Wohlfahrtsausschußes ohne in diesen verschiedenen Stellungen eine irgend hervorragende Rolle zu spielen [20]). Wir treffen ihn im Herbst 1797 in Ryssel wo er, wie wir bereits erzählten, in schroffer Weise die Verhandlungen abbrach und dem Lord Malmesbury die Thüre wies. — Ungleich bedeutender in seinem Vorleben, aber nicht minder rauh und anmaßend in seinem jetzigen republicanischen Unwesen war Treilhard, eigentlich Jean Baptiste Graf von Trelliard, zu Brives im untern Limousin im Jahre 1742 geboren, vor der Revolution Advocat des Pariser Parlamentes, ein geschätzter mit vielseitigem und einflußreichen Vertrauen beehrter Anwalt und Rechtsfreund, zugleich als Schriftsteller auf praktisch-juristischem Felde geachtet. Gleich im Jahre 1789 von der Stadt Paris in die Generalstaaten gewählt, wurde er nacheinander Mitglied und zeitweise Präsident der constituirenden Versammlung, des Convents, des Wohlfahrtsausschußes, des Rathes der Fünfhundert, in allen diesen Stellungen überaus thätig, wovon seine zahlreichen Denkschriften Gutachten Berichterstattungen über die

verschiedenartigsten Gegenstände Zeugnis ablegen. Auch er war, wie wir wissen, nach dem 18. Fructidor eine Zeitlang Bevollmächtigter in Ryssel, dann Gesandter in Neapel gewesen, bis er den Ruf nach Rastadt erhielt.

Treilhard und Bonnier waren die rechten Leute für eine Sache wie die der neuen französischen Republik, die einerseits von Recht und Sitte, von Verträgen und Verpflichtungen im Völkerleben nur da etwas zu wissen schien wo es ihr zum Vortheil gereichte, während sie sich höchlichst entrüstet über jede That von der andern Seite stellte die nur im entferntesten als Vergehen oder Verletzung ausgelegt werden konnte. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht waren die Instructionen welche Buonaparte, gleich nach seiner Ankunft in Paris, am 19. Frimaire (9. December) für seine in Rastadt zurückgebliebenen Amtsgenossen abfaßte: „Sie werden den Gliedern der Reichs-Deputation, namentlich Mainz gegenüber, erklären daß sich Frankreich zu einer Weiterführung des Waffenstillstandes mit dem Reiche nur dann herbeifinden werde, wenn die französischen Truppen zu den Thoren von Mainz eingelassen werden wie wir diesfalls mit Sr. Majestät dem Kaiser übereingekommen sind" — eine freche Lüge da Österreich nur zugesagt hatte seine Truppen herauszuziehen, nicht aber denen Frankreichs Eingang zu verschaffen! — „Sie werden für den Fall eines Widerstandes drohen daß sich das Reich allen Übeln des Krieges ausgesetzt sehen würde; Sie werden dem Gesandten von Würzburg insbesondere sagen daß man seinem Fürsten sein Land wegnehmen werde; dem Gesandten von Darmstadt dasselbe; dem von Österreich, daß er sich an die Haltung erinnern möge welche die geheimen Artikel ihm auferlegen; denen von Frankfurt und Baden daß die Republik ihr Benehmen gegen sie nach jenem richten wird das sie selbst gegen Frankreich einhalten werden". Preußen gegenüber, hieß es weiter, sei so viel als möglich jede Art Erklärung zu vermeiden; sollte aber doch davon die Rede kommen, „so werden Sie dem preußischen Minister in wärmster Weise (avec beaucoup d'affectuosité) sagen, daß das Directorium sehr wohl wisse wie es vor allem der Anerkennung, die Preußen bezüglich der Rheingränze der französischen Republik zugestanden hat, den glücklichen Ausgang der jetzigen Unterhandlung zu

danken habe und wie die Besetzung von Mainz nur die natürliche Folge derselben sei" [21]).

Zu solcher Arglist und Ungerechtigkeit der Sache trat nun aber noch die möglichste Ungefälligkeit der Form. Bei den Anhängern der neuen Freiheit gehörten eine rauhe Außenseite, rücksichtsloses Wesen, anmaßendes Gebahren geradezu zum guten Ton, ja wurden für unerläßliche Attribute untadelhaft republicanischer Gesinnung gehalten. Schon ihr erstes Auftreten in Rastadt brachte die an gewisse Formen und Sitten gewohnte übrige Congreß-Gesellschaft außer Rand und Band. Erst brauchte es sehr viel um ihnen begreiflich zu machen daß es ihre Sache sei dem kaiserlichen Plenipotentiarius die erste Visite zu machen. Endlich erschienen sie, entschuldigten auch ihr Ausbleiben mit einem Unwohlsein Bonnier's; „nur war", wie Metternich an seinen Hof berichtete, „ihre Kleidung in Fracks und Bandschuhen mit dem bisherigen Gebrauch in wahrem Contraste". Um der „Würde Sr. kaiserl. Majestät und des Reiches" nichts zu vergeben, wußte sich Metternich keinen Rath als daß er die förmliche Auswechslung der Vollmachten nicht in seiner Wohnung, sondern an einem dritten Orte vornehmen ließ [22]). Doch das war noch das geringste was man sich von den Repräsentanten der großen Nation gefallen zu lassen hatte. Es gab mitunter von Haus aus feiner angelegte Naturen unter ihnen; allein gerade solche glaubten, um den grobkörnigen Gesellen in deren Mitte sie sich bewegten keinen Anlaß zu Mißtrauen oder sonst Anstoß zu geben, ein möglichst cynisches Wesen zur Schau tragen zu müssen. Dahin gehörte z. B. Bonnier, ein Mann, wie wir ihn kennen gelernt, von vornehmer Abstammung, von Bildung und nicht ohne mannigfache Kenntnisse; in gewöhnlichen Zeitläuften wäre aus ihm ein feiner Weltmann, wohl gar ein geschmeidiger Höfling geworden. Nun aber war gerade er es, der sich unter den Congreß-Gesandten durch ungeschliffenes barsches Wesen auszeichnete und dies, wie man vermuthete, nur darum that um den landsmännischen Wortführern des Tages gegenüber nicht in den Verdacht einer Hinneigung zur alten Ordnung der Dinge zu gerathen. Stets schwarz gekleidet, trotzig und schweigsam, trieb er in den Verhandlungen zuweilen seine Unart so weit, daß selbst der Directorial-Gesandte Albini, die Höflichkeit und Zuvor-

kommenheit selbst, und besonders gegen die Franzosen von einer fast kriechenden Gefälligkeit, einmal sich nicht enthalten konnte zu bemerken: „die Deputation sei immerhin ein vertragschließender Theil und verdiene als solcher mit einiger Rücksicht behandelt zu werden“ [23]). Als ein nicht minder grober Mensch offenbarte sich Treilhard, den überdies eine große Redseligkeit bemerkbar machte wobei er immer mit den Händen herumfocht. Bei den Verhandlungen, welche die Diplomaten jener Tage im feinsten Tone zu führen gewohnt waren, pflegte er sich, wenn er etwas vorzubringen hatte, mit Brust und Armen auf den Tisch zu legen als ob er in dieser Stellung den Andern dringender in den Leib hinein reden wollte, sein Haupt trotzig in die Höhe zu recken und dann zu hadern und zu schelten, wie wenn er nicht am grünen Tische sondern auf einer Bierbank säße. Eine Unziemlichkeit die er sich einmal erlaubte da von dem Kurfürsten von Bayern die Rede war, wurde ihm von Jacobi-Klöst in feiner Weise zurückgegeben. „Diesen Fürsten sollte man mit Schlägen behandeln!“ „Sie meinen wohl mit Kanonenschlägen“, fiel ihm der Andere ein, „er möchte sie vielleicht erwiedern“ [24]).

Daß Leute mit solchen Manieren nicht blos die Sache die sie vertraten nur noch verhaßter machten, sondern auch gegen ihre eigene Person, bei Allen die nicht etwa ein besonderes Interesse hatten sich ihre Flegeleien gefallen zu lassen, eine von Tag zu Tag wachsende Erbitterung nährten, braucht nicht gesagt zu werden.

5.

Am 7. December 1797 machte Graf Lehrbach der Reichs-Deputation die Mittheilung daß in Folge eines mit der französischen Regierung getroffenen Uebereinkommens die österreichischen Truppen die Reichs-Festungen verlassen würden; „hoffentlich werde dadurch“, fügte er mit bitterem Sarkasmus hinzu, „den dringenden wiederholt geäußerten Wünschen wegen Zurückziehung der kaiserlich erbländischen Truppen ein Genüge geschehen.“

Am 10. December verließ der k. k. FML. Neu mit dem österr. Contingent, das seit 1793 dieses Reichsbollwerk wacker und opfermuthig vertheidigt hatte, die Festung von Mainz; am 15. bis 17. räumte Oberst Sechtern mit seinen Tapfern und mit den Kanonen die sie gebracht oder erobert hatten die Veste von Ehrenbreitenstein. Das gleiche sollte dann auch mit den anderen Reichsfestungen geschehen wo nunmehr blos die Reste der Reichs-Armee und die Contingente der betreffenden Landesfürsten, hie und da durch allerhand Kreis-Truppen verstärkt, zurückzubleiben hatten. Aber auch für diese waren die Tage gezählt. Kaum daß die Kaiserlichen den Rücken gewandt, begannen sich die Franzosen als Herren zu betragen ohne sich um die Bedingnisse des Waffenstillstandes und den Gang der Friedensverhandlungen im geringsten zu kümmern. Schon am 15. überschritten sie bei Flörstadt im Hessischen das zwischen den beiderseitigen Generalen als Scheidungslinie bestimmte Flüßchen Nidda, begannen sich an der Straße nach Gelnhausen auszubreiten und Requisitionen wie in Feindesland einzutreiben. Am 16. ging General Hatry mit seinen Truppen, nun „armée de Mayence“ genannt, über den Rhein und besetzte das linke Main-Ufer und die Gustavsburg so daß die Mainzer Veste von allen Seiten eingeschlossen war. Ein pfälzisches Schiff, das für das Mainzer Contingent Proviant zu bringen hatte, wurde von fränzösischen Truppen angehalten und seiner Ladung beraubt. Am 29. übergab die kurmainzische Regierung die Veste, ohne auch nur einen Versuch zur Vertheidigung zu machen. Ein paar Tage früher, 21. December, hatte General Hardy gegen Ehrenbreitenstein ein ähnliches Manoeuvre versucht indem er, der am 27. April zwischen den Generalen Hoche und Werneck bezüglich der Plätze Mainz und Ehrenbreitenstein, dann am 10. Juni zwischen den Besatzungen der beiden Ufer getroffenen Übereinkunft zuwider, eine Abtheilung Grenadiere im Thale einfallen und daselbst Quartier machen ließ. Zwar mußte er sie auf die nachdrückliche Einsprache des Trier'schen Festungs-Commandanten Faber am 22. wieder zurückziehen; allein Neckereien Bedrückungen Bedrängnisse aller Art nahmen von da an kein Ende, und bekundeten den festen Willen der Franzosen der Festung trotz Waffenstillstand und Verträgen um jeden Preis Herr zu werden. Ungefähr

ein Monat später, 25. Jänner 1798, stellte der französische General Oudinot an den Commandanten der Rheinschanze bei Mannheim Oberstlieutenant Kray die Aufforderung binnen zwei Stunden das Fort zu räumen, ließ um sieben Uhr abends eine Kanone abbrennen und 6000 Mann aufmarschiren, während ein anderer Haufe auf Fahrzeugen von der Flußseite dem Fort in den Rücken kam, das sich nun mit seiner geringen Besatzung nicht länger halten konnte. Zu dieser offenen Gewaltthätigkeit gesellte sich am 4. Februar noch der Hohn, indem Hatry so unverschämt war, vom kurpfälzischen Commandanten von Mannheim „wegen des bei der Rheinschanze geleisteten Widerstandes und dessen Folgen" Satisfaction zu verlangen [25]).

Thugut in Wien war empört über die drängende Hast womit General Buonaparte auf dem Abschluß und der Durchführung der Stipulation vom 1. December bestanden hatte, obgleich er kein Mittel sah den zweiten Schritt zu unterlassen nachdem man den ersten gethan. Als er vollends erfuhr in welch überstürzter Weise, ohne Plan und gehörige Vorbereitungen, man sich unsererseits beeilt hatte die unglückselige Maßregel in Vollzug zu setzen, stiegen vor seinem bekümmerten Gemüthe die ärgsten Befürchtungen auf: „Aus allem sieht man mehr und mehr daß unsere letzte Stunde zu schlagen beginnt; venit summa dies et ineluctabile fatum!" Er durchschaute den Plan des Directoriums womit es mit frecher Stirn Österreich als einverstanden mit der Öffnung der Thore von Mainz hinstellte, „um uns mehr und mehr dem Reiche und dem übrigen Europa verhaßt zu machen." Er erkannte mit tiefer Bekümmernis daß es die französische Regierung bei diesen ersten Übergriffen nicht lassen werde, sondern daß man sich auf fortwährend neue gefaßt machen müsse [26]). Was die Lage der Dinge noch trostloser machte war, daß nicht wenige Deutsche in den von Franzosen widerrechtlich besetzten Gebieten selbst Beifall klatschten und zu weiteren Uebergriffen antrieben. In einer Rede, die der zweiundzwanzigjährige Görres, damals ein glühender Freiheitsschwärmer, am Neujahrstage 1798 zu Coblenz in der Sitzung der „patriotischen Gesellschaft" hielt, sprach er mit Hochgefühl von dem dreifarbigen Banner der neuen „Franken-Republik", das er von den Wällen von Mainz, „dieser stolzen unbezwingbaren Veste", dieser „Veste des Drusus",

wehen sah; gefallen sei sie, diese „letzte Hoffnung der Aristokraten"; hinfort werde sie „die fränkische Freiheit gegen die Argumente der Könige und die Bajonnete ihrer Satelliten vertheidigen! Freut euch, Bewohner des linken Rhein-Ufers", rief er seinen Mitbürgern zu, „der Vulcan der auf die Vertheidiger eurer Freiheit Flammen und Lava spie ist erloschen, und sein Erlöschen verbürgt euch eine ungetrübte Ruhe und einen ununterbrochenen Wohlstand!" . . .

Was Thugut vorausgesehen, sollte sich nur zu genau bewähren! Was die Franzosen gegen die Reichsfestungen unternommen, war nur ein Vorspiel dessen was sie in anderer Richtung auszuführen gedachten.

Von dem ersten Augenblicke da die Waffen der jungen Republik gegen jene der Verbündeten in Vortheil zu kommen begannen, war es ein Gedanke der den Pariser Machthabern vorschwebte: Frankreich bis an den Rhein! Der Baseler Friede im Jahre 1795 war die erste Stufe auf der sie ihrem Ziele näher kamen; sie hatten die formelle Zustimmung Preußens, und wir haben gesehen wie es namentlich Buonaparte bei jedem Anlasse darauf anlegte, Österreich gegenüber die Anerkennung herauszukehren die seine Regierung der preußischen um dieses Zugeständnisses willen schulde. Es war dies insbesondere während der Friedensverhandlungen zu Udine der Fall, wo es den französischen Unterhändlern darum zu thun war die zweite Stufe zu gewinnen: die Einwilligung Österreichs; in welchem Maße ihnen dies gelungen, hat sich uns gezeigt. Es kam nun nur noch darauf an, die förmliche Abtretung des linken Rhein-Ufers von jener Körperschaft zu erlangen die darüber in letzter Instanz zu entscheiden hatte, vom deutschen Reiche nämlich. Um dieses Zweckes willen war es hauptsächlich warum man französischerseits in die Eröffnung des Rastadter Congresses gewilligt hatte, und bei dem Kleinmuth, bei der Ohnmacht und Zerfahrenheit, welche den jetzigen Complex der Stände des einst weltgebietenden Kolosses kennzeichneten, durfte den Franzosen um den endlichen Sieg nicht bang sein.

Die französische Congreß-Gesandtschaft und die französischen Generale gingen dabei Hand in Hand; die Gewaltschritte, welche sich die letzteren in methodischer Folge gegen die schwächeren Reichsstände zu

beiden Seiten des Rheins erlaubten, liefen parallel mit der heraus-fordernd' drohenden Sprache welche die erstere in ihren Noten und in den Conferenzen führte. Unter dem Schutze französischer Bajonnete wurden in verschiedenen kurpfälzischen auf der linken Rheinseite gelegenen Ortschaften Freiheitsbäume errichtet, neue Obrigkeiten eingesetzt, auf dem rechten Ufer darmstädtische Gebiete selbst innerhalb der Demarcations-Linie mit Requisitionen und Einquartierungen heimgesucht, Aufruhrzettel im Lande herumgeschickt. Um die Mitte Jänner 1798 durchstreiften Straßburger Einwohner den österreichischen Breisgau, badische und württembergische Landstriche, und theilten auf ihrem Wege weiß-roth-grüne Cocarden und Exemplare eines in ihrer Stadt gedruckten Aufrufs zur allgemeinen Erhebung der deutschen Unterthanen unter die Leute aus. Es befanden sich unter diesen Sendboten ein gewisser Stamm ehemaliger Vertrauter Custine's, und ein Apotheker Namens List der sich besondern Zutrittes beim General Augereau rühmte, Umstände die keinen Zweifel aufkommen ließen daß sie nach einem von weiter Hand angelegten Plane handelten. Aufgefangene Briefe, in aufrührerischem Geiste gehalten, bekräftigten diesen Verdacht[27]). Gegen die geistlichen Reichsstände deren Besitzungen inner dem Bereich der französischen Waffen lagen, wurde mit einer Rohheit ohne Gränzen vorgegangen. Im Kurfürstenthum Köln forderte Augereau der Geistlichkeit, den kirchlichen und weltlichen Behörden, der Universität von Bonn, gegen die in den Präliminarien von Leoben zugesicherte Reichs-Integrität, den Eid der Treue ab. Im Hochstift Thorn wurden die Archive unter Siegel gesetzt, die Einkünfte mit Beschlag belegt, der Gottesdienst untersagt. Im Hochstift Lüttich leiteten Commissare der Republik den Verkauf aller bischöflichen Tafel- so wie der domherrlichen Güter ein, schrieben Brandschatzungen aus, ordneten die strengsten Maßregeln gegen die Religion und deren Diener an; alle Abwesenden wurden auf die Emigranten-Liste gesetzt, deren Güter mit Beschlag belegt. Das letztere widerfuhr auch den vor und nach der Vereinigung mit Frankreich ausgewanderten Unterthanen des Hochstiftes Basel. Im Jänner 1798 wurde der Fürst von Salm-Salm sammt seiner Familie unter die Emigranten gereiht, Beschlag auf seine liegenden Güter gelegt, sein am linken Rhein-Ufer befindliches Vermögen unter den Hammer gebracht u. dgl. m.

Nachdem in solcher Weise die Gemüther der kleineren Reichsstände hinreichend mürbe gemacht waren, trat die französische Gesandtschaft in Rastadt am 19. Jänner mit der entschiedenen Forderung der Abtretung des gesammten linken Rhein-Ufers hervor, indem sie jenen Ständen die dadurch an Gebiet in Nachtheil kämen Schadloshaltung zusicherten, aber nicht etwa aus Mitteln ihrer, der französischen Regierung, sondern auf Kosten der schwächeren Reichsstände, namentlich der geistlichen Stifte am rechten Ufer. Als hierauf die Reichs-Deputation sich schüchtern erlaubte um Bekanntgabe der Gegenleistungen Frankreichs zu bitten, erklärten die französischen Minister am 10. Februar daß vor allem die Abtretung des linken Rhein-Ufers im Grundsatz anerkannt und ausgesprochen sein müsse. In kläglichem Tone wandten sich jetzt die in ihrer ganzen Existenz bedrohten Reichsstände, vor allem der Kurfürst von Köln, ein Prinz des Hauses der bisher den Franzosen alles zu Willen gethan hatte, an den kaiserlichen Hof von Wien um Hilfe. Allein mit Grund stellte Thugut seinem Monarchen dar: „Die Lage des Reiches sei allerdings sehr traurig und müsse selbe Sr. Majestät am schmerzlichsten fallen nachdem Derselbe, um das Reich in eine bessere zu versetzen, mit langer Anstrengung Seiner ganzen Hausmacht so viele Jahre hindurch beinahe allein das äußerste gethan habe. Die gegenwärtige Lage sei nur die lang vorhergesehene Folge der unpatriotischen Speculationen der mächtigen Reichsstände und des schwachen Zusammenhaltens der geringen. So wie man früher den Allerhöchsten Hof allein mit der Last des Krieges beladen lassen, so solle nun Se. Majestät allein den Reichs-Friedensunterhandlungen Nachdruck geben, die einen ganz andern Ausgang genommen haben würden, wenn nach Allerhöchst-Seinen reichsväterlichen Ermahnungen und nach Seinem Beispiele sämmtliche Reichsstände ihr vollständiges Contingent in's Feld gestellt haben würden" rc.[28]).

Die Reichs-Deputation in Rastadt versuchte sich auf's Feilschen zu legen, bot die Hälfte des am linken Rhein-Ufer gelegenen Reichsgebietes an. Als aber als Antwort hierauf die französischen Minister am 4. März die bestimmte Erklärung verlangten ob das deutsche Reich die Forderung Frankreichs bewilligen wolle oder nicht, war aller weitere Widerstand gebrochen. Am 4. April sprach die Reichs-Deputation mit

Ausnahme von Österreich und Würzburg die Entschädigung der links-seitigen Reichsstände auf Kosten der rechts-rheinischen im Wege der Säcularisation aus. Der kaiserliche Plenipotentiarius versagte dem Votum seine Zustimmung und sandte dasselbe mit einfachem Begleit-schreiben an die französischen Minister.

Mittlerweile hatten die Franzosen, wie in den Rheingegenden Deutschlands, so auch in Italien und in der Schweiz von unterst zu oberst alles aus den Fugen gehoben.

Ein durch französischen Hohn und Übermuth hervorgerufener Volksaufstand in Rom, den General Duphot von einer Kugel aus dem Haufen getroffen mit seinem Leben bezahlte, 28. December 1797, hatte dem Pariser Directorium willkommenen Anlaß geboten der welt-lichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen. Mit auserlesenen Truppen war General Berthier am 28. Jänner 1798 von Ancona gegen Rom aufgebrochen. Papst Pius VI. bot zur Sühne für die Meuterei des römischen Volkes 31,000.000 ₤. Kriegs-Contribution, Berthier nahm das Geld, ohne sich aber dadurch in seinem Marsche gegen die Siebenhügelstadt aufhalten zu lassen. Am 10. Februar wurden das Capitol und die Engelsburg von seinen Soldaten besetzt, am 15. ließ er auf dem Campo Vaccino die Republik ausrufen, am 20. den heiligen Vater als Gefangenen nach Siena führen. An hoch-klingenden Titeln fehlte es dem neuen Freistaate nicht, es gab „Con-suln" und „Tribunen", „Prätoren" und „Quästoren"; allein im Grunde hatten sie alle nichts zu sagen, sondern nur allein die fran-zösischen Gewalthaber. General Massena der an Berthier's Stelle kam machte mit dem wuchernden Lieferanten und Bauquier Haller und andern über die Alpen gekommenen Abenteurern das Rauben Plündern Erpressen zum System; selbst Privat-Eigenthum wurde nicht geschont, zwei kostbare Ringe mußte der Papst von seinen Fingern hergeben. Durch solche Mittel rafften Massena und seine Gewerbsgenossen in kurzer Zeit ganze Reichthümer zusammen, und als endlich die erbitter-ten Transteveraner sich zur Wehr setzen wollten, brachte ein furcht-bares Blutbad den Aufstand zum Schweigen. So war Rom der Sache nach nur ein Vasallen-Staat Frankreichs bis zuletzt die förmliche Ein-

verleibung des römischen Gebietes erfolgte. Das gleiche Schicksal traf im obern Italien die cisalpinische Republik die nur dem Scheine nach eine selbständige Rolle spielte, eigentlich aber ein Zugehör der französischen bildete. Als Mailand in der Person Marescalchi's einen Gesandten an den deutschen Kaiser abschickte, ließ ihn Thugut nicht das Weichbild Wien's betreten. „Der Friede von Campoformio sei verletzt", erklärte er; „der Kaiser erkenne mit Ausnahme von Neapel keine unabhängige Macht mehr auf der apenninischen Halbinsel an, da alle andern auf den Stand französischer Satrapien herabgedrückt seien."

Ähnliches geschah in der Schweiz. Unbekümmert um die gemachten Verheißungen und um das Werk des Friedens das in Rastadt scheinbar im Gange war, schritt das Directorium an die Revolutionirung der eidgenossischen Cantone. Am 21. Jänner 1798 rückte General Mesnard auf schweizerischen Boden; vier Tage später proclamirte er die Unabhängigkeit des Waadtlandes und ließ zu Lausanne die grüne Fahne der „lemanischen Republik" aufhissen. Die schweizerischen Misvergnügten, der Baseler Oberzunftmeister Peter Ochs und Friedrich Cäsar Laharpe voran, jubelten über den Sieg der Freiheit und Gleichheit, und knüpften in Paris Verbindungen mit den Directoren Barras und Reubell wegen Einführung einer neuen Ordnung der Dinge an. Diese machte in ihrem Heimatlande nur zu rasche Fortschritte. Mühlhausen und Genf wurden ohne viel Federlesens Frankreich einverleibt, am 16. März die „rhodanische" Republik ausgerufen die am 19. in die „helvetische" überging. Die französischen Gewalthaber begannen jetzt hier zu hausen wie die Werkzeuge Massena's in Rom. Auf Mesnard folgte Brune, später Schauenburg, als politischer Agent fungirte ein gewisser Rapinat der — nomen omen — in das Stehlen eine Art Methode brachte. Mit dem Schatz und der Münze der einzelnen Cantone, den öffentlichen und Stiftungsgeldern wurde begonnen; alle Magazine Arsenale Cassen mußten ihren Inhalt für die Sache der Freiheit Gleichheit und Brüderlichkeit hergeben; maßlose Contributionen griffen an das Vermögen der Einzelnen. Daneben wurden Geiseln ausgehoben, einflußreiche Persönlichkeiten verhaftet, über die Gränze geschafft, in französische Festungen gesteckt. Jetzt erst gingen vielen Schweizern die Augen auf, welcher Art die

Wohlthaten seien die sie dem großsprecherischen Neu-Frankenthum zu danken hatten. Sie brüteten über einem gewaltsamen Losbruch, während in Paris Minister Talleyrand mit den helvetischen Sendboten Zeltner und Jenner ein Schutz- und Trutzbündnis ihrer Republik mit der französischen verhandelte.

Die düsteren Vorhersagungen Thugut's über den faulen Frieden, den man vorschnell mit einem übermüthigen und unzuverläßigen Gegner geschlossen, hatten sich in der grellsten Weise erfüllt. Wiederholt hatte er um seine Entlassung gebeten. Mehr als je drückte ihn die Last der ihm aufgebürdeten Geschäfte, denen er trotz seiner stark erschütterten Gesundheit mit Aufbietung aller Kräfte auf das gewissenhafteste oblag. Sein Gemüth bedrückte am meisten die Überzeugung von der Erfolglosigkeit seiner besten Bemühungen. „Was eine Qual für den Rest meiner Tage sein wird", schrieb er an Colleredo, „was mir keine Ruhe und keinen Frieden lassen wird, ist der betrübende Gedanke daß der Erfolg meiner Thätigkeit bei weitem nicht der Wärme meines Eifers entsprochen hat" [29]). Endlich schien der Kaiser Thugut's immer wieder erneuter Bitte nachzugeben, Cobenzl sollte nach Wien berufen werden um wegen Übernahme des Portefeuilles zu verhandeln, als ein Act französischen Übermuthes inmitten der Hauptstadt Österreich's der allgemeinen Lage eine neue Wendung gab. Am 13. April hißte der Gesandte General Bernadotte wider allen diplomatischen Gebrauch vor seinem Hotel in der Wallnerstraße die dreifarbige Fahne auf, was sogleich eine furchtbare Gährung in der Bevölkerung hervorrief. Dichte Haufen sammelten sich vor dem Gebäude, drangen hinein, gegen die sich Bernadotte und seine Leute mit gezogenen Säbeln zur Wehre setzten und Schüsse abfeuerten, während ein kecker Schlosser von außen den Balcon erklomm und, unter Hochrufen der unten Stehenden auf ihren Kaiser, die Fahne von ihrer Stelle riß die durch die Straßen auf den Burgplatz geschleift und dort in Fetzen zerstückt wurde. Bernadotte forderte mit einer in hochtrabenden Ausdrücken abgefaßten Note Genugthuung für den der Republik und ihrem Vertreter angethanen Schimpf und reiste, ohne Antwort abzuwarten, unmittelbar von Wien ab. Die Stimmung gegen die Franzosen war jetzt eine gereiztere als je. „Empört sich nicht jeder Tropfen Bluts in

jeglicher ehrlichen Brust über das heillose Betragen des ruchlosen Jacobiner-Scheusals?" schrieb unser Berliner Gesandter Prinz Heinrich XIV. von Reuß. „O möchte doch die Rache Gottes erwachen und diese Höllenbrut zerknirschen! Dies nur lasse mich der Himmel erleben, dann will ich mich gern zu unsern Vätern schlafen legen!" [30])

Mittlerweile war Graf Ludwig Cobenzl aus Rastadt in Wien eingetroffen. Gegen Ende April sollte der Ministerwechsel vor sich gehen, Cobenzl ad interim mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten betraut werden, Thugut dagegen die Stellung eines General-Commissars und bevollmächtigten Ministers für die neu erworbenen Provinzen Venetien Istrien Dalmatien und Albanien, zugleich mit der Leitung der Marine-Geschäfte übernehmen. Alles war spruchreif, der Text für die verschiedenen kaiserlichen Handschreiben von Thugut bereits entworfen [31]), als in den ersten Tagen des Mai Schreiben von Talleyrand aus Paris eintrafen, welche die bevorstehende Ankunft Buonaparte's am Congreß-Orte mit dem Beifügen anzeigten, daß der General keine Lust habe sich dort mit nutzlosem Warten zu langweilen. Nun mußte Thugut auf seinem Posten bleiben, Cobenzl ging eilends nach Rastadt zurück, wo zwar Buonaparte nach wie vor nicht erschien. Dagegen begannen bald darauf zu Selz Verhandlungen zwischen Cobenzl und François de Neufchâteau wegen des Wiener Vorfalls, die sich wochenlang hinschleppten ohne zu einem Ende zu führen. Denn der eine wie der andere Theil mochte eben so wenig nachgeben als „um einer zerrissenen Fahne willen" jetzt schon brechen; der Krieg kam beiden zu früh.

Daß er nicht ausbleiben könne war gewiß, und mit größerem Eifer als je wurden auf beiden Seiten die Vorbereitungen dazu betrieben. Für Österreich handelte es sich jetzt um das Zustandebringen einer neuen Coalition gegen Frankreich, für welche vor allem das preußische Cabinet zu gewinnen war. Dazu war aber wenig Aussicht vorhanden. „Ist's wirklich Furcht vor Frankreich oder vor einem neuen Krieg?" klagte Reuß dem Grafen Franz Dietrichstein in St. Petersburg. „Oder ist's Abneigung gegen uns? vielleicht noch etwas schlimmeres was das hiesige Cabinet abhält das einzige Mittel zu ergreifen mit Europa sich selbst vom Untergange zu retten?" Seine Briefe sind voll

von bittern Ausfällen über „die habsüchtige neidische und insidiöse", über die „heimtückische, im besten Falle kurzsichtige und verblendete Politik des Berliner Hofes", über diese Fülle „von Abneigung und schändlichem Mistrauen gegen unsern Hof der so bieder, so großmüthig zu Werke geht. Alles was davon zu sagen ist, ist daß man von uns alle möglichen Opfer verlangt und, anstatt mitzuwirken, neue Vortheile begehrt". Nicht ohne Grund fürchtete er daß diese Stimmung sich noch verschlimmern werde wenn der neue französische Gesandte in Berlin eintreffen werde.

Der vielgenannte Abbé Sieyès hatte in seinen geheimen Instructionen vom Directorium den Auftrag, alles daran zu setzen um die beiden deutschen Hauptstaaten auseinander zu bringen. Er sollte Preußen durch die glänzendsten Verheißungen, namentlich Gebietserweiterungen nach Norden und Westen, zu einem Schutz- und Trutz-Bündnis mit Frankreich bewegen, welchem Spanien die skandinavischen Reiche Holland und mehrere deutsche Fürsten sich anschließen würden; wäre dies nicht zu erreichen, so müßte Sieyès mindestens der Neutralität Preußens sich versichern. Der russische Gesandte Graf Panin und der österreichische Prinz Reuß gaben sich vergebliche Mühe im entgegengesetzten Sinne auf den König zu wirken, ihn von seiner Theilnahmslosigkeit abzubringen. Am 18. Mai erschien Fürst Repnin in außerordentlicher Botschaft in Berlin; er entfaltete königliche Pracht, streute Gold mit vollen Händen aus, allein in der Hauptsache erreichte er eben so wenig als Panin. Im Gegentheil, dem gewandten französischen Abbé gelang es, dem Secretär Repnin's die geheimen Artikel des Friedens von Campoformio herauszulocken deren Inhalt er nun als neue Waffe gegen Österreich benützte.

So standen die Dinge als Cobenzl, nach Abbruch der Selzer Conferenzen nach Rußland gesandt, auf der Durchreise in der preußischen Hauptstadt eintraf. Mit Repnin war er bald handelseins; man traf Abrede wegen des Marsches von 50000 Russen die Kaiser Paul gegen Frankreich in's Feld stellen wollte; der Zar war für den Augenblick Feuer und Flamme gegen die französische Republik und ihre Jacobiner. Allein Preußen war zu einem Anschluße nicht zu bewegen und Cobenzl begab sich unverrichteter Dinge nach Wien, von wo er dann im September seine Fahrt nach St. Petersburg fortsetzte.

6.

Der Rastadter Congreß stand im Sommer 1798, was sein äußeres Aussehen betraf, in seiner höchsten Blüthe. Die Stadt faßte in ihren Mauern eine Zahl von Diplomaten, wie deren seit dem westphälischen Frieden nie so viele an einem Orte versammelt gewesen. Eine am 27. Juli 1798 vorgenommene Zählung ergab „mit Einschluß der Livrée" 631 zu den Gesandtschaften gehörige Personen und 238 Fremde, 109 eigene und 12 gemiethete Kutschenpferde für gesandtschaftliche Equipagen, 492 Reitpferde. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, die französischen Minister und der kurmainzische Gesandte mit ihren Kanzleien und Angehörigen waren im markgräflichen Schloße untergebracht; dort wurden auch die Sitzungen der Reichs-Friedens-Deputation so wie die Conferenzen mit den französischen Ministern abgehalten. Alles andere war in der Stadt einquartirt deren Wohnungen dadurch überfüllt waren wie nie, was aber den guten Rastädtern durchaus nicht zum Schaden oder Misvergnügen gereichte; wurde doch der in ihre Taschen fließende Miethzins auf 16 bis 18000 fl. im Monat berechnet! Auch das Gemeinwesen der Stadt ging bei diesem so stark vermehrten Geldumlauf nicht leer aus; die Stadt verschönerte sich, selbst in den Dörfern der Gegend war dies wahrzunehmen. „Allenthalben", schrieb der dänische Legations-Rath Eggers damals, „sieht man größere Wohlhabenheit, die Lust zu neuen Unternehmungen die gewöhnlich in ihrem Gefolge sich einstellt". Noch heute, versichert Karl Mendelssohn-Bartholdy, kann man auf die Frage wo der oder jener sein Vermögen erworben die Antwort hören: „Ja das war halt der Congreß!" Dabei gab es, während sich die Sitzungen mit endloser, nur etwa durch eine Impertinenz der französischen Minister oder eine derbe Erwiederung des österreichischen Lehrbach unterbrochenen Einförmigkeit und Langweile fortschleppten, ein lustiges Leben im Orte, und den ehrlichen Pfahlbürgern von Rastadt war es, so lang ihr Gemeinwesen bestand, nicht besser gegangen. Denn auch für ihre, ihrer Frauen und Töchter Schaulust

und Neugierde gab es von Zeit zu Zeit eine Abwechslung, wenn es die Gesandten auch nicht so arg trieben als man heutzutage die Leute von ihnen reden hört; wie: daß sie sich in Milch und rothem Wein gebadet; daß sie im Sommer Salz welches den Schnee vorstellen sollte auf die Straßen gestreut, um mitten in der heißen Jahreszeit eine Schlittenfahrt zu veranstalten u. dgl. Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit wie auch zur Hintanhaltung von allerhand Uebergriffen und Misbräuchen, die „ein Luxus der die Zeitumstände überschritt" veranlassen konnte, war vom Landesherrn eine eigene Polizei-Commission mit dem Freiherrn von Drais als Director an der Spitze eingesetzt; die geringe bewaffnete Macht welche die Besatzung der Stadt bildete stand unter den Befehlen des Majors von Harrant [32]).

Den Gesandten selbst so wie ihrem Amts-Personale scheinen Beruf und Geschäft nicht viel weiße Haare gemacht zu haben, in einigen Kanzleien muß es sogar eine ganz schleuderhafte Wirthschaft gegeben haben, wie wir aus den Aufzeichnungen Lang's erfahren. Derselbe versichert z. B. daß er sich die Reichs-Deputations-Protokolle, deren Originale er eigentlich in der Kanzlei Albini's hätte erheben sollen, durch seinen Stiefelwichser und Kleiderputzer „um eine Kleinigkeit" zu verschaffen gewußt habe. Aus seinen Mittheilungen über die Lebensweise des Grafen Görtz, des Baron Jacobi geht zugleich hervor daß der Tagestratsch einen sattsam großen Theil ihrer Bemühungen und des Inhalts ihrer Gesandtschaftsberichte nach Berlin ausgemacht habe. Für mannigfaltigste Unterhaltung war ausreichend gesorgt. Dem Schloße gegenüber hatte sich ein „Café du Congrès" etablirt, dessen von Hunderten von Lichtern erglänzende und funkelnde Räume uns Zeitgenossen nicht verführerisch genug schildern können; in einem innern Gemache desselben gab es „öffentliches Hazard-Spiel, das vom Anfang des Decembers 1797 an, nach einem kurzen Verbots-Intervall, jetzt für diejenigen Zimmer und Banquiers welche die Polizey für dazu geeignet erkennet, ausnahmsweise so lang der Friedens-Congreß dauern wird, nachgesehen wird". Außerdem gab es für den besondern Gebrauch der gesandtschaftlichen Personen ein Casino, auch „Vauxhall" genannt, wo ein Lese-Institut geistige und eine Restauration leibliche Erfrischungen aller Art gegen ein Eintrittsgeld von monatlich 4 Du-

caten bot. Das „Handbuch des Congreßes zu Rastadt", dem wir diese Belehrungen entlehnen, führt in seinem IV. Abschnitte: „Anstalten zum Nutzen und Vergnügen des Publicums" des weitern auf: allerhand „Concerte von reisenden Virtuosen im Theater, im Rathhaus- und Schloß-Saal, im Badenschen Hofe", dann „durchgehende Merkwürdigkeiten z. B. ein Cabinet mit Wachs-Figuren, eine Riesin, ein mannlicher Zwerg" und andere dergleichen Dinge mehr. Die bedeutendste dieser Unterhaltungen war ohne Frage das französische Theater das der „Bürger" Démérty aus Straßburg herübergebracht hatte, und das Oper Balett und Schauspiel zugleich war. In der erstern machte die „Bürgerin Hyacinthe", ein hübsches blühendes Gesichtchen, viel von sich reden, die besonders in den wählerischen Augen des Grafen Cobenzl Gnade gefunden hatte und dessen feinen Soupers und Künstler-Abenden einen eigenen Reiz verlieh. Denn bei solchen Dingen war der liebenswürdige Graf eben so geschickt an seinem Platze, wie in diplomatischen Angelegenheiten in seinem Cabinet oder am Conferenz-Tisch; er schrieb und spielte Komödien, er war von schlagfertigem Witz, gerühmt als Causeur, dabei nicht ohne mehrseitige Kenntnisse — Eigenschaften in deren Entfaltung er an dem damals freilich noch sehr jungen Metternich bald einen noch glänzenderen Nachfolger finden sollte.

Erwähnen wir zu alle dem daß die Annalen der Congreß-Societät selbst von der Verlobung eines gesandtschaftlichen Fräuleins, der Baronesse von Gemmingen mit dem baden'schen Kammerherrn von Stetten, September 1798, ja sogar von der Niederkunft einer Gesandtschaftsgattin, der Freiin von Reden mit einem Töchterlein am 28. November 1798, aber auch von mehreren plötzlichen Todesfällen — am 12. April starb Graf von Hennin „die Todesart von Tycho-Brahe", am 14. Juli der geh. Legations-Canzellist Nagel am Schlage auf einem Spaziergang im Rastadter Schloßpark — zu erzählen wissen, so wird man zugeben daß sich das gesellschaftliche Leben am Congreße bunt genug gestaltete. So konnte es denn nicht fehlen, daß Rastadt in mehr als einer Hinsicht eine Anziehungskraft übte wie zu jener Zeit kein anderer Ort in Deutschland oder Frankreich, sei es daß vorübergehende Geschäfte oder Betreibung beim Congreße anhän-

giger Angelegenheiten Auswärtige dahin führten oder daß solche eben nur um des Congreßes willen dahin kamen, um einige Zeit an dem Zusammenfluße so vieler und zum Theil so berühmter Persönlichkeiten zuzubringen. „Uiberhaupt", berichtet ein Zeitgenosse, „gehörte es zum guten Ton wenigstens auf einige Tage in Rastadt angefahren zu kommen, die Tafelrunde bei den Herren Gesandten zu machen, in der Komödie die Mademoiselle Hyacinthe mit dem Gucker zu beschauen, im französischen Kaffeehaus auf dem rothen und schwarzen Altar der Fortuna ein paar Rollen Gold zu opfern und dann mit der Fremdenliste des Congreßes und dem berühmten Recept für Eispunsch von dem Kammerdiener des Grafen von Görtz wieder seinen Abzug in das mit aufgespertem Maul harrende innere Deutschland zu nehmen [33])".

Das arme „harrende innere Deutschland"! Außer der interessanten Congreßliste und dem Recept für den köstlichen Eispunsch bekam es wohl wenig erfreuliches aus Rastadt zu vernehmen! Ein fliegendes Blatt unter dem Titel „die Passion", aus welchem Mendelssohn Auszüge bringt, wandte auf die damalige Lage des Reiches lauter Bibelstellen an: „Und das Reich sah daß seine Stunde gekommen sei und sprach: Meine Seele ist traurig bis in den Tod . . . Und siehe der preußische Hof flüsterte Frankreich in's Ohr: Was wollt ihr mir geben so will ich ihn euch verrathen? . . . Der Kaiser aber sprach: Es ist besser es stirbt einer als daß das ganze Volk zu grunde gehe u. s. f." Überhaupt machte der Congreß allerorts im heiligen römisch-deutschen Kaiserreiche genug von sich sprechen und schreiben. Eine ganze Flut von Büchern und Heften überschwemmte den Büchermarkt, theils an die Friedens-Deputation gerichtet, theils dieselbe und deren Arbeiten zum Vorwurf nehmend. Selbst solchen Schriften die weder in Rastadt noch für die dortigen Verhandlungen geschrieben, mußte der Name des Congreß-Ortes als Aushängschild, einem Revolutions-Almanach aus Göttingen für 1799 die Ansicht des Rastadter Schloßes als Umschlagbild dienen. In diesen Erzeugnissen der Congreß-Literatur wurden mitunter die sonderbarsten Dinge behandelt: hier eine neue Karte von Mittel-Europa mittels zehn „Zuründungen" die der unbekannte Verfasser vorschlägt [34]), dort eine Kritik der hoch-

fürstlich Thurn- und Taxis'schen Postanstalt; da eine Vertheidigung der alten Verfassung der Hansestädte, dann wieder ein Vorschlag zur allgemeinen Verhinderung des Bettels. In einer: „Die Leiden Christi verglichen mit den Leiden des deutschen Reiches" überschriebenen Schrift erscheint dem Verfasser, „einem deutschen Staatsbürger", Arminius im Traume und gibt ihm zwölf Rathschläge zu einer neuen und verbesserten Eintheilung Deutschlands. Ein anderer Publicist beantwortete die Frage: „Was muß geschehen um einen dauerhaften Frieden zu begründen?" dahin, daß man zunächst das römische Recht abschaffen müsse, die Wurzel aller Übel die in den letzten Jahren über Europa hereingebrochen; auch Frankreich verdanke seine Revolution einzig dem Corpus Juris. Ein Dritter, seine Wünsche auf ein engeres Feld begränzend, verlangte Maßregeln gegen die Verbreitung des höchst gemeinschädlichen Cichorien-Baues. Selbst in der Arzneikunde sollte der Congreß eine neue Aera eröffnen, er sollte die Blattern ausrotten und ward in einem herzlichen Gedichte von Dr. Reineke aus Gotha ersucht, „der Kindheit den Frieden wieder zu geben". Die Juden, von Dohm dazu aufgemuntert und begünstigt, forderten bürgerliche Gleichberechtigung und ließen „die Stimme der unterdrückten Menschheit" in Adressen und Apologien an den Congreß gelangen. Der gemüthliche Pfeffel nahm den Congreß zum Vorwurf einer heitern Dichtung, worin er den Diplomaten rieth:

Traut jeden deutschen jungen Mann
mit einem schönen Kind der Franken –,

wogegen ein entschlossenerer Charakter, Baron von Linsingen, die gute Sache des deutschen Reiches in einem feierlichen Zweikampf „mit einem vom französischen Directorio zu erkiesenden Gegner" zu verfechten sich erbot. Universitätsprofessoren, wie Robert in Marburg, machten die Entstehung und den Fortgang des Congreßes zum Gegenstande akademischer Vorlesungen, „während daß", wie der hannoveranische Minister-Resident Schwarzkopf klagt[35]) „lichtscheue Witzlinge in gedruckten und ungedruckten Epigrammen und Xenien seiner Würde spotteten".

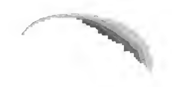
Leider boten Letzteren die vorhandenen Zustände Deutschlands, die Haltung der Mehrzahl seiner Fürsten und deren Vertreter auf dem Congreße, der Blößen und schwachen Seiten genug! Das Ansehen

des deutschen Reiches war so tief gesunken daß alle Einsichtsvolleren an einem Wiederaufleben desselben schier verzweifelten. „Das deutsche Reich", schrieb der württembergische Regierungsrath Reuß, „als ein Staatskörper betrachtet, kann für sich nie eine eigene, geschweige eine bedeutende Rolle spielen. Selbst dann wenn es sich einem großen Hofe anschließt wird sein Gewicht in der Wagschale nicht sehr bemerkt". Wohl gab es Patrioten welche tief die Schmach ihres Vaterlandes empfanden, die erkannten daß nur aus einem allgemeinen Kriege gegen Frankreich sowohl Deutschland wie ganz Europa Heil erwachsen könne, die von einem allgemeinen Landesaufgebot gegen den neuen Erbfeind träumten. Zugleich möge der Zeitpunkt des jetzigen Congreßes von deutscher Seite benützt werden verrottete Missbräuche auszumerzen, Schifffahrt und Handel, dem bisher von England aus gehandhabten Übergewicht entgegen, freizugeben und so dem Reiche mit einer verjüngten, den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Gestalt neue Kräfte, neuen Schwung zu leihen. Aber dann kamen wieder andere die im Gegentheil in der Aufrechthaltung des Bestehenden das alleinige Heil für Deutschlands Zukunft erblickten; Ruhe und Frieden sei um jeden Preis herzustellen, für welchen Zweck selbst eine Gebietsabtretung wie die des linken Rhein-Ufers als kein zu schweres Opfer gelten müsse [36]).

Gesinnungen der letzteren Art kamen allerdings niemand mehr gelegen als Preußen das, während Österreich rastlos an den Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Frankreich und an der Werbung gleich entschlossener Verbündeten arbeitete, sein Bestreben im Gegentheil darein setzte die Reichsstände von einem neuen Kriege abzuhalten. Wie es in Folge des Baseler Friedens den Norden Deutschlands der Machtsphäre des Reichsoberhauptes entrückt hatte, so suchte es jetzt in ähnlicher Weise die südlichen Reichsstände zu bearbeiten. Vorzüglich Dohm war es der „im Einvernehmen mit mehreren deutschen Abgeordneten" sich bemühte „für das südliche Deutschland eine ähnliche Neutralität bei wieder ausbrechendem Kriege zu bewirken wie die des nördlichen Deutschlands" [37]).

Wenn von der Physiognomie des Rastadter Congreßes und den verschiedenartigen durch ihn hervorgerufenen Anschauungen und Strebungen die Rede ist, können die Emigranten nicht unerwähnt bleiben die sowohl Freund als Feind bald in dieser bald in jener Richtung Stoff zu allerhand Mittheilungen und Glossen gaben.

Es wurde früher erwähnt wie Österreich schon im Jahre 1792 sich entschloßen gezeigt hatte einer Anzahl von ihnen in den Vorlanden eine Zufluchtstätte zu eröffnen, eine Erlaubnis von der sie bald ausgedehnten Gebrauch zu machen wußten. Im Bezirke von Philippsburg bis Basel in der Landesbreite von zwei deutschen Meilen zählte man ihrer bald an 4000, so daß auf hundert Einwohner je ein Emigrant kam; mehr als die Hälfte derselben lebte in der bittersten Noth und fristete ihr Dasein vom Bettel [38]). Es waren aber auch wohlhabendere und angesehenere Leute darunter, da die republicanische Regierung mit ihren Gebietsübergriffen in gleichem Maße den Kreis derer, die sie als unbefugt Abwesende bezeichnete und mit Gewaltmaßregeln verfolgte, immer weiter zog. Eingeborne Belgier beriefen sich vergebens auf ihre Eigenschaft als geborene Unterthanen des Kaisers dem sie, nachdem ihre Heimat französisch geworden, zu dienen nicht aufhören wollten; als im März 1798 zwei solche, Bruet und Mäken mit Namen, mit ordentlichen Päßen versehen in Belgien erschienen um ihre Besitzthümer zu reclamiren, wurden sie angehalten und erst nach längerer Haft ihrer Freiheit wiedergegeben, dabei jedoch über die Gränze geschafft. Dasselbe war mit vielleicht zehntausend Lüttichern und Elsaßern der Fall, die theils der kaiserlichen Armee bei deren Rückzug aus dem Lande gefolgt waren theils ihr Vaterland aus Unlust über dessen neue Herren verlassen hatten. Selbst die Vertreter Frankreichs auf dem Congreße sahen das unbillige dieser Maßregel ein und verhießen anfänglich Hilfe zur Linderung derselben, ein Anerbieten von dem sie später freilich nichts mehr wissen wollten, da sie es vielmehr in ihrem Interesse fanden ihren Eifer gegen die ganze Classe ohne Unterschied zu kehren. Denn daß Leuten von dem Schlage der Mehrzahl der Emigranten nicht nur das Friedenswerk, das nun in Rastadt eingeleitet werden sollte, in die Seele zuwider war, sondern daß ihnen noch insbesondere diese Buonaparte, diese Treilhard



Bonnier Rosenstiel, diese Sendlinge des verhaßten und verwünschten Directoriums als Auswürflinge der Menschheit galten die man, wenn man dazu käme, mit Keulen erschlagen müsse wie die Hunde, läßt sich nach dem was wir über ihre Denkweise und Aufregung wissen leicht vorstellen. Auch machten sie aus dieser ihrer Gesinnung kein Hehl, ließen Schriften drucken und verbreiten in denen sie die nahe Wiederherstellung des Königthums in Frankreich verkündigten, streuten Spottverse und Zerrbilder wider die französische Republik und deren Schildträger aus u. dgl. Als der Minister Talleyrand die Anwesenheit der emigrirten Prinzen in Braunschweig nicht länger dulden wollte, als in Folge dessen der „Graf Lille" seinen Wohnsitz in Blankenburg aufgeben und eine neue Freistätte in Kurland suchen mußte, Februar 1798, vermehrte das nur den Ingrimm der französischen Verbannten und trieb sie zu neuen Racheschwüren gegen alle Jacobiner und Patrioten.

In Rastadt hatten, wie fast in allen badischen Städten und größeren Orten, schon längere Zeit einzelne Emigranten ihre Unterkunft gefunden, deren Zahl mit dem Zusammentritt des Congreßes sich fortwährend vermehrte und sich in den verschiedenen Gesellschaftskreisen binnen kurzem so bemerkbar machte daß die französischen Minister für ihre Haut zu fürchten begannen. Schon zu Anfang Februar 1798 verlangten sie die Ausweisung derselben aus Rastadt und Umgebung, und brachten dadurch den badischen Polizei-Director in keine geringe Verlegenheit. Es war ihm zwar ein leichtes die „vorlautesten" der Emigranten vom Platze zu schaffen, allein eine allgemeine Ausweisung lasse sich, meinte Drais, nicht durchführen; „denn es gehörten nicht blos das Personal der elsaßischen Reichsritterschaft so gut als andere Reichsunmittelbare auf dem Congreß in diese Kategorie, sondern es stünden viele derselben unter dem besondern Schutz deutscher Gesandten, wodurch sie dem Wirkungskreise der einheimischen Polizei entrückt seien". Damit jedoch war den französischen Ministern nicht gedient. Sie erklärten Glieder und Angehörige auf die Emigranten-Liste gesetzter Reichsstände — und dahin gehörten ganz oder theilweise Kur-Köln, das Deutschmeisterthum, Hessen-Darmstadt, Kur-Pfalz, das Hochstift Speyer :c. — weder bei sich empfangen noch in rechtlichen

Vorstellungen anhören zu können, ja auf deren Entfernung vom Congreß-Orte dringen zu müssen. Sie bestanden nachdrücklicher als je auf ihrem Verlangen alle Emigranten entfernt zu sehen, und verstiegen sich bis zu der Drohung zu ihrer Sicherheit eigenes Militär aus Straßburg kommen zu lassen. So kam es denn zu einer landesfürstlichen Verordnung, April 1798, laut welcher, mit Ausnahme weniger sehr mitleidswürdiger Fälle, alle nicht zum diplomatischen Corps gehörigen Emigranten den Ausweisungsbefehl aus Rastadt erhielten, eine Maßregel die später auf „den unter fürstlicher Hoheit stehenden Umkreis der Stadt" ausgedehnt wurde[39]). Darum kamen sie aber doch nie ganz aus der Umgebung des Congreß-Ortes fort. Immer wieder bald hier bald dort tauchte einer von jenen erbitterten Heimatlosen auf oder liefen doch Gerüchte um, die ihre Anwesenheit ahnen ließen. Ein Dugravier, ein Saint-Germain, nachmals Oberst in kaiserlichen Diensten, ein Baugé machten in solcher Weise wiederholt von sich reden. Kein Wunder wenn der französischen Congreß-Gesandtschaft die Nähe eines so geheimnisvollen Feindes, dessen Nachstellungen, dessen Ränke und Umtriebe sie fürchtete und dessen verzweiflungsvoller Entschlossenheit sie alles mögliche zutraute, nicht recht geheuer vorkam[40]).

Zu läugnen war übrigens nicht daß das Benehmen und Treiben mehr als eines jener Vaterlandsflüchtlinge gerechten Argwohn erweckte. Im Sommer 1798 wußte sich ein gewisser Clomel in der Eigenschaft eines Adjutanten des Generals Hatry in die Gesellschaft von Rastadt, selbst in die Häuser der französischen Minister einzuführen, bis er plötzlich aus der Stadt verschwand und bald darauf in Straßburg verhaftet wurde. Gefährlicher war Auguste Danican, der sich wiederholt in Rastadt unerkannt aufgehalten zu haben scheint und unter dem Namen „Bersy" geharnischte Beiträge zur Congreß-Literatur lieferte[41]). Er hatte früher unter dem Convent als Oberst, dann als General gegen die Vendéer, gegen die Chouans gedient, ohne darum von dem Verdacht geheimen Einverständnisses mit den Royalisten frei zu bleiben. Im Jahre 1795 von der republicanischen Regierung wieder zu Gnaden aufgenommen, aber am 12. und 13. Vendémiaire einer der Häupter des Pariser Aufstandes, darauf flüchtig, als Abwesender zum Tode

verurtheilt, war er zuerst in Hamburg wieder aufgetaucht, sollte in Blankenburg eine Unterredung mit dem Grafen von Provence gehabt haben, und stand jetzt im Verdacht im Solde Englands zu sein und allem was dem republicanischen Frankreich angehörte den Tod geschworen zu haben. Eine nicht minder gefährliche Persönlichkeit, die sich Graf von Toulouse nannte, schien weitverzweigte Verbindungen in Frankreich und in den Reihen der französischen Heere zu haben. Er hielt sich eine Zeit hindurch in Offenburg auf und führte eine außerordentlich lebhafte Correspondenz in's Ausland; auch wollte man beobachtet haben daß nicht selten französische Militärs und Beamte bei ihm einsprachen und dann oft Tage lang mit ihm verkehrten. Aber auch mit der österreichischen Armee hatten die Emigranten allerhand Berührungspunkte, was sich in mehr als einem Falle bemerkbar machte. Ein solcher wurde unmittelbar dem Congreße bekannt. Ein Schriftsteller Johann Georg Heinzemann hatte im April 1798 in einem Postwagen in Gesellschaft mehrerer Franzosen unvorsichtige Reden geführt. Als man nach Ulm kam führten die letzteren bei dem kaiserlichen Obersten von Schauberg Beschwerde, worauf Heinzemann auf magistratischen Befehl angehalten und ihm bedeutet wurde daß er sammt Frau und Kindern binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen habe. Der Mann reichte Klage beim Congreße [42]) ein, und es läßt sich denken in welchem Maße die französische Gesandtschaft diesen Vorfall zum Nachtheil der Emigranten auszubeuten wußte.

7.

Der Personalstand des Congreßes hatte mittlerweile einige Änderungen erfahren. Von kaiserlicher Seite stand zwar Graf Metternich d. Ä. unverrückt an der Spitze der Reichs-Friedens-Deputation; er repräsentirte das Reichsoberhaupt und es bildete sich um ihn und seine Gemahlin, die sich gleich ihm allgemeiner Achtung und Anerkennung erfreute, eine Art von kleinem Hofleben. Dagegen war Cobenzl, wie wir wissen, erst zeitweilig, dann auf unbestimmte Zeit von Rastadt

geschieden, und es vereinigte von da an Graf Lehrbach, theils in seiner ursprünglichen Eigenschaft theils als Stellvertreter seines nach St. Petersburg gesandten Berufsgenossen, in seiner Person die Repräsentanz der gesammten Erbländer seines Monarchen. Er wurde dadurch zu einer der wichtigsten und einflußreichsten Persönlichkeiten des ganzen Congreßes, und sowohl wegen dieses Umstandes, als aus Gründen die später klar werden sollen, erscheint es geboten uns etwas näher mit ihm zu beschäftigen.

Ludwig Konrad des Heiligen Römischen Reichs-Freiherr, nachmals Graf von und zu Lehrbach, einem alt-hessischen Geschlechte entsproßen, um das Jahr 1745 geboren, in jungen Jahren, noch vor vollständigem Abschluße seiner Universitätsstudien, Hofrath und Kämmerer des Fürstbischofs von Würzburg, 1774 Hofrath bei der obersten Justiz-Stelle in Wien, kur-böhmischer Gesandte und Subdelegatus bei der Kammergerichts-Visitation zu Wetzlar, erscheint zuerst 1777 in einer wichtigeren diplomatischen Mission als außerordentlicher Gesandter in Schweden, das Jahr darauf in gleicher Eigenschaft in München wo er an den Verhandlungen über die bayerische Erbfolge wichtigen Antheil nimmt. Zum geheimen Rath bei der böhmisch-österr. Hofkanzlei ernannt, wird er 1779 nach dem Teschner Frieden als Ihro Röm. Kaiserl. Majestät Concommissarius und Mitbevollmächtigter bei der Reichsversammlung nach Regensburg berufen. Frühzeitig wußte er die Blicke der österreichischen Patrioten der Aufklärungs-Periode auf sich zu ziehen, die seines Lobes und Preises voll waren. „Er gehört unter die Zahl jener Minister", so ließ sich 1784 eine Stimme aus jenen Kreisen vernehmen, „deren Staatsklugheit Eifer und Entschlossenheit dem Vaterlande die wichtigsten Dienste leisteten und deren Treue bewährt erfunden worden" [43]). Im Jahre 1787 finden wir ihn zum zweitenmal in München, als Nachfolger seines Oheims des Comthurs Franz Sigmund auf dem Posten eines bevollmächtigten Ministers bei der Kur-Pfalz und dem schwäbischen Kreis am Hofe Karl Theodor's, wo er, wie ein bayerischer Geschichtsschreiber ihm nachrühmt, als feiner Beobachter und Weltmann die geheimsten Stimmungen des Kurfürsten auszufühlen und daraus für die Zwecke seines Erzhauses Gewinn zu ziehen verstand [44]). Im J. 1793 führt ihn eine diplomatische Mission

in das preußische Haupt-Quartier bei Landau wo sowohl der Krieg mit Frankreich als die polnischen Angelegenheiten zu besprechen waren; 1794 ist er vereint mit Lord Malmesbury in Berlin bemüht Preußen bei der Coalition festzuhalten, was aber nicht gelingt. Nach dem Baseler Frieden 1795 an mehrere deutsche Höfe und zur Reichsversammlung in Regensburg gesandt, kehrte Lehrbach nicht wieder nach München zurück woselbst ihn Graf Joseph Seilern ablöste, sondern bekleidete in Wien erst die Stelle eines General-Directors der Geh. Hof- und Staats-Kanzlei, die er bald darauf mit der eines Präsidenten des Appellations- und Criminal-Obergerichtes für die österreichischen Erzherzogthümer vertauschte, bis ihn im Hochsommer 1796 ein besonderer Auftrag nach Tyrol führte.

Es war dies ohne Frage der Glanzpunkt seines öffentlichen Wirkens, und der Tyroler hat dem Grafen Lehrbach aus jener schweren Zeit ehrende und dankbare Erinnerung bewahrt. Es galt damals von dem wichtigen Gebirgslande die Gefahr abzuwenden in die es der stürmische Siegeslauf Buonaparte's mit jedem Tage dringender brachte. Graf Lehrbach als k. k. Hof-Commissarius mit ausgedehnten Vollmachten nach Tyrol gesandt, erschien daselbst am 27. August „in einem Zeitpunkte", wie es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung heißt, „wo die Feindesgefahr von allen Seiten und die Drangsale aller Gattungen den höchsten Grad erreicht hatten. Schnell und beharrlichst setzte er sich mit den Stellvertretern der allergetreuesten vier Stände Tyrols an die Spitze der Vertheidigungs-Geschäfte", erwirkte ihnen vom Hofe Geldvorschüsse und militärischen Schutz, organisirte und vermehrte die Landesschützen-Compagnien die er an die wälschen Gränzen beorderte und durch die Verheißung landesfürstlicher Huld und Ehrenauszeichnung zu opferwilliger Ausdauer aufmunterte. Sein Aufruf vom 24. März 1797, als durch die Vorrückung Joubert's und den Marsch Buonaparte's Tyrol von zwei Seiten bedroht war, wirkte elektrisch durch das ganze Land das sich in gewaltiger Masse zur Abwehr des feindlichen Drängers erhob. „Groß war die Erscheinung und rührend der Anblick wie das von Städten und Gebirgen zusammengeströmte Volk, mit allen Gattungen Kriegs- und Mord-Instrumenten ausgerüstet, zum Landsturm erschien; wie alle Classen

von Menschen mit Brudersinn sich vermischten; wie die Gattin ihrem Gatten zusprach, die Mutter und der Vater dem Sohne gebot und selbst die Knaben sich wechselseitig aufmunterten, und alle wetteiferten dem Dienste des Vaterlandes nach Verschiedenheit ihrer Kräfte und Eigenschaften und nach Maß des allgemeinen Zutrauens sich zu widmen". Die Franzosen wurden geschlagen und über die Gränzen getrieben, das Land war gerettet. Die Stände Tyrols trugen dem wackern Reichsgrafen eine kleine Besitzung und die Landstandschaft an, was Lehrbach durch den Cabinets-Minister zur Kenntnis Sr. Majestät zu bringen sich verpflichtet fühlte; der Kaiser gestattete ihm die Annahme der Landstandschaft, „für das übrige werde Er ihn Selbst belohnen". Am 25. Juli, als bereits die Friedensverhandlungen im Zuge und alle Besorgnisse für diesmal beseitigt waren, richtete im Namen des Ausschuß-Congreßes Graf Paris Wolkenstein ein Dankschreiben an den Hof-Commissarius „der ihnen als Mittler Leitsmann Beschützer und Wohlthäter ewig unvergeßlich sein" werde; denn er, „immer größer als die Gefahr worin das Vaterland schwebte und immer mit der vollsten Zuversicht über einen glücklichen Ausgang erfüllt", habe „das große Werk der Befreiung . . . durch die weisesten und rastlosesten Bemühungen vollendet" rc. Aber auch Lehrbach schied schwer aus Tyrol wo er eine so ereignisvolle Zeit durchlebt hatte. Nach dem Frieden von Campoformio an das kaiserliche Hoflager berufen nahm er am 30. October Abschied von dem Lande, dem er für das ihm bezeigte „Vertrauen und Zuneigung den lebhaften verbindlichsten Dank . . öffentlich und mit dem innigsten Wunsche" erstattete, daß ihm auch in Zukunft Gelegenheit werden möge seine „volle Achtung Bewunderung und wahre Zuneigung an dieses immer merkwürdige und verdienstvolle Land" und seine „aufrichtige Dienstbegierde zum Wohl des Ganzen an Tag legen zu können"[15]). Daß dem Grafen Lehrbach bei solchen Gesinnungen und Mühen Österreichs Neider und Widersacher nicht hold sein konnten noch er ihnen, war begreiflich, und so finden wir ihn denn von den Parteigängern Preußens kaum minder angefeindet und gehaßt als von denen Frankreichs. Jene erkannten in ihm einen der ausgesprochensten Förderer des bayerisch-belgischen Tausch-Projectes, während diese sich überzeugt hielten daß er, seit dem Aus-

bruche der Revolution in ihrem Lande unermüdet sei, zum Kriege wider das Neu-Frankenthum zu schüren; insbesondere Buonaparte ließ sich's nicht nehmen daß Lehrbach und der Engländer Wickham zu seinen gefährlichsten Feinden gehörten, und er hat es den Beiden nie vergessen und verziehen.

Ob es auf den Rath Thugut's geschehen daß Lehrbach zum Rastadter Congreße gesandt wurde, ist schwer zu entscheiden. Im allgemeinen hielt Thugut keine großen Stücke auf ihn; er war ihm zu unruhig, zu schwatzhaft, zu unüberlegt, Eigenschaften die ihn sehr tauglich zu einem Stürmer und Dränger wie in Zeiten allgemeinen Aufgebotes, aber sehr untauglich zu einem Einfädler und Ausspinner diplomatischer Verhandlungen machten. Lehrbach's rückhaltloser Eifer den Kurfürsten von Bayern für den belgischen Ländertausch zu gewinnen, hatte dem schweigsamen Minister des Äußern schon früher manche trübe Stunde bereitet. Für eine feinere diplomatische Aufgabe hielt er ihn durchaus nicht gewachsen. „Er lauft aus einem Haus in das andere, zu den Herren von L., von W., zu T., weiß der Himmel wohin noch, um überall etwas einzubrocken und Händel einzufädeln". In Regensburg sah ihn Thugut nicht ungern — „denn man kann nicht längnen, er ist voll Eifer und hat viel Verständnis, wie ich denke, in allem was die Reichs-Angelegenheiten betrifft" —, war aber doch herzlich froh ihn zum Appellations-Präsidenten ernannt zu wissen, weil er dadurch hoffte ihn von der Staatskanzlei los zu sein; „denn bei seiner unerträglichen Unruhe, bei der unverbesserlichen Unbedachtsamkeit seiner Eigenliebe, bei seinen ewigen Zänkereien trotz aller Versprechungen sich zu bessern, hat man wahrhaftig stets zu fürchten daß er Anlaß zu sehr großen Verlegenheiten gebe" [46]). So war es auch eine Pein für Thugut wenn er von Lehrbach etwas schriftliches erhielt; die Depeschen des edlen Grafen waren eben so breit als schwülstig; „man könne ihm jedenfalls nicht nachsagen", meinte Thugut eines Tages zu Colloredo, „daß er ein Feind vom Schreiben sei" [47]). Aber in gewissen Lagen hielt ihn Thugut doch für den rechten Mann: wenn es galt durch ermüdendes Geschwätz eine Verhandlung hinauszuziehen — „pour amuser le tapis", wie

sich Thugut ausdrückte — und dann, wenn es darauf ankam einem politischen Gegner in ausgiebiger Weise die Stirn zu bieten [18]).

Für diese beiden letzteren Zwecke nun war Lehrbach in Rastadt vollkommen an seinem Platze. Eine Eigenschaft, die der feinen und vornehmen Persönlichkeit des kaiserlichen Präsidial-Gesandten vollständig abging, scheint Lehrbach in erwünschtem Maße besessen zu haben: er konnte wenn es darauf ankam grob sein wie ein Hausknecht und das war, Leuten gegenüber vom Schlage der französischen „Patrioten" und Jacobiner, eine gar nicht zu unterschätzende Begabung. Auf die Wahl seiner Ausdrücke kam es ihm dann wenig an, und es werden Worte von ihm citirt die man jedem Andern zutrauen konnte, nur nicht einem Weltmann und geschulten Diplomaten, wie z. B. sein, allerdings nur von französischer Seite ihm aufgebürdeter Ausspruch über den Kurfürsten von Bayern: „ein Vieh das sich den Engländern mit gebundenen Armen und Beinen überliefert hat".

Nicht minder wichtig als die im österreichischen Congreß-Personalstand vor sich gegangene Veränderung, waren jene auf französischer Seite.

General Buonaparte war bis in den halben Frühling 1798 wiederholt in Rastadt erwartet, es war mehr als einmal seine bevorstehende Ankunft angesagt worden; man hatte die für ihn im markgräflichen Schloße bestimmten Zimmer schon geheizt und beleuchtet, und immer war die Voraussicht eine eitle gewesen. Die Sache war die daß ihn, nachdem er das für ihn wichtigste, die Angelegenheit der Reichsfestungen, durch die Militär-Convention vom 1. December 1797 in Ordnung gebracht, ganz andere Dinge zu beschäftigen anfingen. Und das hing so zusammen. Als im Frühjahr 1798 die Wahlen für die gesetzgebenden Räthe nicht nach Wunsch der Directoren ausgefallen waren, hatten sie durch Bailleul ein Gesetz gegen die „Anarchisten" einbringen lassen, 11. Mai, mit welchem Namen nun alle gestämpelt wurden die den neuen Gewaltherrschern Frankreichs, den fünf „Afterköniglingen" wie man sie spottweise auch wohl nannte, aus irgend einem Grunde misliebig oder unbequem waren. Mit Berufung auf dieses Gesetz vernichtete das Directorium die auf seine Widersacher gefallenen

Wahlen und ließ in den Departements neue vornehmen. Gleichzeitig wurden durch den Kriegs-Minister Scherer Militär-Commissionen eingesetzt, die mit Pulver und Blei freigebiger waren als die früheren Revolutions-Tribunale mit Strick und Fallbeil, so daß am Ende die Soldaten meuterisch wurden und nicht länger Henkersdienste leisten wollten. Wo ein Schuldigbefundener dem rächenden Arm der Kriegsgerichte zu entrinnen wußte, da brachten die letzteren ohne weiters die von den Gesetzen längst abgeschaffte Vermögenseinziehung in Anwendung. Die Blicke der Nation von dieser wüsten innern Wirthschaft abzulenken, mußte nun, wie schon so oft, irgend eine auswärtige Thätigkeit als Mittel dienen.

Gleich nach dem Frieden von Campoformio hatte es verlautet daß das Directorium damit umgehe eine große und glänzende Unternehmung in Gang zu setzen. Ungeheure Zurüstungen in Frankreich und Italien, Flotten-Arbeiten in Toulon Genua Civitavecchia, dazu Einladungen an mehr als hundert Gelehrte und Künstler die sich zur Einschiffung bereit halten sollten, beschäftigten die öffentliche Meinung mit der Frage über das Ziel der so auffallenden, und dabei doch geheimnisvollen Anstalten, und das Directorium selbst that das seinige dazu die Aufmerksamkeit des Publicums bald nach dieser bald nach jener Seite hin zu lenken. Einmal hieß es Ägypten, dann Griechenland sei zum Ziel ausersehen, oder die Debloquirung der französischen Flotte in Cadix sei in's Auge genommen. So gut war das Geheimnis bewahrt daß weder der Kriegs-Minister Scherer, noch der Admiral Brueys der die Flotte commandiren sollte, etwas bestimmtes wußten. Anfangs April verbreitete sich die Kunde, General Buonaparte werde nach Brest abgehen um sich an die Spitze der Armee gegen England zu stellen; allein in den ersten Tagen Mai verließ er Paris in entgegengesetzter Richtung und lief am 19. Mai aus dem Hafen von Toulon aus. Auch jetzt noch meinten viele, das sei nur eine Finte um durch die Meerenge von Gibraltar in den atlantischen Ocean hinauszusegeln und von da eine Landung in England zu versuchen. Da erschien Buonaparte am 7. Juni unerwartet vor Malta, mit dessen Besitzern Frankreich gar nicht im Krieg war, und setzte am 12. den Fuß des Eroberers an's Land, nachdem sich der Großmeister Ferdinand von

Hompesch, ohne eine Gegenwehr zu versuchen, mit Drohungen und Verheißungen hatte abfinden lassen. Am 19. segelte das Franken-Geschwader von Malta weiter und traf am 1. Juli vor Alexandrien ein das Buonaparte mit stürmender Hand eroberte; am 21. schlug er unter den Pyramiden die ägyptischen Beys und zog Tags darauf in Cairo ein. Wohl vernichtete Nelson am 1. August in der Bucht von Abukir die französische Flotte; allein zu Lande breitete der kühne General die Herrschaft der Tricolore immer weiter aus, das Gebiet bis zu den Katarakten gehorchte seinem Gebote.

Die neue Bestimmung welche General Buonaparte erhalten, hatte einen Platz in der französischen Congreß-Gesandtschaft, die Auslosung Neufchâteau's aus der Reihe der Directoren und die Wahl Treilhard's an dessen Stelle, 15. Mai, den zweiten erledigt. Letzterer wurde durch Debry ersetzt, an Buonaparte's Stelle kam Roberjot zum Congreße, woselbst jener am 15. Juni, dieser am 13. Juli ihre Vollmachten überreichten. Bonnier, Jean Debry und Roberjot bildeten von da ab bis zum Abbruch der Verhandlungen die Trias der französischen Gesandtschaft, als deren Chef nach Buonaparte's und Treilhard's Abgang Bonnier, auch den Jahren nach der älteste unter seinen Collegen, angesehen wurde.

Jean Antoine Joseph Debry, 1760 zu Vervins im Departement Aisne geboren, war Advocat als ihn die Revolution in ihre Strömung riß der er sich bald mit großer Entschiedenheit hingab. In der gesetzgebenden Versammlung so wie im Convent, überall machte er sich durch die Maßlosigkeit seiner Vorschläge und Anregungen bemerkbar. Er war es der am 1. Jänner 1792 verlangte daß die ausgewanderten französischen Prinzen in Anklagestand versetzt würden, der am 16. beantragte Monsieur den Bruder des Königs als durch seine Emigration des Thronrechtes verlustig anzusehen, der am 30. Juni ein Decret vorschlug welches der Versammlung mit Ausschluß des Königs das Recht vindicirte das Vaterland in Gefahr zu erklären. Unerschöpflich in Vorschlägen von Maßregeln gegen die Emigranten und deren Beschützer und Verbündete machte er sich am verrufensten durch seinen am 26. August 1792 gestellten Antrag, eine Legion von 1200 „tyrannicides“ zu bilden welche alle gekrönten Häupter, die

sich mit der Republik im Kriege befänden, aus dem Wege schaffen sollten. Sein Votum über das Schicksal seines unglücklichen Königs verletzte um so mehr als er zur Grausamkeit eine gewisse gleisnerische Sentimentalität fügte. „Endlich wird meine Herzensangst ihr Ende finden", sagte er; „ich habe das Gesetz geprüft, das unerbittliche Gesetz will den Tod; ich stimme daher für den Tod und zwar in der kürzesten Frist". Nacheinander Mitglied des Sicherheits- und Wohlfahrtsausschußes, brachten ihn gleichwohl die persönlichen Beziehungen in denen er zu Vergniaud und den Häuptern der Gironde stand bei dem Berge in Verdacht; er wurde des Föderalismus beschuldigt und kam, als er sich dem Proteste gegen die revolutionären Beschlüße vom 31. Mai und 2. Juni 1793 anschloß, in Gefahr in Anklagestand versetzt und in Haft genommen zu werden. Der Sturz Robespierre's befreite ihn von seiner Angst und er erschien wieder auf dem Schauplatze. Er wurde in die Departements Ardèche Drôme Vaucluse gesandt wo es ihm gelang die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und trat, nachdem das Directorium gebildet, in den Rath der Fünfhundert. Debry hatte sich auch als Schriftsteller einen Namen gemacht; außer mehreren kleineren publicistischen Arbeiten war von ihm im J. 1790 ein zweibändiges Werk: „Essai sur l'éducation nationale“ und ein „Éloge de Mirabeau“ erschienen.

Claude Roberjot, 4. April 1752 zu Mâcon geboren, war vor der Revolution geistlichen Standes gewesen und hatte als Pfarrer in seiner Vaterstadt wegen seines untadelhaften Wandels, seiner Bildung und vielseitigen Kenntnisse allgemeine Achtung genossen; nach dem Umschwung der Dinge aber hatte er den Priesterrock ausgezogen und Bräutigamskleider angethan um die „Braut Christi" mit seiner eigenen zu vertauschen. Wir finden ihn als Präsidenten des Departements Saône et Loire wo ihn die Wahl in den Convent trifft, in welchen er aber als Nachfolger Carra's erst nach dem Tode Ludwig XVI. eintritt; dann 1794 als Volksvertreter bei der Armee Pichegru's wo er die Einverleibung Belgiens mit Frankreich auf das eifrigste betreibt; 1795 als Mitglied des Rathes der Fünfhundert, 1797 als bevollmächtigten Minister bei den deutschen Hanse-Städten, zuletzt bei der batavischen Republik. Verschiedene Abhandlungen landwirthschaftlichen

Inhalts, besonders über den Weinbau, andere über die Armenpflege ꝛc. gaben Zeugnis von seinen Kenntnissen und von seinem Eifer für die öffentlichen Interessen.

Mit dem Wechsel in den Persönlichkeiten der französichen Gesandtschaft war inzwischen im Wesen nichts gewonnen. Zwar Roberjot war ein gesprächiger und höflicher Mann, der sich im geselligen Umgang durch seine angenehmen Formen vortheilhaft bemerkbar machte, und auch Debry, lang und hager und immer schwarz gekleidet, war im gewöhnlichen Leben erträglich. Anders dagegen war es in ihrem öffentlichen Auftreten. Bonnier blieb sich in diesem Punkte von Anfang bis zu Ende gleich. Selbst im außeramtlichen Verkehr ein Flegel erster Sorte, schimpfte er auf sein Quartier im Rastadter Schloße, auf die deutschen Einrichtungen überhaupt, benahm sich roh und brutal in jeder Weise. Als am Frohnleichnamstage vor den Fenstern seiner Wohnung, altem Herkommen gemäß, ein Altar errichtet werden sollte, fuhr er heftig auf, man solle ihm mit dergleichen vom Halse bleiben, und ruhte nicht bis der Altar an eine andere Stelle geschafft war. Debry war ein Komödiant und ein Prahlhans, der mit einer Art Hohn auf alles was deutsch war herabsah, nur das Französische als das wahre und verständige gelten ließ, gegen dessen Rechtmäßigkeit er nicht den leisesten Zweifel duldete. Eines Tages hielt er sich in einer Gesellschaft über jene „Übelgesinnten“ auf die es wagten den Franzosen Verletzung des Völkerrechtes vorzuwerfen: „Ein solcher Unsinn“, rief er, „kann nur von Schafsköpfen ausgeheckt werden!“ Ihr gemeinsames Auftreten, und hier machte dann auch der sonst mildere Roberjot keine Ausnahme, war verletzend und herausforderud über alle Begriffe. Man hatte anfangs, um sich auf vollkommen neutralem Boden zu bewegen, für den gegenseitigen Verkehr der deutschen und französischen Gesandtschaft die lateinische Sprache vorgeschlagen; allein dieser Antrag war von der letzteren hochfahrend zurückgewiesen worden, wie sie denn überhaupt auf die Bevollmächtigten der deutschen Reichsstände in kalter und stolzer Weise herabsahen. Jene die sich ihnen von allem Anfang geschmeidig erwiesen und welche sie, denen des deutschen Kaisers gegenüber, gleichsam als ihre Bundesgenossen ansehen konnten,

hatten sich in diesem Stücke keiner Ausnahme zu erfreuen. „Wollte man das", hieß es in einer österreichischen Denkschrift, „nur für verdecktes abgeredetes Spiel annehmen, so wäre doch das Spiel durch das Benehmen gegen die verwitwete Königin von Preußen auf einen hohen Grad der Unanständigkeit getrieben, das nur von der größten Insolenz sich könnte erlaubt und nur von der niedrigsten Ergebung geduldet werden". Als nämlich diese hohe Frau im Herbst 1798 in Rastadt erschien und einer Vorstellung der französischen Truppe beizuwohnen wünschte, wollten es Bonnier und seine beiden Collegen durchaus nicht zugeben daß mit dem Aufziehen des Vorhangs bis zu ihrer Ankunft gewartet werde; als sie dann in ihre Loge trat, von dem anwesenden Publicum durch Aufstehen von den Sitzen geehrt, blieben die Franzosen nicht nur sitzen, sondern wandten der Königin während des ganzen Spiels den Rücken zu [49]). In ihrem Übermuth glaubten sie sich alles erlauben zu dürfen.

Mit Leuten von solchem Schlage Monate lang verhandeln war allerdings keine leichte Aufgabe. „Nie wurde das Rauhe ihrer Forderungen durch die Art der Einkleidung abgeschliffen. ‚Die Vollmacht der Reichs-Friedens-Deputation muß uneingeschränkt sein, sonst handeln wir nicht'; ‚das linke Rhein-Ufer muß an Frankreich abgetreten werden, dies ist die erste Friedens-Basis'; ‚das Ultimatum muß in sechs Tagen angenommen sein, sonst hören die Verhandlungen auf' ꝛc. In einer solchen Sprache wurden die drückendsten Forderungen angebracht, und auf die Mitglieder der Reichs-Deputation wurde vorzüglich durch die Drohung gewirkt daß die Stände nicht entschädigt, Deutschland den Gräueln des Krieges ausgesetzt und die einzelnen Gebiete revolutionirt werden würden" [50]). Wer unter diesen Verhältnissen am meisten zu leiden hatte, war, so lang er in Rastadt weilte, der feine Cobenzl gewesen. „Er wolle es", schrieb er nach Wien, „seinem ärgsten Feinde nicht wünschen verurtheilt zu sein mit Leuten, wie die mit denen er jetzt zu thun habe, verhandeln zu müssen ohne ihnen den Stock weisen zu dürfen" [51]). Letzteres that nun auch Lehrbach nicht; aber im übrigen war er ganz der Mann ihnen die Stirn zu bieten, der sie haßte und von ihnen wieder gehaßt wurde wie sonst kein Zweiter auf dem Congreße. Selbst Buonaparte scheint, was Barschheit und Ungestüm

betrifft, an dem Grafen einen würdigen Gegner gefunden zu haben; mindestens sprach er sich noch in späten Jahren in höchst gereizter Weise über die Manieren Lehrbach's aus [52]). Noch weniger Umstände machte letzterer mit den Collegen des berühmten Generals. „Eure Frechheit kann man nur mit Kanonenkugeln beantworten", soll er einmal, empört über die mit Hinterlist gepaarte Unverschämtheit der Franzosen, gegen diese emporgefahren sein.

Im Grunde war den Franzosen ihre Überhebung gar nicht so übel zu nehmen da ihnen von deutscher Seite vielfach der stärkste Anlaß dazu geboten war. Die französische Schauspielergesellschaft machte keine Umstände, in den Stücken die sie zur Aufführung brachte, ihr zum größten Theile deutsches Publicum mit lächerlicher Darstellung von deutschen Portiers und Kutschern in Paris, von „bêtes allemandes" und „querelles allemandes" zu unterhalten ohne daß sie irgend eine Einsprache dagegen zu besorgen hatte. Wenn sich die Einheimischen so etwas gefallen ließen, was für Achtung konnten sie den Fremden einflößen? Die Decker'sche Buchhandlung in Basel hatte sich die Erlaubnis erwirkt während des Congreßes eine kleine Niederlage in Rastadt zu errichten; sie führte meist nur französische Waare, und Maximilian Schöll den sie als Factor dabei hatte stand in häufigem, obgleich versteckt gehaltenen Verkehr mit Debry. Verbindungen solcher Art hatte Debry auch anderwärts in Süd-Deutschland und er soll den Anschlägen, das deutsche Volk gegen seine Regierungen zu hetzen, nicht fern gestanden haben. Von einflußreicheren Schriftstellern stand insbesondere Posselt im Verdachte in Frankreichs Solde zu sein, dessen „Neueste Weltkunde" mitunter einen derart österreich-feindlichen Ton anschlug daß Kaiser Franz ihm durch den Herzog von Württemberg eine solche Schreibweise ernstlich verweisen lassen mußte. Von dieser Zeit an mußte sich Jean Debry auf die Dienste seiner Mainzer Pressen beschränken [53]).

In den eigentlichen Geschäftsverhandlungen war es nicht anders: alles wandte sich an die Franzosen, hofierte und katzenbuckelte ihnen, stellte sich unter ihren Schutz. Als die französische Deputation den Grundsatz aufstellte: die ihres Gebietes beraubten linksseitigen Reichsstände sollten Entschädigung erhalten, aber diesen Grundsatz sogleich in

unverblümter Weise dahin auslegte: diese Entschädigung solle auf Kosten der rechtsseitigen Reichsstände erfolgen, wieder waren es die Deutschen selbst die ihnen am eifrigsten in die Hände arbeiteten. „Jetzt war der Knoten zerhauen", sagt Lang, „und das Signal zur Plünderung gegeben; jeder größere Stand machte sich seinen Plan irgend ein Bisthum oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edelmann irgend einen Schafshof davon zu reißen". Als Eggers einst den Minister Roberjot mitten in seinen Papieren fand fragte ihn dieser scherzend: wie viel er ihm für eine Abtei (deren Verhältnisse jener, wie Roberjot wußte, sehr genau kannte) geben wolle. Und nun zeigte er ihm die officielle Angabe des jetzigen Besitzers, so wie die Schätzungen welche ihm sieben verschiedene Liebhaber sammt Anschlag ihres linksseitigen Verlustes gegeben hatten und welche ungeheuer von einander abwichen. „Was wollen Sie", fügte Roberjot hinzu, „daß man von solchen Handelsleuten denke? Und können Sie es unserer Regierung verargen wenn sie von allen Reclamationen einen guten Theil abschneidet?" [54]). In der publicistischen Literatur die sich mit der Säcularisations-Frage ziemlich viel zu schaffen machte, tauchten zwar nicht wenige Schriften auf die sich mit Kraft und Schärfe gegen diese wider alles Recht und Ordnung streitende Maßregel aussprachen. Allein sie kamen größtentheils aus dem Lager der von derselben bedrohten Reichsstände selbst, während die große Zahl der unbetheiligten Schriftsteller sich auf die Seite der Franzosen stellte und in der Säcularisation ein Heil für Deutschland erblickte [55]).

8.

Am 3. Mai 1798 waren die französischen Congreß-Minister, damals noch Treilhard und Bonnier, mit neuen Forderungen hervorgetreten: sie verlangten alle Rhein-Inseln sowohl diesseits als jenseits des Thalweges, den Besitz von Kehl, Castel bei Mainz, Ehrenbreitenstein und des Brückenkopfs von Hüningen, Übertragung aller Staatsschulden von den Gebieten des linken auf jene des rechten Rhein-Ufers,

Befreiung der Rhein-Schifffahrt von allen Zöllen. Als die deutsche Deputation diese Zumuthungen abzulehnen suchte, 24. Mai, erneuerten die Franzosen, nun bereits Jean Debry an Treilhard's Stelle, am 22. Juni ihre Ansprüche, bis am 7. August von deutscher Seite, mit alleiniger Ausnahme der kaiserlichen und kur-sächsischen Gesandtschaft, die Schleifung von Ehrenbreitenstein zugesagt wurde, gegen dem jedoch daß die Blocade von Kehl Castel und Petersau gleichzeitig aufgelassen und diese Plätze freigegeben würden[56]). Allein die französischen Minister nahmen auf diese Einschränkung keine Rücksicht, sahen die bedingungslose Übergabe von Ehrenbreitenstein als ausgemachte Sache an, und verlangten am 1. September bezüglich der andern Punkte eine kategorische Erklärung ob die Deputation den passiven Widerstand gegen die billigen Forderungen Frankreichs fallen lassen wolle oder nicht. Am 11. darauf gestand man ihnen deutscherseits fast alles zu was sie verlangt hatten, namentlich die Übergabe der Petersau und der Inseln vor Mainz.

Die Schleifung von Ehrenbreitenstein war indessen leichter zugestanden als ausgeführt, da die Garnison unter ihrem tapfern Commandanten allen Drohungen und Bedrängnissen von feindlicher Seite ausdauernden Widerstand entgegensetzte. Schon im März hatte der französische General Goullus den Verkehr zwischen Ehrenbreitenstein und Coblenz gesperrt, so daß selbst Briefe in das Thal und aus dem Thal nicht mehr gelangen konnten. Die Veste wurde nun auch auf dem rechten Rhein-Ufer eingeengt, nur auf Schleichwegen und mit Bestehung aller möglichen Gefahren konnten Lebensmittel hineingeschafft werden. Auf die Einsprache der kaiserlichen Plenipotenz und der kurtrierschen Gesandtschaft erfolgte seitens der französischen Minister die Antwort: sie habe beide Schriftstücke, um nähere Weisungen einzuholen, nach Paris eingeschickt. Aus der uns aufbehaltenen Aufzeichnung eines Mitgliedes der damaligen Garnison lernen wir die Entbehrungen kennen denen sich die Mannschaft von einer Woche zur andern in empfindlicherem Maße ausgesetzt sah[57]). Im August bekam man nur einmal die Woche $^1/_3$ Pfund gesalzenes Fleisch „welches gekocht so viel ausmacht als ein Rabe auf einmal verschlingt". Als der Fleischvorrath auszugehen anfing wurde Butter und Leinöl verabreicht

das Gemüse damit einzuschmalzen; an die Stelle von Leinöl trat später Baumöl, zuletzt Rüböl, und als hierüber Murren entstand, die Mannschaft die ungenießbare Kost vor die Wohnung ihrer Officiere trug und vor den Thüren derselben ausleerte, ließ ihr der Commandant sagen: „wie daß er für seinen Tisch das Gemüse mit Kerzenfett habe schmalzen lassen und dasselbe ohne üblen Geschmack befinde". Im November wurden viele Centner Unschlittkerzen für diesen Zweck eingeschmolzen und sind von der Besatzung, da sie „von solchem stinkenden aus allerhand unreinem Zeug zusammengesetzten Schmalz" nicht essen mochten, in einer Nacht siebenzehn Mann, „die sonst wohlgesinnt gewesen", davongegangen. Am 11. November war bereits aller Brennstoff verbraucht und es wurde Befehl gegeben von der alten Residenz alles Holz abzureißen. Als man von diesem Vorhaben im französischen Lager erfuhr, hatte man dort die Stirn Einsprache zu erheben; denn früher oder später würden sie doch Herren der Festung werden. Doch kehrte sich Oberst Faber an diese Verwahrung nicht, dehnte vielmehr seine Weisung auf alle kurfürstlichen Gebäude aus; selbst die Schanzpfähle von den Außenwerken wurden ausgerissen und als Brennholz verwendet. Die steigende Bedrängnis, die während des bestehenden Waffenstillstandes ganz völkerrechtswidrige Aushungerung einer Reichsfeste wie Ehrenbreitenstein, ging endlich der deutschen Friedens-Deputation zu Herzen: sie verlangte Aufhebung der Blocade behufs vertragsmäßiger Ravitaillirung des Platzes. Selbst die preußischen Bevollmächtigten glaubten sich erlauben zu dürfen zu bemerken daß solch Verfahren „so sehr der Gerechtigkeit als der Großmuth der französischen Nation zuwider sein zu müssen" scheine, 6. und 22. November. Allein trotz dieser *energischen* Sprache blieb französischerseits alles beim alten. Um die Mitte December gehörte es in der Festung schon zu den besondern Genüssen, wenn es einem gelang einen Hund oder eine Katze zu schlachten; ihr baldiger Fall war vorauszusehen.

Österreich kamen diese Vorgänge gar nicht ungelegen, so sehr sich dessen Vertreter auch darüber entrüstet zeigten. Hatten um diese Zeit die Dinge fast auf allen Punkten eher das Aussehen fortdauern-

den oder wieder beginnenden Krieges als anerkannten Waffenstillstandes und sich vorbereitenden Friedens, so war der kaiserlichen Regierung ein erwünschter Vorwand geboten seine Truppen in Bayern stehen zu lassen, Ulm und Ingolstadt besetzt zu halten, auch Philippsburg, das nach der Convention vom 1. December 1797 längst hätte geräumt sein sollen, seiner Garnison nicht zu entblößen. Ja weiter gegen Südosten machten österreichische Truppen sogar eine Bewegung vorwärts.

Am 19. August war in Paris das von dem Directorium gewünschte Schutz- und Trutz-Bündnis zwischen der französischen und helvetischen Republik zum Abschluße gekommen. Im Lande Schweiz aber sah es mit jedem Tage trüber aus. Allerorts gährte es auf das heftigste, in vielen Thälern brachen Aufstände los die mit Waffengewalt blutig unterdrückt werden mußten und das seinen neuen Zwingherren fluchende Volk zum äußersten trieben. Am 8. September erlitt der Unterwalder Landsturm eine Niederlage bei Stanz, worauf ein furchtbares Morden Rauben und Plündern im ganzen Canton folgte. Schon breiteten sich die Franzosen, in den aufständischen Bezirken das Landvolk entwaffnend, mehr und mehr gegen die tyrolische Gränze aus, als am 19. October der kaiserliche FML. Graf Bellegarde von den Graubündnern gerufen in Chur erschien um den Vormarsch der österreichischen Truppen vorzubereiten, denen sich auf Befehl der Bündner Regierung die einheimische Miliz unter General von Salis anschließen sollte. Im Innern des Landes währten die Verfolgungen Solcher die der neuen Gestaltung der Dinge abhold waren ununterbrochen fort; am 24. November kam der Berner Karl Ludwig von Haller, schweizerischer Raths-Exspectant, von den Franzosen auf's Korn genommen, als Flüchtling in Rastadt an [58]).

Schon hatte auch der russische Kaiser seinen Heerhaufen Marschbefehl gegeben. Der kurze Proceß den Buonaparte auf seiner Fahrt nach Ägypten mit den Maltesern gemacht hatte, und der besondere Schutz den sich diese klug von Paul I. zuzuwenden verstanden — sie wählten ihn, den Nicht-Katholiken, zum Großmeister, 27. October, welche Würde er am 13. November feierlich übernahm — schufen den launigen Zar in den eifrigsten Förderer der Coalition gegen Frankreich um. Schon hatten 16000 Mann unter Suvarov's Füh-

rung die österreichische Gränze überschritten und bewegten sich auf mährischem Boden Brünn entgegen, wohin Kaiser Franz eilte um sie in Person zu empfangen. Mit Neapel, 29. November, mit Groß-Britannien, 18. December, schloß Rußland Bündnisse ab.

Dem Könige Ferdinand schlug dieser diplomatische Erfolg nicht zum Vortheil aus; denn es war dies wohl mit eine der Ursachen die das vorschnelle, so verhängnisvolle Losschlagen Neapels herbeiführten. Die apenninische Halbinsel mit Ausnahme des Königreichs beider Sicilien befand sich so gut wie in französischen Händen. Zwar saß König Karl Emanuel noch in seiner Hauptstadt Turin, allein Macht besaß er keine mehr. Im Juni waren republicanische Haufen in seinem Lande eingefallen, die den französischen Umtrieben in die Hände arbeiteten. Am 28. Juni unterzeichnete der König in Mailand einen Vertrag durch den er die Turiner Veste in den Besitz der Franzosen gab; bald darauf geschah dasselbe mit der Festung Alessandria, und seitdem hatten General Brune und der französische Gesandte Guinguenée eigentlich alles in ihrer Gewalt. König Ferdinand von Neapel der einem ähnlichen Schicksale vorbeugen wollte wandte sich an Österreich mit der Bitte um einen Feldherrn, welcher ihm in der Person des damals viel gefeierten und viel umworbenen Generals Mack zugesandt wurde. Mack erkannte nun wohl gleich nach seiner Ankunft in Neapel daß es im dortigen Heerwesen so gut wie an allem fehle, vorzüglich an Schulung und Zucht der Truppen. Allein der britische Einfluß der sich im Cabinete des Königs geltend machte, die Zuversicht auf die Seehilfe Englands, endlich eine gewisse Eitelkeit und Ungeduld der Königin, die schnelle Lorbeern zu pflücken und Boden zu gewinnen hoffte ehe noch ihre viel mächtigeren Verbündeten mit ihren Kriegsrüstungen zu Ende wären, all das wollte keinen Aufschub dulden, und Mack mußte sich fügen. Am 24. November rückten seine Truppen ohne Kriegserklärung auf römisches Gebiet, bewegten sich in fünf Colonnen gegen Rom, am 29. war König Ferdinand Gebieter der Siebenhügelstadt. Niemand kam dieser Vorgang gelegener als dem Directorium, das nicht säumte seine Netze über die ganze Halbinsel auszuspannen. Fast gleichzeitig mit der Kriegserklärung die von Paris aus gegen die Könige von Neapel und von Piemont erging, 7. und 8. December,

wurde die sardinische Armee entwaffnet, 9., und Karl Emanuel gezwungen sein festländisches Gebiet an Frankreich abzutreten. Der Armee Mack's konnte der französische General Championnet mit seinen schwachen Kräften anfangs nicht standhalten; er zog sich in eine vortheilhafte Stellung zurück um die Verstärkungen abzuwarten die ihm Joubert aus Ober-Italien zuführen sollte. Allein schnell genug wendete sich das Kriegsglück. Unverstand Feigheit Verrath wirkten zusammen um das mit so großen Hoffnungen eingeleitete Unternehmen in unglaublich kurzer Zeit scheitern zu machen. Schon am 22. December 1798 war Mack bis auf Capua zurück; was er von dem schönen Heere, das er einen Monat früher gegen Rom geführt, noch beisammen hatte waren Trümmer. Am 11. Jänner 1799 kam zu Calvi vor Capua ein Waffenstillstand zustande; am 21. rückte Championnet auf die Hauptstadt los deren er nach einem blutigen Gemetzel unter den Lazzaroni, den einzigen Leuten die dem eindringenden Feinde ihren Trotz und ihre Fäuste entgegenhielten, am dritten Tage Herr wurde. Die königliche Familie war unter dem Schutze der Flagge Nelson's bereits gegen Ende December flüchtig in Sicilien angekommen, das Festland war für sie verloren.

Zu diesen mittel-europäischen Händeln und Wirren kam nun noch, durch Buonaparte's abenteuerlichen Zug nach Ägypten herausgefordert, der orientalische Krieg der mit dem Eintritt der Pforte in die Reihe der kriegführenden Mächte neue Verhältnisse annahm. Anfangs September 1798 hatte der Divan die Feindseligkeiten gegen Frankreich dadurch eröffnet daß er den Orientalisten Ruffin, der als Secretär-Dolmetsch und Geschäftsträger in Constantinopel fungirte, festnehmen und in das Gefängnis der sieben Thürme werfen ließ. Einen Monat später erschien eine türkisch-russische Flotte von Ušakov und Kadür-Bey befehligt in den kandischen und jonischen Gewässern, nahm am 9. October die Insel Cerigo, am 23. bis 25. Zante und Zephalonia ohne Widerstand ein und besetzte am 16. November die Veste auf der Insel Santa-Maura. Durch die Verträge welche die Pforte am 23. December mit Rußland, am 2. Jänner 1799 mit England abschloß, trat dieselbe förmlich der anti-französischen Coalition bei.

Unter kriegerischen Wahrzeichen ging in solcher Weise der Jahreswechsel vor sich; nur in Rastadt schien, Dank der Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit der deutschen Reichsstände, alles in bestem Einklang abzulaufen. Als über eine neue Forderung, welche die Franzosen am 3. October bezüglich der Flußschifffahrt erhoben hatten, die Reichs-Deputation einige Auseinandersetzungen wünschte, entgegneten jene in hochfahrendem Tone: wie sie „nicht ohne Staunen" eine so „zweideutige" Antwort entgegengenommen hätten und wie ihnen in Folge dessen gegründete Zweifel über die friedlichen Absichten der deutschen Gesandtschaften aufsteigen müßten; „die französische Republik wolle nicht den Krieg, aber sie fürchte ihn auch nicht; sie wünsche Frieden zu machen, aber die Deputation scheine davon immer nur reden zu wollen; die Hochherzigkeit der französischen Regierung sei über die Gränzen dessen hinausgegangen was man je habe erwarten können, aber von nun an dürfe man keine weiteren Zugeständnisse von ihrer Seite mehr verlangen". In einer Note vom 6. December stellten sie ihre Forderungen vom 3. October als Ultimatum hin und setzten eine Frist von sechs Tagen fest binnen welcher ihnen eine unbedingt befriedigende Antwort werden müßte, widrigenfalls sie ihre Vollmachten als erloschen ansehen würden.

Die Franzosen, da sie eine solche Sprache führten, wußten mit wem sie es zu thun hatten; sie bauten, wie Thugut seinem Kaiser klagte, auf „die Schwachheit Unentschlossenheit eitle Furchtsamkeit des einen Theiles der Reichs-Deputation" und auf „die habsüchtigen Absichten des andern". Man könne nichts anderes thun als das Ultimatum annehmen, hörte man in Rastadt von allen Seiten; „sonst reisen die französischen Minister am 12. ab und Deutschland ist rettungslos verloren". Am 9. December gab es eine stürmische Sitzung der Reichs-Deputation, in welcher Österreich Kur-Sachsen und Bremen (Hannover), die gegen die Annahme des Ultimatums sprechen und das Unsinnige der gehegten Besorgnisse darlegen wollten, von den Andern förmlich niedergeschrien wurden. Der Beschluß, der am 10. gefaßt, am 11. den Franzosen mitgetheilt wurde, fiel ganz nach dem Sinne der letzteren aus; der Erfolg den dieselben mit ihrer Drohung angestrebt hatten war vollständig erreicht. Am 12. drückten die französischen

Minister der Reichs-Deputation die Anerkennung über die Weisheit und aufgeklärte Humanität ihres Beschlußes aus, und „mit einem Dankes-Votum für die Großmuth Frankreichs, mit welchem sich die Subdelegirten von Baden und Darmstadt unsterblich lächerlich machten, endete der Monat December des Jahres 1798“ [59]).

9.

Wenn man meinen wollte daß die Bevölkerung Deutschlands in ihrer Gesammtheit oder auch wohl nur in ihrer Mehrzahl mit der Haltung der Mitglieder ihrer Reichs-Deputation einverstanden gewesen, würde man sehr irre gehen. So wenig unter den damaligen Verhältnissen von dem eigentlichen Gange diplomatischer Verhandlungen in die Öffentlichkeit drang, so gab es doch zu allen Zeiten eine Art politischen Instincts der dem Wesen dessen was am Conferenz-Tische verhandelt wurde nahe genug kam. Es waren in allen deutschen Ländern solcher Patrioten genug die den Schwachmuth der Vertreter ihrer vaterländischen Interessen ganz aufrichtig beklagten, dabei aber von wahrem Ingrimm über den maßlosen Übermuth, die Frechheit und Anmaßung der Sendlinge und Glaubensboten des Neu-Frankenthums erfüllt waren. Dieses letztere Gefühl herrschte vor allem in den Reihen der wider Frankreich in Waffen stehenden Truppen, die zähnknirschend die endlose Dauer des von den Franzosen so höhnend verletzten Waffenstillstandes verwünschten; und daß die zahlreiche in allen deutschen Landen umhergeworfene Classe der französischen Emigrés besonders rührig war diese Erbitterung zu nähren und zu reizen, braucht kaum gesagt zu werden.

Überhaupt machten die Emigranten um die Jahreswende in Rastadt wieder stark von sich reden. Die Congreß-Literatur erhielt von ihnen manche Bereicherung. Im November 1798 erschien mit der Ortsangabe „Constantinopel“ eine offenbar Emigranten-Kreisen entstammende Flugschrift, voll der heftigsten Ausfälle und Verwünschungen gegen Frankreich und gegen den Rastadter Congreß [60]). Als um diese

Zeit Bonnier's Kammerdiener unerwartet starb, ließ sich's sein Herr nicht nehmen die Emigranten hätten ihn um's Leben gebracht, und blieb bei seinem Argwohn, selbst als die Untersuchung ergab daß jener in Folge einer Wirthshausschlägerei seinen Tod gefunden habe [61]). Auch wurde, ohne Zweifel auf Andringen der französischen Minister, am 30. December 1798 eine verschärfte Verordnung gegen die Emigranten hinausgegeben, zugleich mit einer Warnung an die Einwohner der Stadt und Umgegend denselben heimlichen Unterstand zu geben. Bald darauf dehnte man die Vorsicht gegen drohende Unordnungen auch auf Schriften aus, ja führte eine förmliche Überwachung aller in Rastadt zum Vertrieb gegebenen Drucksachen ein, 13. und 20. Februar 1799; auch dies geschah wohl hauptsächlich, um einen Ausdruck des Legations-Rathes Eggers zu gebrauchen, „der armen unglücklichen Emigranten wegen".

Allein die französische Regierung hatte noch anderes zu fürchten als die Erbitterung der Völker und den Verzweiflungshaß ihrer Ausgewanderten; in ihrem eigenen Lande, ja inmitten ihrer eigenen Organe sah sie sich von Feinden umgeben. Das Directorium fühlte es selbst am meisten wie wenig Sympathien und wie noch weniger Achtung es in Frankreich genoß, und eben so galt es als ausgemachte Sache daß es mit seiner Rastadter Congreß-Gesandtschaft durchaus nicht auf gutem Fuße stand. Man wollte wissen daß die letztere, oder doch dieses oder jenes Glied derselben, entrüstet war über die Rolle die man es bei diesen sogenannten Friedensverhandlungen spielen ließ, ja daß dieselben ihre Materialien sammelten um damit, in ihr Vaterland zurückgekehrt, klagbar gegen ihre Vollmachtgeber aufzutreten. Schon mehrten sich die Anzeichen geheimer Vorbereitungen um neue Elemente an die Spitze zu bringen, Pläne denen ein und der andere der Rastadter Minister nicht fremd gewesen sein sollen. Von Roberjot wird ausdrücklich erzählt daß er, empört über die erbärmliche Wirthschaft der augenblicklichen Regierung seines Vaterlandes, heimlich eine Denkschrift an den in Ägypten seine Siegeslaufbahn verfolgenden General Buonaparte gesandt habe, ihn auffordernd so bald als möglich zurückzukehren, dem elenden Spiele ein Ende zu machen und mit starker Hand die Zügel der Regierung zu ergreifen.

In dem äußerlichen Gange der Dinge war nun allerdings von alle dem nichts wahrzunehmen; scheinbar stand die französische Congreß-Gesandtschaft mit dem Pariser Directorium in ungetrübtem Einklang und konnte das letztere in all seinen Unternehmungen auf die wirksamste Unterstützung seitens der ersteren zählen.

Das Rastadter Friedenswerk schleppte seinen schwerfälligen Gang durch die ersten Monate des Jahres 1799 in gewohnter Weise fort, während sich von allen Seiten die Wahrzeichen wieder ausbrechenden Krieges häuften; von Osten her die Russen durch die österreichischen Lande immer weiter gegen die Gränzen Ober-Italiens vorrückten; in der Schweiz republicanische und kaiserliche Truppen nur auf den Anlaß warteten gegen einander loszubrechen; in den Abruzzen, in der Basilicata, in Apulien und Campanien das Räuberwesen, darunter die Bande des nachmals so berüchtigten „Fra Diavolo", das Vorspiel zu neuen Kämpfen bildete, und der Cardinal Fabrizio Ruffo sich anschickte von Calabrien aus mit einer täglich stärker anschwellenden bewaffneten Masse zur Verjagung der Franzosen gegen Neapel heranzuziehen.

Von all diesen Vorgängen war es nur einer der die Rastadter Congreß-Gesellschaft in höherem Maße beschäftigte. Mit der Annahme des französischen Ultimatums vom 6. December 1798 hatte der Congreß den ersten Theil seiner Aufgabe, die Frage des linken Rhein-Ufers, beendet, und handelte es sich jetzt um den zweiten: die Ausmittlung und Feststellung der zugesagten Gebietsentschädigungen. Bevor es aber hiezu kam, hatten die französischen Minister etwas anderes viel näher am Herzen: den nun bereits vollzogenen Einmarsch der russischen Truppen auf deutsches Reichsgebiet. Am 2. Jänner 1799 richteten sie in dieser Sache eine Note an die Reichs-Friedens-Deputation worin sie, falls es zu einer so offenen Verletzung des Völkerrechtes, wie sie es nannten, käme, Rastadt zu verlassen und alle Unterhandlungen abzubrechen drohten. Dabei warfen sie sich gewissermaßen zu Beschützern der schwächeren deutschen Reichsstände gegen deren eigenen Kaiser auf, malten auf der einen Seite alle Schrecknisse aus wenn deren Gebiete von wilden Kosakenhorden sengend und plündernd durchzogen würden, und verhießen ihnen auf der andern, falls jenes

Übel abgewendet würde, Schonung ihrer Länder, während die österreichischen Erbstaaten alle Kosten des wiederausbrechenden Krieges zu tragen haben würden; sie fachten die alte Eifersucht gegen den Stamm der Habsburger an „deren Ahnherr Rudolph damit begonnen habe gegen seinen rechtmäßigen Herrn Otakar die Fahne der Empörung aufzupflanzen" u. dgl. Auf deutscher Seite gerieth man über diese Sprache in nicht geringe Verlegenheit und Aufregung, beschloß aber zuletzt am 4. doch nichts anderes, als die französische Note durch den kaiserlichen Plenipotentiarius an des Kaisers Majestät und an die allgemeine Reichsversammlung zu leiten. Es erfolgte nun zwischen Regensburg und Wien ein Hinüber- und Herüberspielen, das von jener Seite Sache der Unentschlossenheit, von dieser ein Gegenstand der Berechnung war, wie sich denn Kaiser Franz ganz unverhohlen darüber aufhielt wie das französische Gouvernement, anstatt eine beruhigende Erklärung wegen der Zustände am rechten Rhein-Ufer zu geben, einen ganz neuen Gegenstand zur Sprache bringen könne, 21. Jänner.

In der That erlaubten sich die Generale der Republik gerade damals wieder alle möglichen Bedrückungen und Erpressungen gegen Unterthanen deutscher Reichsstände, und gaben die Rastadter Minister, auf Beschwerden und Einsprachen die ihnen aus diesem Anlasse zukamen, entweder gar keine Antwort oder höchstens die Vertröstung: sie hätten die Sache in Paris bestens empfohlen aber von dort noch keine Weisung erhalten. Zur selben Zeit erfüllten sich die traurigen Geschicke jenes festen Platzes am Mittel-Rhein der, wider Vertrag und Recht inmitten des Waffenstillstandes von den Franzosen auf das härteste bedrängt, ihnen bis dahin tapfern Widerstand entgegengesetzt hatte. Die Noth in Ehrenbreitenstein und im Thal hatte den höchsten Grad erreicht. Es war strenge Winterszeit; in der Veste ging es mit allen Hilfsmitteln zu Ende zu denen man für die Zwecke der Feuerung gegriffen hatte, im Thal blieb den Leuten kein anderer Schutz gegen die Kälte als daß sie Tag und Nacht im Bette blieben; denn sie hatten, wie es in der Aufzeichnung eines Zeitgenossen heißt, „kein Holz ihr bischen Armuth zu kochen, viel weniger sich zu erwärmen". Am 2. Jänner hatte der kur-trierische Bataillons-Commandant Baron

Spiegel sein Pferd schlachten lassen um es seiner Mannschaft als besondern Leckerbissen zuzuwenden — „es hat ihnen als das beste Rindfleisch geschmeckt" —; auch den Officieren war es ein willkommenes Wildpret. Wer seinen Hund nicht gebraten haben wollte, mußte ihn streng zu Hause halten.; Mäuse und Ratten waren ihres Lebens nicht sicher. Die Vögel mieden den Luftkreis der Festung; „denn ein Spatz durfte sich nur blicken lassen und es geriethen hunderte von Schützen in Bewegung; Stabs-Officiere Bürger Soldaten Gamins, wer nur immer einer Flinte mächtig, bildeten eine Kette von Tirailleurs welcher zu entgehen selbst einer wilden Gans unmöglich fallen sollte". Nachdem der Commandant in solcher Weise mit seiner entmuthigten und ausgehungerten Mannschaft noch den größern Theil des Januar ausgehalten hatte, blieb zuletzt nichts übrig als zu capituliren. Am 27. verließ die erste Colonne der heldenmüthigen Besatzung die Festung, nicht durch Waffengewalt in ehrlichem Kampfe bezwungen, „sondern im Frieden erliegend der gröbsten Verletzung des Völkerrechtes welche in den Jahrbüchern der neuern Zeit angemerkt" [62]). Oberst Faber ging nach Österreich, das nicht säumte dem tapfern Kur-Trierer eine Stelle in den Reihen seiner Heere anzuweisen. Die Franzosen aber, wie um das Maß ihrer Verhöhnung alles Manneswortes und des frevelhaften Spiels, das sie, immer Friedensliebe Großmuth Achtung fremder Rechte im Munde und in der Feder führend, mit den vertrauensseligen Mitgliedern der deutschen Friedens-Deputation trieben, vollzumachen, hatten jetzt nichts eiligeres zu thun als das gerade Gegentheil von dem auszuführen auf was sie früher mit herausfordernder Heftigkeit gedrungen hatten. Sie, welche die Schleifung der deutschen Rhein-Festungen zu einem der Hauptpunkte ihrer herrischen Forderungen gemacht hatten, setzten, einmal Herren von Ehrenbreitenstein, alles in Bewegung um den Platz zu einem ihrer stärksten Bollwerke umzuschaffen. Viele Stunden weit in der Umgebung wurden die Arme des Landvolkes für die harte Frohnarbeit aufgeboten, ganze Wälder mußten ausgehauen werden die in Flammen und Rauch aufgegangenen Schanzpfähle zu ersetzen; maßlose Requisitionen, angeblich die Bedürfnisse der Besatzung zu befriedigen, wurden der Bevölkerung auferlegt.

Doch unbekümmert um diese Vorgänge gebärdete sich die französische Congreß-Gesandtschaft fortwährend in einer Weise, als ob ihre Regierung es wäre die sich über Vertragsbruch und Verletzung des Völkerrechtes zu beklagen habe. Als in der Frage des Einmarsches der Russen nach vierwochentlichem Hin- und Herschreiben noch immer keine Auskunft von österreichisch-deutscher Seite erfolgt war, erklärten Bonnier und Genossen sich auf nichts mehr einlassen, keine Zuschrift der Reichs-Friedens-Deputation annehmen oder beantworten zu wollen, so lang nicht ihre Note vom 2. Jänner eine befriedigende Erledigung erhalten haben würde. Gleichzeitig richteten sie an den Grafen Lehrbach eine Note, laut welcher sie den Krieg als erklärt ansehen müßten falls nicht binnen vierzehn Tagen Anstalt getroffen und ihnen Mittheilung gemacht wäre daß die Russen das kaiserliche Gebiet in der kürzesten Frist geräumt haben würden, 31. Jänner. Nun folgten in Rastadt wieder Tage maßloser Spannung und Ungeduld; „selbst während des Kampfes um das Ultimatum“, schrieb damals Eggers, „regten sich die Leidenschaften nicht in dem Maß“. Als das Ende der Frist der 14. Februar herannahte, erschien von General Jourdan gesandt der französische Oberst Flosse in Rastadt um das Ergebnis abzuwarten, und nun erreichte die allgemeine Unruhe ihren Höhepunkt. „Wer irgend unterrichtet war wußte daß keine Antwort kommen würde, und dennoch konnte man es nicht lassen zu gehen und zu hören und zu fragen; bis spät in die Nacht waren die Sitzungen im Casino permanent“ [63]). Gleich nach Mitternacht sandte Bonnier seinen Secretär an den Grafen Lehrbach mit der Anfrage ob von Wien Antwort gekommen sei; die Auskunft lautete verneinend, und noch um 1 Uhr nachts reiste Oberst Flosse von Rastadt ab. Einige Tage später veröffentlichte Jourdan eine Proclamation des Directoriums an die französischen Armeen worin denselben ihr naher Vormarsch angekündigt wurde.

Dazu kam es wohl nicht sogleich, da man jenseits des Rheins mit den Rüstungen noch nicht zu Ende war, und so begnügte man sich auch in Rastadt vorderhand mit allerlei kleinen Ausschlägen durch die man Österreich zu verletzen und zu reizen suchte, theilte den preußischen Ministern den Inhalt der Militär-Convention mit die

Buonaparte am 1. December 1797 mit Latour und Merveldt abgeschlossen, ließ Abschriften der geheimen Artikel von Campoformio umherlaufen und drohte dieselben vollinhaltlich drucken zu lassen u. dgl.[64]).

Mitten in diese Tage gegenseitiger Gereiztheit und Herausforderung fiel ein politisches Ereignis das den Franzosen neuen erwünschten Anlaß bot einen Theil der deutschen Reichsstände gegen Österreich mistrauisch zu machen.

Seit den Tagen Kaiser Joseph II. war wiederholt die Idee eines bayerisch-belgischen Ländertausches zu Gunsten von Österreich aufgetaucht, ein Project das bekanntlich das erstemal an dem Widerstande Preußens und der Abneigung der Herzoge von der zweibrücken'schen Linie gescheitert war. Im Jahre 1792 hatte dieser Plan die Grundlage der Politik des Grafen Philipp Cobenzl und des Freiherrn von Spielmann gebildet. Thugut hatte, da er sein Amt antrat, das Project vorgefunden; aber die unklaren Abmachungen seiner Vorgänger mit Preußen ließen es ihm als ein von Berlin den österreichischen Staatsmännern nur hingehaltenes Blendwerk erscheinen, daher er den Gedanken aufgab. Dennoch wurde der Fall des Absterbens des kinderlosen Kurfürsten und die Möglichkeit eines Austausches unter günstigeren Umständen im Auge behalten, und gerade die durch die französische Revolution geschaffene Zweifelhaftigkeit so vieler Lagen und Verhältnisse schien wie geschaffen wiederholt darauf zurückzukommen. Unter den österreichischen Staatsmännern war Graf Lehrbach als einer der eifrigsten Förderer dieses Planes bekannt für welchen es ihm, wie man vielseitig glaubte und versicherte, nicht besonders schwer fallen konnte den Münchener Kurfürsten zu gewinnen. Karl Theodor, hieß es, habe mehr als alles andere die Bereicherung seiner natürlichen Kinder im Auge, denen er manches zuwenden könne, nur die Nachfolge auf den Thron seiner Väter nicht, dessen Schicksal ihm daher, wenn er einmal die Augen geschlossen haben würde, nicht besonders am Herzen liege. Auch von Lehrbach's Nachfolger am Gesandtschafts-Posten zu München Grafen Seilern wollte man wissen, daß er insgeheim fortfahre in dieser Richtung zu wirken.

In ganz entschiedener Weise wurde das Project um die Mitte der neunziger Jahre von der französischen Regierung aufgegriffen. Sie hatte durch den eben erst abgeschlossenen Baseler Frieden Preußen von der Coalition abgebracht, es lag ihr sehr viel daran einen ähnlichen Erfolg mit Österreich zu erringen; ging dieses auf die Abtretung Belgiens im Wege des Umtausches gegen Bayern ein, so hatte die Republik erreicht was sie wollte. „Wenn der Kaiser uns für Bayern die Niederlande und das linke Rhein-Ufer überläßt, so muß man nicht zögern darauf einzugehen", äußerte sich im Mai 1795 Merlin de Thionville; „haben wir den Rhein als Gränze so sehe ich nicht ein wie der Kaiser uns jemals gefährlich werden könnte, wäre er auch Herr von Bayern". Zugleich war man an der Seine bemüht etwas von der Sache unter die Leute zu bringen, als ob Österreich mit dem Plane einverstanden wäre. Darüber entstand nun gewaltige Aufregung am preußischen und am zweibrücken'schen Hofe. Hardenberg schrieb an den Grafen Görtz in Regensburg. Der alte Kurfürst in München wurde bestürmt, indem man ihm vorspiegelte der toscanische Minister Carletti habe im Auftrag Österreichs in Paris die Angelegenheit insgeheim betrieben, das Zugeständnis Frankreichs zur Vorbedingung der Verhandlungen wegen des künftigen Friedens gemacht; die österreichischen Truppen, die sich aus den Niederlanden zurückzögen, würden dann Bayern mit Gewalt in Besitz nehmen u. dgl. Es gelang in der That Karl Theodor in solchem Grade aufzureizen daß er, der zur selben Zeit auch wegen anderer Zwischenfälle Klage zu führen hatte, durch seinen Gesandten Freiherrn von Reichlin in Wien ein sehr ernst gehaltenes Promemoria überreichen ließ, bis zuletzt Thugut eine schriftliche Erklärung abgab worin er die seinem Hofe zugeschobenen Absichten und Umtriebe in der entschiedensten Weise in Abrede stellte [65]). Trotzdem glaubte man französischerseits den Versuch nicht aufgeben zu sollen. Im Herbst desselben Jahres bot ein französischer Unterhändler Theremin in Basel dem österreichischen Minister Degelmann Bayern als Preis des Friedens an und reiste, vom Minister Delacroix beauftragt, ein gewisser Marquis Poterat wiederholt nach Wien wo er Thugut in dieser Sache beizukommen suchte. Allein der kaiserliche Minister war jetzt eben so wenig als früher geneigt auf den

Vorschlag einzugehen. Als das Gespräch auf das linke Rheinufer und die Säcularisationen kam sprach Thugut, wie der Unterhändler nach Paris berichtete, „mit großer Emphase“ von Moral und Gerechtigkeit, von den strengen Pflichten des Kaisers als Reichsoberhaupt; „unmöglich könne er einwilligen daß man die geistlichen Fürsten und andere Reichsstände ihrer Besitzungen beraube“ rc. Unverrichteter Dinge und höchst misvergnügt reiste Poterat in den ersten Tagen 1796 nach Frankreich zurück [66].

Wie man sieht war der kaiserliche Minister des Äußern dem belgisch-bayerischen Tauschplane nichts weniger als günstig gestimmt; er meinte die Franzosen zu durchschauen, denen es nur darum zu thun sei Österreich in den Augen seiner Mitverbündeten bloszustellen und die, nachdem sie ihren Zweck erreicht, die ersten wären ihm die leichte Beute wieder abzujagen [67]. Auch haben wir bereits früher gesehen wie sehr er dem Grafen Lehrbach den unklugen Eifer verübelte womit dieser eine Angelegenheit von eben so zweifelhaftem Erfolge als unverkennbarer Bedenklichkeit immer wieder auf's Tapet brachte. Das war auch im allgemeinen Thugut's Haltung während der Conferenzen in Udine 1797, wenn er sich gleich einer möglichen Abrundung Österreichs nach der bayerischen Seite hin nicht abgeneigt zeigte; die kaiserlichen Unterhändler, meinte er, sollten sich bemühen, Salzburg und das bayerische Gebiet bis zum Inn als Entschädigung für den Herzog von Modena mit dem Vorbehalte zu erlangen, diesen Landstrich seinerzeit gegen die österreichischen Besitzungen in Schwaben einzutauschen [68]; in den geheimen Friedens-Artikeln sagte bekanntlich die französische Republik diesfalls ihre guten Dienste zu.

Die öffentliche Meinung ließ sich's indeß nicht nehmen, der langjährige Plan Kaiser Joseph II. werde von den österreichischen Staatsmännern fortwährend im Auge behalten und, wo sich immer Gelegenheit dazu biete, von neuem hervorgesucht. Als im letzten Juni und Juli zu Selz zwischen Cobenzl und Neufchâteau in so geheimnisvoller Weise verhandelt wurde, war man alsbald mit dem Argwohn bei der Hand es gelte die bayerische Frage, die aber in Wahrheit nur von französischer Seite zur Sprache kam, während Cobenzl fest den ihm von Wien aus vorgezeichneten Standpunkt einhielt, die territoriale

Entschädigung Österreichs, um zu den Verbündeten, besonders Preußen, in keine schiefe Stellung zu gerathen, nicht in Deutschland sondern allein in Italien zu suchen, und darum die ihm von Neufchâteau immer wieder vorgehaltene Lockspeise des bayerischen Ländererwerbes ganz von sich wies[69]). In Bayern selbst aber war noch aus den Tagen Lehrbach's der Glaube, der alte Kurfürst wolle sein Land an Österreich verhandeln, so verbreitet daß, als in den ersten Wochen des Jahres 1799 der Wiederausbruch des Krieges immer wahrscheinlicher wurde, sich die Leute von lebhaften Verhandlungen zwischen Wien und München erzählten. Karl Theodor werde seine Hauptstadt verlassen, hieß es, vielleicht auf immer, um sich nach Böhmen zurückzuziehen, Bayern werde unter österreichische Verwaltung kommen wie es jetzt schon von kaiserlichen Truppen besetzt sei u. dgl.

Da traf den alten Kurfürsten am 16. Februar 1799 abends am Spieltische der Schlag, und das Kurfürstenthum fiel an Maximilian Joseph von der zweibrücken'schen Linie. Von diesem, der einen blühenden Kinderkreis um sich hatte, war es bekannt daß er sich von allem Anfang gegen das Tausch- oder Theilungs-Project gestemmt hatte. Um so begieriger war man jetzt auf die Haltung der österreichischen Staatsmänner, denen, wie sich's die von Thugut's Feinden bearbeitete öffentliche Meinung nun einmal nicht nehmen ließ, das Ereignis eben so unerwartet als unerwünscht kam.

II.

Das nächtliche Ereignis vom 28. April 1799 und dessen Folgen.

10.

Das gesellschaftliche Leben in Rastadt ließ mitten unter diesen verschiedenen Stimmungen und Ereignissen wenig zu wünschen übrig. Daß die französischen Minister an gemeinschaftlichen Unterhaltungen fast gar nicht theilnahmen, daß sie auch mit ihrer eigenen Gastfreundschaft kargten, selten einmal ein Gastmahl gaben und auch da meist nur ihre Affiliirten einluden „und die wenigen Deutschen die glaubten ihnen regelmäßig den Hof machen zu müssen“ [70]), konnte nicht auffallen; sie hatten es von allem Anfang nicht anders gemacht. Um so lebhafter und bunter ging es bei der übrigen Congreß-Gesellschaft her, wo den Winter hindurch Musik- und Tanz-Vergnügungen mit Schlittschuhlaufen, Concerte mit öffentlichen Bällen und Maskeraden im Postgebäude oder im französischen Theater abwechselten. Beim kaiserlichen Plenipotentiarius war gewöhnlich alle vierzehn Tage Ball wo es sehr schön und angenehm herging. Häufig wurden da „Sprichwörter“ aufgeführt. So war man am Abend des 1. März eben damit beschäftigt, den bekannten Satz: „Hochmuth kommt vor dem Fall“ in Scene zu setzen, als im markgräflichen Schlosse die Nachricht von einem Ereignisse eintraf das bei Allen so nicht im Solde Frankreichs standen den Eindruck wach rufen mußte, es möchte sich die Wahrheit jenes

Spruches an den übermüthigen Verhöhnern aller Ordnung und Sitte erproben. Daß es mit weiterem Spielen jetzt ein Ende hatte versteht sich von selbst.

Die Nachricht war die vom Rhein-Übergang der Franzosen, auf welchen keine vorausgegangene Kriegserklärung vorbereitet hatte. Am 1. März 1799 führte nämlich der französische Oberbefehlshaber Jourdan seine Truppen, 30.000 Mann stark, bei Kehl und Basel über den Rhein, während gleichzeitig die Generale Bernadotte und Ney mit der s. g. Observations-Armee, ungefähr 12000 Mann, den Strom bei Mannheim übersetzten, Philippsburg einschlossen und drei Tage später vor der Stadt Heidelberg erschienen. In einer gleichfalls vom 1. März datirten Note theilten Bonnier Debry und Roberjot im Auftrage ihrer Regierung der deutschen Reichs-Deputation mit: „daß man in diesem Schritte nur eine von den Umständen gebotene Vorsicht erkennen möge; daß das Verlangen nach Frieden auf französischer Seite fortwährend lebhaft und aufrichtig sei; daß sie darauf beharren solchen mit dem deutschen Reiche abzuschließen, unter der Voraussetzung daß sich das Reich in nachdrücklicher Weise gegen den Einmarsch russischer Truppen erklären werde“ u. dgl. Unter den Kleinmüthigen am Congresse gab es nun wieder gewaltige Aufregung. Sie bestürmten den kaiserlichen Plenipotentiarius, er möge bei der Regensburger Reichsversammlung einwirken daß selbe die Deputation in den Stand setze auf die französische Note vom 2. Jänner in befriedigender Weise zu antworten; sie erhoben, mit fünf Stimmen gegen vier, diesen Antrag zum Beschluße und kamen darauf noch in zwei weitern Sitzungen zurück. Metternich aber versagte seine Zustimmung und weigerte sich entschieden in ihrem Sinne zu handeln.

Kaum daß der in Bayern stehende Erzherzog-Karl von den Bewegungen der französischen Armeen Kunde erhalten, gab er auch seinerseits das Zeichen zum Aufbruch, überschritt am 4. März den Lech, schlug am 8. sein Haupt-Quartier zu Friedberg, am 9. zu Schwabmünchen, am 10. zu Mindelheim auf, während er gleichzeitig durch einen Eilboten Verhaltungsbefehle an die Besatzung von Philippsburg sandte. Die kaiserliche Plenipotenz durch deren Hände die Botschaft lief gebrauchte die Vorsicht, die Depeschen an den eben in Bruchsal weilenden

speyerschen Abgeordneten Öhl zu adressiren und denselben zu bitten, die Bestellung an den Commandanten der Festung auf sich zu nehmen. In der That wurde die Staffette, als sie nachts das zwischen Durlach und Bruchsal gelegene Dorf Grombach durchritt, von einer französischen Streifwache angehalten, ihr Briefsack eröffnet und das Schreiben der Plenipotenz herausgenommen, jedoch, da die Adresse an einen Congreß-Abgeordneten lautete, wieder hineingethan und der Mann weitergelassen. Um dieselbe Zeit ließ General Bernadotte dreizehn Mainzer und einige darmstädtische zur Unterhaltung des Verkehrs dislocirte Husaren aufheben, was bei den deutschen Congreß-Gesandten keine geringe Aufregung hervorrief; Bonnier und seine Genossen versprachen bei Bernadotte vermittelnd einzuschreiten und es verlautete bald darauf, die Leute sollten wieder freigegeben, die Pferde jedoch zurückbehalten werden. Handlungen wie diese waren offener Friedensbruch, da bisher eine Kriegserklärung weder an den Kaiser und König noch an das Reich erfolgt war. Erst am 12. März legte das Pariser Directorium eine solche, gegen Österreich und Toscana gerichtet, dem Rathe der Alten und jenem der Fünfhundert vor, welche die Botschaft gutheißend annahmen, während sich Jourdan im Süden von Rastadt immer mehr ausbreitete und den Bodensee zu gewinnen suchte um über Schaffhausen die Verbindung mit der gegen Vorarlberg operirenden helvetischen Armee zu gewinnen. Denn auch in der Schweiz hatten die Feindseligkeiten bereits begonnen, da Massena alles daran setzte die österreichische Stellung bei Feldkirch zu durchbrechen und um den Bodensee herum dem Erzherzog in den Rücken zu kommen.

In dieser eigenthümlichen Lage tagte der Rastadter Congreß noch immer fort; nur der Gesandte des Königs von Ungarn und Böhmen kehrte ihm den Rücken. Graf Lehrbach hatte schon einige Wochen früher aus Wien die Weisung erhalten, beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten Rastadt zu verlassen und bis auf weitern Befehl seinen Aufenthalt in Augsburg zu nehmen. Als am 8. März die Nachricht von der Besetzung Freiburgs durch die Franzosen eintraf wollte er gleich den nächsten Tag abreisen. Doch verzog sich die Sache, vorzüglich auch deshalb weil er sich, „auf den Fall daß er unterwegs französischen Truppen begegnen sollte", eine Geleitsurkunde von den

französischen Ministern ausbat, welche ihm diese ohne Anstand aus fertigten. Wenige Stunden vor seiner nunmehr auf den 11. morgens festgesetzten Abreise kam ihm auf vertraulichem Wege Kunde von dem Schreiben zu, das die französischen Minister aus Anlaß des Falles mit den Mainzer und Darmstädter Husaren an Bernadotte gerichtet hatten und das allerdings für die Mehrzahl der deutschen Congreß-Gesandten, und ganz besonders für Baron Albini, compromittirend genug lautete; doch machte Lehrbach keinen weiteren Gebrauch davon. „Nachdem die französischen Truppen", erklärte er bei seinem Scheiden, „die k. k. Landvogtei Ortenau überzogen, allda Requisitionen unter militärischer Bedrohung, auch selbst Contributionen ausgeschrieben und genommen, dergleichen das Land Breisgau, selbst die Stadt Freiburg besetzt hätten, und in verschiedenen Richtungen in das deutsche Reich eingedrungen seien und hiedurch der Congreß-Ort so wie die Correspondenz unsicher werde, finde er sich daselbst vor der Hand nicht länger aufhalten zu können, sondern sich einstweilen nach Augsburg begeben und allda Verhaltungsbefehle seines Allerhöchsten Hofes abwarten zu sollen". Lehrbach wünschte daß von seiner Erklärung amtlich Act genommen werde, besonders auch deshalb damit der Fall mit der Anhaltung der kaiserlichen Estafette bei Grombach zu beglaubigter Kenntnis käme. Allein der Directorial-Gesandte unterließ die Protocollirung und selbst der kaiserliche Plenipotentiarius war damit einverstanden[71].

Der ältere Graf Metternich war jetzt der einzige von den kaiserlichen Congreß-Bevollmächtigten der noch in Rastadt zurückblieb. Allein auch er schien nur darauf zu warten dem vom Grafen Lehrbach gegebenen Beispiele zu folgen. Gearbeitet wurde ohnedies nichts rechtes mehr in Friedenssachen, konnte es auch nicht wohl werden, da man fortwährend von andern Dingen in Anspruch genommen wurde. So geschah um dieselbe Zeit da Lehrbach nach Augsburg abging von kaiserlicher Seite ein Schritt, der in diplomatischer Hinsicht einer Kriegserklärung eben so gleich kam wie der Rhein-Übergang Jourdan's in militärischer. Am 10. März erschien der k. k. Rittmeister Graf Enzenberg in Regensburg und übergab dem kaiserlichen Concommissarius Freiherrn von Hügel ein aus dem Haupt-Quartier des Erzherzogs,

Friedberg den 8. März, datirtes Schreiben laut dessen der bei der Reichsversammlung accreditirte Geschäftsträger Bürger Bacher, weil der Aufenthalt eines französischen Diplomaten im Rücken der operirenden kais. Armee nicht gestattet werden könne, Regensburg mit seinem Gefolge binnen 24 Stunden zu verlassen habe. Am 12. März morgens nach 4 Uhr erfolgte die Abreise, in einer Kutsche Bacher mit Enzenberg, in einer zweiten Bacher's Secretär Schwedel mit einem andern kaiserlichen Officier. Am 15. war man in Mößkirch bei den französischen Vorposten, wo Bacher eine Verwahrung aufsetzte und dem Grafen Enzenberg mit der Bitte übergab sie in die Hände des kaiserlichen Generalissimus gelangen zu lassen; die Einsprache war auf den, übrigens ganz irrthümlichen Umstand gegründet daß der Aufenthalt des französischen Geschäftsträgers in Regensburg auf einem von kaiserlicher Majestät genehmigten Reichstagsbeschluß beruhe und nur auf diesem Wege abgesagt werden könne, daher er, Bacher, blos der Gewalt gewichen sei. Auf die Nachricht von diesem Vorgange verließ auch der französische diplomatische Agent Alquier mit seinem Secretär Beer, von einem kais. Officier begleitet, seinen Posten in München, 11. März, und dasselbe geschah mit Trouvé in Stuttgart, dessen Entfernung sich Erzherzog Karl von dem Herzoge von Württemberg erbeten hatte. Trouvé wurde in Ettlingen den französischen Vorposten übergeben, also in der Nähe von Rastadt wo bald darauf auch Bacher und Alquier, 18. und 28. März, sich einfanden. Bonnier mit seinen Collegen schlug ungemessenen Lärm über diesen Vorgang der kaiserlichen Regierung als ob, da man sich thatsächlich bereits im Kriege befand, nicht der natürliche Lauf der Dinge eine solche Maßregel herbeigeführt hätte.

In der That waren die beiden Armeen, Erzherzog Karl von der Iller, Jourdan nördlich vom Bodensee heranziehend, schon hart aneinander. Am 16. März griffen die Franzosen unter Tarreau den österreichischen Posten bei Überlingen an und drängten den kaiserlichen General Piaczek bis Ravensburg zurück; eine der von ihm ausgestellten Vedetten wurde hinterlistig angefallen und verwundet. Als sich Major Lovász um seinen Mann annehmen wollte und durch einen Trompeter eine Unterredung mit dem französischen Commandanten ausbat,

nahm ihn General Tarreau, als Kovász herankam, sammt dessen Begleitung gefangen, „eine Handlung", wie sich Erzherzog Karl in seinem General-Befehl vom 20. ausdrückte, „die bis jetzt noch in keinem Kriege erhört worden und welche das Kriegsrecht sogar mitten im Laufe der heftigsten Schlachten als höchst unerlaubt erklärt".

Für diesmal sollte der gallische Übermuth schnelle Strafe finden. Bereits am 21. sah sich Jourdan zur selben Zeit bei Ostrach von den Kaiserlichen zurückgeworfen, wo Massena in der Schweiz die äußersten Anstrengungen machte um den Österreichern unter Jelačić Feldkirch zu entreißen; zuletzt mußte „das Schoßkind des Glückes", nachdem seine besten Streiter gefallen, vom Kampfe ablassen und sich auf das linke Rhein-Ufer zurückziehen, 23. Jetzt konnte Erzherzog Karl, im Rücken nicht mehr bedroht, mit erneuter Stärke gegen Jourdan vorgehen. Bei Liptingen und Stockach in zweitägiger Schlacht, 24. und 25. März, mit persönlicher Bravour des Generalissimus der vom Pferde stieg und die ungarischen Grenadiere gegen die Colonnen Gouvion Saint-Cyr's führte, wurde ein glänzender Sieg errungen den die Franzosen mit 5000 Mann an Kampfunfähigen und Gefangenen bezahlten, in jener Zeit eine gewaltige Ziffer. Jourdan führte seine geschlagenen Truppen auf Tuttlingen Engen und Schaffhausen zurück, meldete sich krank und gab die Führung an Ernoulf ab, der, einen neuen Angriff des Erzherzogs gegen Hornberg besorgend, ganz über den Rhein zurück ging, 3. April, und nur in Klein-Basel Alt-Breisach und Kehl kleine Besatzungen zurückließ. In gleicher Weise räumten Bernadotte und Ney Mannheim und die Gegend von Philippsburg. Der Oberbefehl über alle am Rhein und in der Schweiz operirenden französischen Heere ging jetzt an Massena über.

Nicht besser ging es den Franzosen auf dem ober-italienischen Kriegsschauplatze, wo Scherer, ein roher wüster Mensch, habsüchtig und gewaltthätig, dabei dem Trunk ergeben, den Oberfehl übernommen hatte. Am 25. März griff er die Österreicher bei Pastrengo an, allein schon am 30. trieb ihn Kray über die Etsch wieder zurück, während am selben Tage Bellegarde die Franzosen Lecourbe's aus Tyrol hinauswarf. Am 5. April gewann Kray die Schlacht bei Magnano und Butta Pietra, worauf Scherer hinter den Mincio, hinter den

Oglio, hinter die Adda zurückwich und zuletzt unter dem Vorwand von Kränklichkeit den Oberbefehl niederlegte der in Moreau's Hände überging. Scherer kehrte nach Paris zurück wo seine Anwesenheit dem Directorium nicht von besonderem Nutzen sein konnte. Er war von seinem Ministerium her in üblem Andenken, wegen seiner Kriegs-Commissionen berüchtigt und gehaßt, auch als Administrateur ohne allen Credit, wozu jetzt noch das Unglück im Felde kam. Alles in allem bereitete sich nun ein neuer Sturm gegen das Directorium vor, dem es wieder nur, wie schon so oft, durch Beschäftigung der Gemüther mit dem was auswärts vorging oder abzuwenden war vorbeugen zu können meinte.

Nicht geringere Aufregung riefen diese Nachrichten in den Rastadter Kreisen hervor. Bonnier empfing einen Courier nach dem andern, und so wenig er in der Öffentlichkeit davon etwas merken lassen wollte, doch konnte er seine Furcht kaum verbergen. Viele der deutschen Subdelegirten zeigten, wie Metternich nach Wien berichtete, „eine Fassung als ob sie selbst geschlagen worden". Albini sah verdutzt darein, er hatte auf französische Siege gezählt und auf den kaiserlichen Plenipotentiarius mit diesem Motive zu wirken gesucht. Dagegen war die Theilnahme der Anhänger Österreichs um so herzlicher und allgemeiner; „ihre Zahl wird und muß mit jedem neuen Erfolge wachsen", fügte Metternich bei; „und hier oder nie ist der Fall vorhanden, wo jeder erlegte Feind einen neuen Freund erwirbt oder einen alten wiederbringt" [72]).

Nachdem die Ereignisse einmal so weit gediehen, war auch für den kaiserlichen Plenipotentiarius kein Platz mehr in Rastadt, und dies um so weniger als selbst am Congreß-Orte von französischer Seite eine verletzende Herausforderung der andern die Hand bot.

Um dieselbe Zeit wo sich im Felde der Auftritt mit dem kaiserlichen Major Lovász ereignete, fielen nicht minder grelle Dinge in Rastadt vor. Am 18. März trafen daselbst vier französische Gensdarmen ein, was Bonnier und Genossen ganz einfach damit entschuldigten, es habe dies Erscheinen einzig die Beschleunigung des gesandtschaftlichen Verkehrs mit ihrer Regierung zum Zwecke. Fünf Tage später aber

schickte der in Straßburg commandirende General Châteauneuf-Randon fünfzehn berittene Volontaires unter Anführung eines Officiers und in Begleitung eines Trompeters nach; „es werde den französischen Ministern", erklärte er, „vermuthlich ganz angenehm sein, theils zur Erleichterung der Correspondenz theils zu ihrer größern persönlichen Sicherheit ein etwas zahlreicheres Reiter-Commando, als die jüngst angekommenen vier Gensdarmen seien, um sich zu haben". Die französischen Cavalleristen stellten sich vor dem Schloße in Parade auf und machten sich durch drei Tage in der Stadt breit, indem sie mit Schaarwachen die Straßen durchzogen und mit ihren Großsprechereien den ehrsamen Spießbürgern lästig wurden, bis es zuletzt selbst dem Baron Edelsheim zu viel wurde, der sich bei den Ministern bitter über diesen Vorgang beschwerte und ihnen vorstellte wie sie dadurch den Kaiserlichen gerechten Anlaß böten über Verletzung des Völkerrechtes zu klagen, worauf jene am 25. wieder heimkehrten. Aber noch andere Unziemlichkeiten nahmen sich die Franzosen heraus. Theils um Österreich zu reizen theils um die andern Reichsstände gegen dasselbe zu hetzen, veröffentlichten sie jetzt nicht blos die geheimen Artikel des Friedens von Campoformio, sondern setzten auch einen Abriß der Selzer Verhandlungen in Umlauf, jene verstümmelt indem sie gewisse für Frankreich bedenkliche Stellen ausließen, diese der Form und Sache nach geradezu erlogen, da sie dem kaiserlichen Bevollmächtigten Dinge in den Mund legten die er niemals vorgebracht hatte und in der angegebenen Weise gar nie vorbringen konnte [73]). So fügten sie zu allem andern, dessen sie sich während des ganzen Congresses schuldig gemacht, zuletzt noch Urkundenfälschung. —

Am 5. April abends überbrachte der Reichshofkanzlei-Official Neumüller nach Rastadt ein kaiserliches Handschreiben laut dessen Sich Se. Majestät bewogen gefunden Allerhöchst Ihren Bevollmächtigten am Congresse abzurufen, und ein Hof-Commissions-Decret dessen Inhalt derselbe den deutschen Subdelegirten in Rastadt bekannt zu geben hätte. Gleichzeitig wurde von Wien aus auch die Reichsversammlung zu Regensburg von dieser Maßregel in Kenntnis gesetzt. Am 7. April theilte Metternich der Reichs-Deputation den erhaltenen Auftrag in einem weitläufigen Schreiben mit, worin er die „friedfertige Beharr-

lichkeit und Sehnsucht" der Reichs-Deputation dem herausfordernden Übermuth der Franzosen gegenüberstellte — so „daß es wirklich den Anschein gewann als solle jede neue Eigenmächtigkeit gegen das Reich und dessen Angehörige durch ein neues Friedensopfer ausgesöhnt werden" — und denselben gleichzeitig eröffnete daß er den ausdrücklichen Allerhöchsten Befehl habe an den Verhandlungen nicht länger theilzunehmen, da der Krieg gegen Deutschland durch die That bestehe, die nöthige Correspondenz nicht ohne Gefahr geführt werden könne und mitten im Geräusche der Waffen selbst die Sicherheit des Congreß-Ortes bedroht sei.

Graf Metternich machte von diesem seinem Schritte auch den französischen Ministern Mittheilung, 8. April, die darauf mit gewohnter Anmaßung antworteten. Sie drückten dabei ihr Befremden über den Inhalt der empfangenen Zuschrift und noch mehr über die darin ausgesprochenen Motive aus, die insgesammt auf völlig grundlosen Anführungen beruhten — „qui tous portent sur des allégations absolument denuées de fondement" —; „der Waffenstillstand und der Gang der Friedensunterhandlungen zwischen der Republik und dem deutschen Reiche bestünden nach wie vor, und was die besorgte Gefährdung des diplomatischen Verkehrs und des Congreß-Ortes betreffe, so könnte eine solche Verdächtigung mindestens gegen ihr Gouvernement nicht ausgesprochen werden: de pareilles violations sont sans exemple de sa part, il en est incapable!" ... Wäre Lehrbach noch in Rastadt gewesen so würde er es kaum über sich gebracht haben eine in solchem Tone abgefaßte Note, welche die sehr schonend vorgebrachten Behauptungen des kaiserlichen Plenipotentiarius geradezu Lügen strafen wollte während sie selbst sich die schamloseste Verläugnung offenkundiger Thatsachen erlaubte, in derber Weise zu beantworten. Graf Metternich begnügte sich den französischen Ministern ihre Zuschrift zurückzusenden, indem seine Mittheilung vom 8. „die letzte Handlung seiner Sendung" gewesen sei und er also „keinen Beruf mehr" habe weitere Erklärungen „empfangen oder erwiedern" zu können, 12. April.

Zwei Tage später verließ er Rastadt. Eine am 17. in der Karlsruher Zeitung veröffentlichte Erklärung gab zu wissen, daß die Neutralität des Congreß-Ortes sofort aufhöre.

11.

Schon nach dem Übergang der französischen Armeen über den Rhein, und noch mehr nachdem das Waffenspiel ernstlich begonnen, lag es nahe die Frage aufzuwerfen: ob denn wohl der Friedens-Congreß mitten im Kriege fortgeführt werden könne; eine Frage zu der nun für die deutschen Abgesandten die zweite kam, ob sie nach der seitens des kaiserlichen Plenipotentiarius abgegebenen Erklärung und erfolgten Abreise mit Fug und Recht noch weiter tagen dürften. Nur aus der sonderbaren Lage welche das in sich selbst zerfallende deutsche Reich damals charakterisirte läßt es sich erklären, daß einige seiner Abgesandten keine geringe Lust zeigten beide Fragen bejahend zu beantworten, und dies durch ihr Verbleiben in Rastadt thatsächlich zu erkennen gaben. Den französischen Ministern kam diese Stimmung ganz gelegen. Sie hatten von den deutschen Reichsständen noch nicht alles erreicht was sie verlangten, während sie es andrerseits darauf anlegten äußerste Friedensliebe zu heucheln, um den kaiserlichen Hof um so leichter anschwärzen und Mistrauen gegen ihn säen zu können. Sie versicherten die in Rastadt verbliebenen Stände daß sie die Stadt des Congresses nicht verlassen würden, so lang nur eine zur Schlußfassung nöthige Anzahl von Deputations-Gliedern vorhanden sei. Sie stellten ihnen vor, wie wenig sie vom Kaiser geschont worden seien wenn es sich um seinen besonderen Vortheil gehandelt habe, wie die geheimen Artikel von Campoformio, die Militär-Convention vom 1. December 1797, die Anträge Cobenzl's in Selz sattsam bewiesen. Sie versprachen ihnen Verschonung von allen Leiden des Krieges wenn sie sich in die Arme Frankreichs werfen wollten 2c.

So ganz wohl um's Herz war es indessen den drei französischen Ministern doch nicht. Hatte sich Rastadt fast den ganzen März hindurch im Umkreis der französischen Truppen befunden, so war jetzt die Sache anders. Die Heersäulen des kaiserlichen Generalissimus bewegten sich näher gegen den Rhein heran, wenige Stunden von Rastadt, in Gernsbach an der Murg, standen ihre Vorposten, siebenbürgische Szekler

mit wilden asiatischen Gesichtern und martialischen Schnurrbärten, von denen sich die Leute die haarsträubendsten Geschichten zu erzählen wußten. Bald begannen szeklerische Patrouillen bis in die Nähe von Rastadt zu streifen, und schienen besonders Plittersdorf im Auge zu halten wo französische Couriere von und nach Selz über den Rhein setzten um den Verkehr zwischen Rastadt und Straßburg in Gang zu erhalten. Auch ein Vorfall der aus dem Süden berichtet wurde konnte nicht beitragen die Gemüther der französischen Minister aufzurichten. Am 13. April hatte sich eine Abtheilung kaiserlicher Husaren Schaffhausen genähert, wo ihnen der schweizerische Stadt-Commandant Schwarz mit seinem Sohne zur Begrüßung entgegenritt; allein ihre den französischen gleichen Uniformen ließen sie den Husaren als Feinde erscheinen die auf jene lossprengten und dieselben, ohne auf ihre Rufe und Beschwörungen zu hören, zusammenhieben.

Aber noch eine andere Gefahr rückte den republicanischen Ministern in Rastadt nun wieder näher an den Leib. Als ihre eigenen Truppen am rechten Rhein-Ufer von Mannheim bis Basel die Herren waren, hatten es die Emigranten räthlich gefunden sich vor den unerbetenen Gästen in solche Gegenden zurückzuziehen wo sie, im Bereich der kaiserlichen Waffen, nichts zu besorgen hatten. Kaum waren aber die französischen Generale über den Rhein zurückgegangen, als auch die Emigrés in der Gegend von Rastadt ihr altes Spiel trieben. Plittersdorf wimmelte von ihnen, von wo aus sie Verbindungen mit dem linken Rhein-Ufer unterhielten, sich mitunter hinüberschlichen Geld und Lebensmittel von den Ihrigen zu holen, aber auch allerhand böse Gerüchte über die Republik unter die Leute zu bringen. Auch Danican wollte man wieder in der Umgebung von Rastadt gesehen haben; die französischen Minister, habe er geschworen, würden Rastadt nicht lebend verlassen. Einige brachten damit eine vieldeutige Äußerung des Grafen von Toulouse in Verbindung der am 11. April an seinen Gesinnungsgenossen Dugravier geschrieben: „Binnen kurzem, lieber Freund, wird sich etwas ereignen worüber die Welt erstaunen soll!“ Man wollte bei dem Grafen um diese Zeit Wechsel auf beträchtliche Summen Geldes wahrgenommen, auch allerhand vertrauten Verkehr mit Personen die im Dienste der Republik waren beobachtet haben[74]). Mit dem

kaiserlichen Officiercorps standen die Emigranten sichtlich auf gutem Fuße, und die badischen Behörden hatten allerhand zu thun um Unbesonnenheiten von der einen oder andern Seite vorzubauen[75]).

Am 19. April vormittags erschien von Steinmauern her ein Trupp Szekler-Husaren — denen, wie man sich später erzählte, ein in Plittersdorf weilender Emigrant Namens Lavalette verrathen hatte daß ein französischer Courier erwartet werde — am Ufer des Rheins, wo sie das zum Halte der fliegenden Brücke bestimmte Seil abhieben, die Plätte dem Strom überließen und zehn Bauern die als Schiffsleute dienten gefangen nahmen. Der eilfte entkam durch Flucht in einem rasch losgelösten Nachen, die andern mußten mit den Husaren den Weg über Sandweier und Kuppenheim, Rastadt umgehend, nach Gernsbach machen wo sie andern Tages, da sie sich als badische Unterthanen auswiesen, wieder freigelassen wurden. Die französischen Congreß-Minister hatten über diese „fast unter den Augen des Congresses begangene Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit" kaum eine geharnischte Note vom Stappel laufen lassen, als sie Stoff zu neuer Aufregung erhielten. Am 20. April fand sich ihr Secretär Rosenstiel beim Directorial-Gesandten Albini ein, um über die Beunruhigung der vor die Thore von Rastadt sich hinauswagenden Gesandten Beschwerde zu führen; dieselben seien von streifenden Husaren angehalten, an der Fortsetzung ihres Spazierrittes gehindert und in militärischer Begleitung bis an die Thore von Rastadt zurückgeführt worden, wie dies dem dänischen und zweiten preußischen Gesandten geschehen; einem, dem Grafen Stadion, hätten sie sogar die Briefschaften die er dabei aus der Tasche gezogen abgenommen und ein förmliches Verhör mit ihm angestellt.

Freiherr von Albini säumte nicht — ohne sich mit einer nähern Untersuchung der vorgebrachten Beschwerdepunkte aufzuhalten[76]) — seinen Secretär mit einem im Namen des ganzen diplomatischen Corps abgefaßten Schreiben nach Gernsbach abzusenden, dessen Inhalt Baron Münch durch mündliche Vorstellungen unterstützen und dabei Garantien für die Sicherheit der in Rastadt zurückgebliebenen gesandtschaftlichen Personen so wie für ihr Fortkommen auf der Heimreise verlangen

sollte. Der in Gernsbach commandirende Oberst Barbaczy drückte sein Bedauern über die Vorfälle des verflossenen Tages aus, „da seine Soldaten keinen Befehl hätten irgend eine gesandtschaftliche Person zu welcher Nation immer sie gehöre weder in noch außer Rastadt zu incommodiren anzuhalten oder deren Correspondenz zu hindern, wie denn auch Graf Stadion seine Papiere bereits zurückerhalten habe; im übrigen müsse er an seinen militärischen Vorgesetzten, General Görger in Freudenstadt, berichten und sich bezüglich des Begehrens der Herren Gesandten nähere Weisungen erbitten." —

Der Vorfall mit der Plittersdorfer Fähre hatte nicht blos in den französischen Gesandtschaftskreisen Aufsehen erregt, auch in der deutschen Congreß-Gesellschaft gerieth man darüber in große Unruhe. „Für uns alle Postmenschen bleibt diese Maßregel sehr hart", schrieb am 20. der in Rastadt weilende Geheimrath Freiherr von Brints an den Grafen Lehrbach, „da jetzo unsere ganze Correspondenz mit Frankreich und der Schweiz stockt und auch zwischen Bruchsal und Heidelberg um 24 Stunden verspätet wird, so daß ich nicht mehr weiß wie man sich helfen soll. In Offenburg und hier liegen Paqueter die nach der Schweiz und Frankreich bestimmt sind, und in Straßburg liegen eben so viele für das ganze deutsche Reich". Brints sah wohl ein daß all dies Ungemach nur daher stamme daß die französischen Minister trotz des ausgebrochenen Krieges Rastadt nicht verlassen wollten, und bat Lehrbach, dem er eine Abschrift ihrer Note vom 19. beilegte, Abhilfe zu treffen. Roberjot, berichtete er, habe erklärt, auch wenn man alle und jede Verbindung mit Frankreich abschnitte würden er und seine Collegen doch nicht gehen; sollte man Gewalt anwenden, würden sie in Selz oder sonst nahe am Rhein ihren Wohnsitz aufschlagen um daselbst ihre deutschen jetzt unterdrückten Freunde zu erwarten. „Letzteres sind Worte", fügte Brints bei; „was aber wesentlich mir erscheint ist daß die französische Legation vertrieben werde, welches nicht anders geschehen kann als wenn ein General oder Stabs-Officier hierher kommt und ankündigt, man könne Rastadt nicht länger als neutralen Ort ansehen". Lehrbach der den Bericht sammt der französischen Beilage ungesäumt an Thugut nach Wien sandte, machte am Rande dazu die Bemerkung:

„Unbegreiflich wie diese Leute von Verletzung des Völkerrechtes reden können, da alle ihre Handlungen nichts anderes sind!“ . . . .

Der Befehl „wegen Hemmung des Post-Courses von Rastadt nach Selz“ war vom Erzherzog-Generalissimus ausgegangen, der den Ort nach dem Scheiden und der Erklärung des kaiserlichen Plenipotentiarius als keinen solchen mehr ansah auf den irgend welche Rücksicht zu nehmen sei. Auch konnte er sich für diese Auffassung auf frühere Vorkommnisse berufen. Die Franzosen hatten, als ihre Armeen im Vordringen begriffen, für Rastadt durchaus keine Ausnahme machen wollen, und selbst Regensburg wo die deutsche Reichsversammlung tagte hatte sich im wechselnden Laufe der Kriegsbegebenheiten weder von freundlicher noch feindlicher Seite einer Schonung zu erfreuen gehabt [77]). In diesem Sinne erfolgte denn auch die Weisung an den Obersten der Szekler-Husaren.

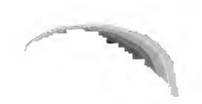
Am 22. April ritt in Rastadt ein k. k. Officier mit drei Husaren und einem Trompeter ein und überbrachte dem Directorial-Gesandten die Antwort Barbaczy's auf das Schreiben vom 20.: „Er könne in gegenwärtigen Kriegsläuften keine beruhigende Aufklärung über die ungestörte Sicherheit des diplomatischen Corps in Rastadt geben, indem die Stadt durch die Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiarius als kein Ort mehr betrachtet werden könne den die Gegenwart eines Congresses gegen kriegerische Ereignisse schützen könne. Im übrigen“, hieß es zum Schluße, „geruhen Euer Excellenz versichert zu sein daß außer einem Kriegsnothfalle dem diesseitigen Militär die Pflicht der persönlichen Unverletzbarkeit stets heilig bleibe“.

In einer Tags darauf abgehaltenen Sitzung der Reichs-Deputation machten der Directorial-Gesandte, der kur-sächsische und der würzburgische Subdelegirte die Mittheilung daß sie einstweilen von ihren höchsten Behörden vom Congresse abberufen seien. Da in Folge dessen die zur beschlußfähigen Fortführung der Geschäfte erforderliche Anzahl von zwei Dritteln der Mitglieder nicht mehr vorhanden war, so wurde beschlossen der französischen Gesandtschaft mündlich zu eröffnen, daß die Reichs-Friedens-Deputation unter solchen Umständen vor der Hand nicht vermöge die Unterhandlungen fortzuführen.

Mehrere Gesandte, darunter der württembergische und der schwedische, verließen noch am selben Tage Rastadt.

12.

Mit dem Kriege wurde es nun mit jedem Tage ernster. Um die Mitte April gab es zwischen Schwarzwald und Rhein häufige Scharmützel und Vorposten-Gefechte. Österreichische Truppen rückten bis Lichtenau und Stollhofen vor und griffen die Franzosen auf der von Offenburg nach Rastadt führenden Straße an, bis General Leval Verstärkungen vom linken Ufer herüberzog und sich wieder Luft machte. Dabei erlaubten sich die Franzosen im Lande Übergriffe aller Art und schonten weder Freund noch Feind. Obgleich ihre Minister in Rastadt der deutschen Reichs-Deputation gegenüber unaufhörlich von ihren lauteren Absichten, von ihren Sympathien und besten Wünschen für ihre deutschen Bundesgenossen schwazten, und obgleich sie namentlich mit Baden in tiefem Frieden waren, geschah von ihrer Seite doch alles erdenkliche um sowohl Regierung als Bevölkerung in Unfrieden zu setzen. Einerseits fuhren sie fort für die Revolution Propaganda zu machen, verbreiteten im Oberlande eine gedruckte „Constitution der deutschen Republik" für welche sogar das Siegel bereits gestochen worden sein soll, drangen unter den Stadtthoren von Basel den vom Markt heimkehrenden badischen Landleuten helvetische Cocarden auf, welche dieselben mit 12 kr. für das Stück bezahlen mußten wenn sie nicht in die Strafe des Vierfachen verfallen wollten [78]), während sie andererseits die markgräflichen Unterthanen alle Härten und Gewaltthaten des Krieges fühlen ließen und diese dadurch zu ihren erbittertsten Widersachern machten. Wo sie am rechten Rhein-Ufer festen Fuß hatten drückten sie die Bauern in jeder Weise, schrieben Kriegssteuer und Lieferungen aus, hoben zur Beitreibung derselben Landgeistliche als Geiseln mit bewaffneter Macht auf und führten sie gefangen hinweg, so in Gündlingen in der Nähe von Breisach, in Hügelsheim zwei Stunden von Rastadt. Das Landvolk flüchtete entweder Schutz suchend in die



Städte oder griff zu den Waffen und schloß sich, wo kaiserliches Militär in der Nähe war, an dieses an, an dessen Seite sie, wie am 21. bei Oberkirch, am 22. bei Offenburg, ihre Bedränger bekämpften. Der Vorgang mit den Straßburger Gensdarmen und Freiwilligen in Rastadt schien überdies den kaiserlichen Truppen noch eine andere Gefahr nahe zu legen. Die feindlichen Vorposten standen von der Kehler Seite bis über Bühl hinaus, ein paar Stunden südwärts von Rastadt, und es verlautete daß Bonnier sich von dem Directorium die Ermächtigung erwirkt habe, so viel französische Truppen als er für nöthig erachte nach Rastadt kommen und sich daselbst, wie etwa in Mainz und Ehrenbreitenstein, festsetzen zu lassen. Kaiserlicherseits war man in diesen Tagen des Glaubens, die Franzosen könnten jeden Augenblick von Selz herüberkommen und Plittersdorf besetzen. Es mußte darum mehr als je daran gedacht werden die französische Congreß-Gesandtschaft vom Kriegsschauplatze wegzuschaffen.

In diesem Sinne erging denn auch am 25. April vom Erzherzog an den FML. Kospoth der Befehl: den Obersten Barbaczy „weiter vorgehen zu lassen, und nachdem derselbe in Rastadt selbst posto gefaßt haben würde, so könnte er alsdann gegen die dort befindlichen französischen Minister mit der Erklärung vorangehen daß man in dem Bezirke der diesseitigen Armee keine französischen Bürger dulden könne, diese sich also innerhalb einer kurzen Frist (etwa von 24 Stunden) von dort zu entfernen hätten. Der Herr FML. wollen jedoch dem Herrn Obristen alle mögliche Vorsicht und Klugheit bey der Ausführung dieser Sache anempfehlen“.

Dem Auftrage des Erzherzogs schienen die französischen Minister durch eigenen Beschluß zuvorkommen zu wollen. In einer am 25. April an den Directorial-Gesandten Albini gerichteten Note legten sie — „au nom de la République française outragée dans ses droits“ — gegen die angeblich vorgefallenen Verletzungen des Völkerrechtes, gegen die Störung der Sicherheit des Congresses, gegen die vom Oberst Barbaczy ertheilte Antwort förmliche Verwahrung ein, drückten ihr lebhaftes Bedauern — „un vif sentiment de peine et de regret“ — darüber aus daß die Verhandlungen wegen des Friedens seitens der Reichs-Deputation für einstweilen abgebrochen angesehen würden,

erklärten binnen drei Tagen Rastadt verlassen zu wollen, fügten aber „als einen letzten und augenfälligen Beweis der Langmuth der französischen Regierung und ihres Verlangens den Frieden abzuschließen" die Zusage bei, sich für's erste nach Straßburg zu verfügen wo sie den Zeitpunkt einer Wiederanknüpfung der Verhandlungen abwarten würden.

Die unaufschiebbare Dringlichkeit ihrer Abreise, und überhaupt der Ernst der Lage in die sie und ihre deutschen Collegen durch muthwillige Säumnis sich versetzt hatten, sollte sich noch am Abend dieses Tages, 25. April, in einem höchst auffallenden Vorgang fühlbar machen.

Die französischen Minister hatten in gewohnter Weise einen Courier, Lemaire mit Namen, mit Depeschen nach Straßburg abgesandt als derselbe, da er nächst Plittersdorf über den Rhein setzen wollte, von kaiserlichen Husaren umringt und angehalten wurde. Sie forderten ihm seine Papiere ab, thaten diese in einen Sack den sie mit einem Bindfaden zuhefteten und versiegelten, und übergaben das Ganze einem der Ihrigen der damit vom Flecke weg in der Richtung von Muckensturm abritt; Lemaire selbst wurde in seinem eigenen Wagen mit Umgehung von Rastadt über Rothenfels nach Gernsbach abgeführt.

Im Grunde war der Vorfall nur ein Seitenstück zu jenem der sich mehr als anderthalb Monate früher mit der kaiserlichen Staffette zwischen Durlach und Bruchsal ereignet hatte, mit dem großen Unterschiede jedoch daß man sich damals noch förmlich im Frieden befunden hatte, während seither längst der Krieg erklärt war, wo es zu den ganz gewöhnlichen Vorsichten gehörte feindliche Depeschen und Couriere nicht durch die eigene Vorpostenlinie zu lassen [79]). Allein das hinderte nicht daß jetzt Bonnier und Genossen unbändig Lärm schlugen als ob sich etwas unerhörtes, nie dagewesenes ereignet hätte, und Albini, der eine Ehre darein zu setzen schien in allem ihren gehorsamen Diener abzugeben, sandte noch denselben Tag einen Eilboten mit einem eigenen Schreiben an Barbaczy ab worin er „den allgemein angenommenen Grundsätzen des Völkerrechts gemäs" auf Freigebung des angehaltenen Couriers drang. Am frühen Morgen des 26. gingen noch außerdem, um die Angelegenheit dringlicher zu machen, Baron Edelsheim und

Graf Bernstorff mit einem Schreiben der preußischen Gesandtschaft nach Gernsbach ab. Der rauhe Szekler-Oberst hatte noch in der Nacht vom 25. zum 26. durch den an ihn abgeschickten Eilboten schriftlichen Bescheid nach Rastadt gesandt, daß er über den Vorfall an seine vorgesetzte Behörde berichten müsse und vor empfangener Weisung von dorther keine Antwort ertheilen könne. In derselben Weise sprach er sich gegen die beiden Diplomaten aus, erklärte er werde die Schreiben der Herren Minister an seine Behörde abschicken, und fertigte zuletzt, als Bernstorff lebhafter in ihn drang, diesen mit den Worten ab: „Mit Ihnen habe ich mich nicht einzulassen, ich mag mit Ihnen nicht reden!“ [80]).

Die Lage der in Rastadt zurückgebliebenen Minister, besonders der französischen, war nun eine bedeutend misliche geworden; dennoch konnten sich die letztern in ihrem gewohnten Hochmuth nicht entschließen, vor Ablauf der von ihnen selbst bestimmten dreitägigen Frist Rastadt den Rücken zu kehren, sondern ließen sich ihre Pässe zur Heimkehr nach Frankreich vom Directorial-Gesandten Albini für den 28. April ausstellen.

Von den deutschen Gesandtschaften waren schon viele in den Tagen zuvor abgereist, die übrigen rüsteten sich jetzt zur Heimkehr. Es herrschte eine unbehagliche Stimmung in ihren Kreisen. Alles war niedergeschlagen und zerstreut; die einzelnen Haushaltungen waren schon seit acht Tagen aufgelöst, man speiste wo man konnte im Gasthaus. Von Geselligkeit war nichts zu finden; der einzige Ort wo man sich traf war das Casino das in dieser letzten Zeit gleichsam permanent war und wohin jeder, wenn er seine Geschäfte besorgt hatte, wieder eilte um Andere dort zu finden, Neuigkeiten zu erfahren oder sich zu beurlauben. Auf den Straßen sah man überall bepackte oder im Beladen begriffene Wagen, Transporte von Effecten, eine Lebhaftigkeit des Verkehrs die oft Verwirrung herbeiführte. „So stelle ich mir vor, mag es in einer Stadt aussehen wo man flüchtet weil der Feind naht“, meinte ein Zeitgenosse.

Die Franzosen hielten sich abgesondert wie immer, Bonnier blieb ein anmaßender Lümmel bis zum letzten Augenblick. „Selbst einige

Stunden vor seiner Abreise", erzählt der dänische Legations-Rath Eggers, „konnte er nicht unterlassen bittere Sarkasmen gegen die Deutschen auszustoßen. Freilich richtete er sie nicht an mich, sondern an einige andere die ihm zunächst standen. Um so füglicher konnte ich sie überhören; aber wen ärgert doch nicht die Schmähung des vaterländischen Sinnes? Und einer von denen die jetzt das Ziel seiner Pfeile waren, gehört zu seinen allergetreuesten Clienten! Bonnier ließ es ihn so deutlich fühlen welchen Preis er auf solche Ergebenheit setze daß ich in seiner Seele erröthete" [81]). Dabei war aber Bonnier wie seinen Collegen nichts weniger als wohl zu Muthe. Am Abend des 27. kamen sie in der Wohnung Debry's zusammen um ihre bevorstehende Abfahrt zu berathen. Bonnier meinte unter anderm, man solle einen verläßlichen Mann an den Rhein senden um sich zu vergewissern ob noch Österreicher in der Gegend seien; da aber Debry einwandte, diese Maßregel würde ganz ihren Zweck verfehlen indem dadurch die Aufmerksamkeit des feindlichen Militärs, das ohne Zweifel davon erführe, erst recht auf jenen Punkt würde gelenkt werden, so wurde der Vorschlag verworfen. Der größte Theil ihrer Amtsschriften war von ihnen bereits früher, wie man in den Rastadter Gesandtschaftskreisen ziemlich allgemein wußte, nach Straßburg geschickt worden [82]); was davon noch in ihren Händen war, ließ sich mit dem übrigen Gepäcke leicht unterbringen.

13.

Am 28. April um 8 Uhr morgens standen die Wagen der französischen und der sich ihnen anschließenden ligurischen Gesandten gepackt und reisefertig im Schloßhofe, die Pferde des markgräflichen Marstalles die sie führen sollten konnten jeden Augenblick eingespannt werden. Ihre deutschen Collegen riethen aber den schriftlichen Bescheid des Husaren-Obersten auf ihr Schreiben vom 25. abzuwarten, wegen dessen Barbaczy höheren Ortes anfragen zu müssen erklärt hatte. Als der Tag vorrückte und noch immer keine Antwort da war, sandte

Albini durch einen reitenden Boten ein zweites Schreiben an Barbaczy ab, worin er um dessen bestimmte Erklärung bat: „ob die französischen Minister mit Pässen der kur-mainzischen Gesandtschaft versehen auf ihrer Rückreise keine Hindernisse zu besorgen hätten". Durch diese Vorkehrung wurde allerdings ein Aufschub von mehreren Stunden herbeigeführt: der Eilbote ritt um die eilfte Vormittagsstunde von Rastadt ab; zwei Meilen nach Gernsbach, eine Stunde Aufenthalt daselbst, zwei Meilen zurück; vor vier Uhr N.M. konnte er bei scharfem Ritte kaum zurück sein. Die Zeit verging den zur Abreise Gerüsteten in peinlicher Erwartung. Besonders Bonnier schien von düstern Ahnungen erfüllt; man sah ihn eine lange Weile auf einem Sägeklotz am Ufer der Murg sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, indem er sinnend nach der Gegend von Selz hinausblickte[53]). Im Beisein der Andern aber zeigte er sich unwirsch und sprach sich in der heftigsten Weise über diese unwürdige Verzögerung der Antwort aus. Fünf Uhr N.M. war vorbei, auch die sechste Stunde verging ohne daß Botschaft aus Gernsbach zurückkam. Der Szekler Oberst Barbaczy hatte sich am selben Tage im evangelischen Pfarrhause zu Gernsbach befunden wo nebst ihm mehrere andere Gäste zu Tische geladen waren, als ihm der uns bereits bekannte Befehl aus dem Haupt-Quartier eingehändigt wurde: „mit einem Theile seiner Truppe gegen Rastadt aufzubrechen, die Stadt militärisch zu besetzen und die französische Gesandtschaft zur Abreise zu nöthigen, dabei aber mit aller gebotenen Klugheit und Rücksicht gegen dieselbe vorzugehen". Der Auftrag war ihm äußerst unwillkommen; er behauptete, in seinem Leben keinen unangenehmeren erhalten zu haben. Es war die Escadron des Rittmeisters Burkhard der die Ausführung zufiel und die über Rothenfels gegen 7 Uhr abends in Rastadt einrückte; ein Theil der Truppe besetzte alle Ausgänge der Stadt mit und neben den badischen Thorwachen, ein anderer bezog ein Lager vor dem Ettlinger Thore wo sich auch, in dem etwa zwanzig Schritte von der Stadt gelegenen Wirthshause „zur Laterne", der Rittmeister einquartirte. Gleichzeitig erschien, von einem Trompeter begleitet, ein Officier der Escadron, Ruzuska mit Namen[54]), im markgräflichen Schloße als Überbringer

der Antwort des Obersten auf die von Albini namens der französichen Gesandtschaft gestellte Anfrage. Dieselbe lautete:

Minister! Sie sehen daß es mit der militärischen Bestimmung ganz unvereinbar ist Bürger der französischen Republik in dem Bezirke der kais. kön. Armee zu dulden. Sie werden es daher nicht übel deuten wenn mich die Kriegsumstände nöthigen Ihnen, Minister, andeuten zu müssen den Bezirk der diesseitigen Armee binnen 24 Stunden zu verlassen.

Stabs-Quartier Gernsbach den 28. April 1799.

Barbaczy Obrister.

Der Legations-Secretär Rosenstiel übersetzte den französischen Ministern das Schreiben, über dessen Empfang sich der Officier eine amtliche Bestätigung ausbat; die Minister ließen dieselbe in einfach geschäftsmännischer Weise ausstellen, indem sie sich vorbehielten von Straßburg aus gegen den Sinn und die Fassung des empfangenen Bescheides Verwahrung einzulegen. Sie hielten in Debry's Zimmer Rath was angesichts dieser unerwarteten Erklärung zu thun sei; mehrere der deutschen Gesandten waren um sie, die ihnen sämmtlich zusprachen die Abreise auf den morgigen Tag zu verschieben. Nach längerem Hin- und Herreden entschied man sich für die unverzügliche Abreise; den Ausschlag gab für den hochfahrenden Sinn der Franzosen die Erwägung daß sie die von ihnen selbst gestellte dreitägige Frist einhalten, nicht erst die vom kaiserlichen Oberst bestimmte Zeit von 24 Stunden benützen wollten. Bonnier war es vor allen der von keinem Aufschub wissen wollte; er könne sich, meinte er trotzig, von einem kaiserlichen Husaren keine Stunde bestimmen lassen[85]). Der Befehl zum Einspannen wurde gegeben, in Eile warf man das letzte Reisegepäck in die Wagen, und kurz vor 8 Uhr abends fuhr man zum markgräflichen Schloße hinaus. Es waren im ganzen acht Kutschen. In der ersten saß Jean Debry mit seiner zweiten hochschwangern Frau und zwei Töchtern aus erster Ehe; sein eigenes Cabriolet, geführt von seinem Kutscher dem „citoyen Emanuel Siegriest", beherbergte seinen Privat-Secretär Belin und seinen Kammerdiener[86]); der dritte Wagen führte Bonnier, der vierte den Legations-Secretär Rosenstiel; in fünften fuhr Roberjot mit seiner Frau; dann folgten die Gebrüder

Boccardi; zuletzt noch zwei Wagen mit untergeordneten Leuten der französischen Gesandtschaft und Effecten.

Mit der Besetzung der Thore durch die neu eingerückten Szekler Husaren war Befehl gegeben worden niemanden ohne besondere Erlaubnis aus der Stadt oder in dieselbe zu lassen [87]); selbst Personen die über die zwischen Stadt und Vorstadt führenden Verbindungsbrücken gehen wollten wurden angehalten. Als nun bei einbrechender Nacht die gesandtschaftlichen Wagen an das Rheinauer Thor kamen fanden sie es verschlossen, und von der Wache wurde ihnen bedeutet sie dürfe niemand hinauslassen. Die drei Minister stiegen aus und verfügten sich, während sie ihre Angehörigen in den Wagen bleiben hießen, in das Schloß zurück um sich durch den Directorial-Gesandten, mit dessen Pässen sie reisten, Aufklärung über diesen eigenthümlichen Vorfall zu verschaffen. Albini sandte seinen Legations-Secretär zum Rittmeister der Szekler-Husaren von welchem nach etwa einer halben Stunde — auch das Ettlinger Thor war verschlossen, und es bedurfte längerer Verhandlungen Münch's ehe er hinaus- und wieder hereingelassen wurde — die Aufklärung zurückkam: „es sei bei den Thorwachen vergessen worden die Ausnahme wegen der französischen Gesandtschaft zu machen, die ohne Anstand abreisen könne".

Die drei Minister, von Edelsheim Albini Münch u. a. begleitet, kehrten zu ihren Wagen zurück. Aber nun war man erst etwas unruhig geworden; Bonnier klagte über große Ermüdung, wobei ihn fortwährend düstere Ahnungen quälten. „Ich fürchte nicht für meine Gesundheit", sagte er zu Eggers; „was ich fürchte ist die Gewalt!" Doch wollte er von keinem Aufschub hören. Zu der einbrechenden Nacht gesellte sich jetzt ein Regen der an Stärke fortwährend zunahm, und es schien bedenklich sich ohne weiters vor die Stadt hinauszuwagen, wo man in der letzten Zeit selbst bei Tage von militärischen Streifparteien allerhand Unannehmlichkeiten zu erfahren gehabt hatte. So erbot sich denn Baron Edelsheim noch einmal den Rittmeister aufzusuchen um für die Abreisenden eine militärische Bedeckung zu erbitten. Allein dazu war Burkhard nicht zu bewegen; „er könne sich", sagte er, „ohne höhern Befehl und bei seinem geringen Truppenstande nicht herausnehmen bei Nacht Leute zu entsenden; man könne nicht wissen

ob nicht französische Truppen am hierseitigen Rheinufer im Anzuge seien; von seinen eigenen Soldaten würden die Abreisenden weder eine Patrouille noch eine Vedette auf ihrem Wege finden".

So war es denn bereits nach neun Uhr und man mußte sich, da man schon durchaus entschlossen war noch heute abzureisen, gut und schlecht auf den Weg machen; nur daß, da es inzwischen stockfinster geworden war, Leute mitgenommen wurden den einzelnen Wagen mit einer Laterne voran zu leuchten. Das Stadtthor wurde geöffnet und unmittelbar hinter dem letzten Wagen wieder geschlossen. Es war abscheuliches Wetter; der Wind heulte, es goß und hagelte durcheinander wie sich die Leute lang keiner so wüsten Nacht zu erinnern wußten; „selbe Nacht denkt mir ewig", drückte sich ein Zeitgenosse aus, „so war's geschloßt gehagelt und geschneit!" Die Fackeln waren schon nach wenig Schritten ausgelöscht. Man hatte die Brücke hinter sich und war etwa 200 Schritte vom Ende der Georgi-Vorstadt an den Anfang der nach der Rheinau führenden Allee gekommen, als man hinter den Bäumen fünf bis sechs dunkle Gestalten heraustreten sah; sie riefen, als sie an den Wagen Debry's kamen, in deutscher Sprache „heraus!" Wer sie waren konnte man, da es stockfinster war, kaum unterscheiden; mehr das gebrochene Deutsch womit sie die Andern anriefen, und die ungarischen Laute die sie untereinander gebrauchten, verriethen daß es Szekler-Husaren waren. Debry der meinte es gelte einer Nachfrage nach seinem Paße, hielt denselben zum rechten Wagenfenster hinaus, den ihm aber jene aus den Händen zerrten und in Fetzen zu Boden warfen. Gleichzeitig rissen sie den Wagenschlag auf und hießen die darin Sitzenden aussteigen, betasteten sie von allen Seiten und nahmen ihnen Uhren und andere Kostbarkeiten weg. Jetzt kam ein Berittener angesprengt der den Kutscher anrief wo der Minister Bonnier sei, und wen er führe[88]). Auf die Auskunft des Postillons daß Bonnier in einem rückwärtigen Wagen, sein Reisender der Minister Debry sei, ritt jener an den letzteren heran und fragte: „Est-ce que tu es Jean Debry?" „C'est moi qui suis Jean Debry ministre de France!" Er hatte kaum die Worte gesprochen als ein Säbelhieb seinen Arm traf; ein zweiter in seinen Nacken, dessen Gewalt jedoch die dichte Umhüllung seines Anzuges schwächte, streckte ihn

zu Boden; andere folgten rasch nach, so daß in dem Gewirre von einer Klinge auch der Kutscher, Andreas Kasper mit Namen, gestreift wurde der sich, um weiterer Gefahr zu entgehen, behend zwischen seinen beiden Gäulen zur Erde hinabließ. Debry der in den Straßengraben hinabgekollert war lag wie leblos da, und nun kamen die andern Wagen an die Reihe. Debry's Secretär Belin der im zweiten saß warf sich in die Murg, der Kammerdiener entsprang in's Feld; der Kutscher Emanuel Siegriest der sich um seinen Herrn annahm: „der Bürger Jean Debry ist ein braver Mann, thut ihm nichts zu leide", wurde bei den Haaren gepackt ohne daß ihm weiter ein Leid widerfuhr. Schon waren die Angreifer mit der Frage: „Es-tu Bonnier?" an der dritten Chaise, schlugen mit Säbelhieben die Wagenfenster ein, rißen den Minister heraus, auf den nun, nachdem man sich versichert hatte daß er es gewiß sei, losgehauen wurde, während er jammernd um Schonung flehte und pardon! pardon! rief, bis er leblos neben dem Sattelgaul niederstürzte. Der Liegende wurde ausgeplündert und auch der Wagen durchsucht, was sich an Geld und Kostbarkeiten vorfand für gute Beute erklärt; um die Papiere kümmerten sich die Angreifer nicht, solche wurden auf den Boden gestreut, viele in die Murg geworfen. Der Lärm, die Hilfrufe, das Jammern bei den vordern Wagen hatte inzwischen die in den rückwärtigen Kutschen sitzenden Personen aufgeschreckt; sie sprangen auf die Straße und suchten das freie Feld zu gewinnen. Rosenstiel erreichte die an die Stadt gränzenden Gärten, kam in den Schloßpark und rettete sich von hier, wo er sich auskannte, in die Stadt. Dasselbe glückte den Brüdern Boccardi. Auch Roberjot mit seiner Frau hatte sich abseits in die Felder begeben und war für den Augenblick in Sicherheit. Was eigentlich bei den vordern Wagen vorgegangen war konnten sie nicht wissen[59]); die Finsternis und das Prasseln des mit Hagel untermischten Regens ließen nichts bestimmtes abnehmen. Als es daher bei den Kutschen wieder still zu sein schien kehrten beide zurück, indem der Minister zu seiner Frau sagte: „Gehen wir wieder zu unserem Wagen; man wird ihn respectiren!" Sie hatten kaum ihr Ziel erreicht als der Reiter, der den ganzen Angriff zu leiten schien und sich schon früher bei Roberjot's Kutscher die Gewißheit verschafft hatte wen er fahre, ihn anrief: „Le ministre

Roberjot?“ und als die Frage bejaht wurde, sie noch einmal, ja ein drittesmal that. Auf die wiederholte Bestätigung begannen die Hiebe auf ihn einzufallen so daß er zur Seite der Wagenpferde niederstürzte; auch an dem Kutscher gingen die Streiche vorbei, einige fuhren ihm vom Leibe herunter, ein Strang der Bespannung wurde durchgehauen. Madame Roberjot war bereits im Begriffe den Wagen zu besteigen — denn all das war Sache eines Augenblicks — als sie der Kammerdiener mit allen Kräften um den Leib faßte, weil sie schreiend und flehend: „O sauvez, sauvez!“ sich mitten unter die Klingen auf ihren Gatten stürzen wollte. Dieser lag in den letzten Zügen, der treue Diener hielt ihr die beiden Ohren zu damit sie das schreckliche Röcheln des Dahingestreckten nicht höre. Er lag mit den Beinen halb unter dem Wagen; er wälzte sich noch herum und hob wie bittend die Hände empor, so daß seine Frau dies bemerkend auf ihn hinwies und ausrief: „Mon ami n'est pas mort, ah sauvez, sauvez!“ Dadurch wurden die Angreifenden erst aufmerksam daß ihr Opfer noch Lebenszeichen von sich gebe, dem nun ein hinzutretender Husar mit ein paar letzten Schlägen den Garaus machte. Sodann ging es an's Plündern der Habseligkeiten welche der Todte und die Lebenden an sich trugen. Madame Roberjot ließ alles mit sich geschehen, sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere indem sie, wenn sie wieder zu sich kam, schmerzvoll ausrief: „On l'a haché devant mes yeux!“ Auch der Kammerdiener wurde gepackt. Als er auf die Frage: „Bedienter?“ antwortete: „Oui domestique?“ klopfte ihm der Fragende auf die Schulter: „Bedienter bleib, nit bös!“ während er ihm mit der andern Hand die Uhr aus der Tasche zog. Der Kammerdiener benützte den Augenblick, sich mit seiner Gebieterin in den Wagen zu werfen und den Schlag hinter sich zuzuwerfen. Das Innere der Kutsche wurde nicht geplündert, Geldbeutel und Werthsachen lagen in Verwirrung auf dem Boden ohne daß sie, vielleicht weil man sie nicht bemerkt hatte, genommen worden wären . . . .

Von allen drei Angefallenen war nur Debry nicht todt. War ihm für eine kurze Weile das Bewußtsein geschwunden oder hatte er sich mit Berechnung leblos gestellt, seine Angreifer hatten ihn für todt im Straßengraben liegen lassen aus welchem er sich, von der

Dunkelheit, dem Unwetter und der lärmenden Verwirrung in der Entfernung begünstigt — in seiner unmittelbaren Nähe war es für den Augenblick still —, nach einer Zeit vorsichtig erhob und in das anstoßende nicht sehr dichte Gehölz schleppte wo er einen Zufluchtsort suchte. Er blutete, er fühlte sich schwach, betäubt von Schmerz; er hörte das wirre Getöse von der Straße her, den Jammer seiner im siebenten Monate schwangern Frau, seiner beiden Töchter die weinend nach ihm fragten und riefen. Ohne Hut, ohne Halsbinde, ohne Taschentuch, die ihm geraubt worden waren oder die er im Graben gelassen hatte, irrte er tiefer in den Wald gegen Steinmauern hin, bis er einen hohlen Baum fand der ihm gegen den strömmenden Regen einigen Schutz gewährte. . . .

Mittlerweile hatten sich am Schauplatze der That mehr und mehr Husaren eingefunden — ob die Mörder noch unter ihnen waren, wer konnte das unterscheiden? —, von denen nun die Kutschen umstanden wurden um sie, nachdem einige Ordnung hergestellt, fortzuführen; aber nicht nach Rastadt, sondern um die Stadt herum in der Richtung von Muckensturm. Gewalt wurde keine weiter verübt; auch geraubt wurde nichts und eben so wenig nach Papieren gefragt oder gesucht, wie es denn überhaupt die ersten Angreifenden nur auf die drei Gesandten abgesehen zu haben schienen; der Kutscher der den ersten Wagen führte war während des Gemetzels gefragt worden wem er angehöre, als er antwortete: „dem Markgrafen von Baden", wurde ihm bedeutet daß ihm nichts geschehe. Einige der Husaren die jetzt an der Stätte der Gräuelthat waren ließen sogar Mitgefühl für die Zurückgebliebenen wahrnehmen; sie führten die Töchter Debry's zum Wagen zurück, sie gaben der Frau die umzusinken drohte stärkenden Branntwein zu trinken und versicherten sie in deutscher Sprache daß sie nichts zu fürchten habe. Andere freilich zeigten sich nicht so weich, hielten sich über das endlose Jammern der Weiber auf 2c.[90]).

Man sah nach den Opfern der vorausgegangenen Mordscene. Zwei der Minister lagen todt auf der Straße, kein Zeichen des Lebens mehr in ihren erkaltenden Körpern; aber wo war der dritte? Es wurde nach allen Seiten herumgesucht, man fand ihn nicht. Man zündete

mehrere Fakeln an, leuchtete herum, in die nächste Umgebung zu beiden Seiten der Straße, nirgends eine Spur von ihm.

14.

Die französischen Minister waren noch keine Viertelstunde zum Rhemauer Thor hinaus als sich in der Stadt bereits Gerüchte von einem ihnen widerfahrenen Unglück verbreiteten. Der Secretär Rosenstiel war der erste der in der Mitte der Gesandten, von denen viele noch im Casino beisammen waren, als lebendiges Zeugnis der Schauerthat erschien; allein er befand sich in einem Zustande daß man keine genauere Kunde von ihm erlangen konnte; er schien den Verstand verloren zu haben, er wollte niemand erkennen, jammerte über sein unverdientes Schicksal, bat flehentlich um Schonung seiner Familie. Der jüngere Boccardi kam sodann hereingestürzt, bleich verstört athemlos; von ihm erhielt man einigermaßen zusammenhängende Mittheilungen. Schon wollte man in der Stadt wissen, die französischen Minister seien ermordet. Die Gesandten beschloßen sich allsogleich zum commandirenden Officier zu begeben, Graf Görtz sollte das Wort führen. Albini eilte voraus Burkhard die Schreckensbotschaft zu bringen und ihn um Entsendung militärischen Beistandes zu drängen. Andere kamen nach die sich dem Zuge anschloßen, so daß ihrer an die zwanzig waren als man beim Ettlinger Thor ankam. Hier aber wollte sie die Wache nicht hinauslassen indem sie sich auf ihre Verhaltungsbefehle berief. Es gab eine langwierige Verhandlung, einige von den Ministern wurden heftig, bis ein Unter-Officier es übernahm sie beim Rittmeister zu melden. Doch alle wollte man nicht gehen lassen, es sollten ihrer nur drei sein, und die Wahl fiel auf Görtz Rosenkrantz und Gemmingen. Nun kam Burkhard selbst heraus. Mehrere stürmten auf ihn ein, man schrie über die Scheußlichkeit der Unthat, beschwor ihn bei allem was ihm heilig rasch Hilfe zu senden. Burkhard zeigte sich überrascht und bestürzt: „es sei ein unglückseliges Misverständnis; bei der Nacht schweiften freilich Patrouillen umher und könne dergleichen

wohl eintreffen; wenn die Minister für ihre Abreise den Tag abgewartet hätten, würde ihnen so etwas nicht zugestoßen sein". Als einer der Anwesenden ihn zur Rede stellte wie sich denn seine jetzigen Reden mit der kurze Zeit früher gegebenen Versicherung, daß die Gesandten ohne Besorgnis abreisen könnten, zusammenreimen lasse, fuhr ihn Burkhard barsch mit den Worten an: „Wollen sie mit mir eine Inquisition anstellen?" Besonders ungestüm geberdete sich Rosenkrantz der in der heftigsten Weise gegen die kaiserlichen Truppen loszog. „Wissen Sie", schrie er den Rittmeister an, „daß Sie den Grundstein zur Revolutionirung Deutschlands legen?!" „Das ist nicht meine Sache", entgegnete Burkhard; „ich beklage das eingetretene Unglück, im übrigen habe ich nur mit meinem Dienst zu thun". Zuletzt versprach er einen Officier mit sechs Husaren zu beordern denen sich der badische Major von Harrant mit zweien seiner Leute anschließen sollte. Es war halb zwölf in der Nacht als die Gesandten wieder in die Stadt zurückkamen. Bald darauf ritt ein Officier mit zwei Husaren daher, man beschwor ihn zu eilen und er sprengte im Galopp davon.

Als das ausgesandte Commando an Ort und Stelle kam fand es die Husaren, etwa fünfzig an der Zahl unter denen kein Officier zu bemerken war, im Begriffe die Kutschen nach Muckensturm fortzuführen. Auf Harrant's Einsprache erklärten sie, die Wagen seien ihre gute Beute die sie mit sich nähmen. Es bedurfte der energischen Geltendmachung seines Ansehens als höchstgestellten Officiers um sie von ihrem Entschluße abzubringen und die Wagen nach Rastadt zurückführen zu lassen; der worin Madame Roberjot sich befand, war schon auf dem Wege um die Stadt herum und bekam den Befehl nachgeschickt nach Rastadt umzukehren. Die Leichname Bonnier's und Roberjot's lagen schrecklich verstümmelt auf der Straße, man wußte für den Augenblick mit ihnen nichts anzufangen als sie liegen zu lassen. Von Debry fand sich nirgends eine Spur. Harrant wollte sogleich die nahen Auen durchsuchen lassen; da sich aber die Husaren dessen weigerten, „weil sie im Gehölze von Streifwachen, die in der Nacht ihre eigenen Leute nicht zu unterscheiden wüßten, angefallen werden könnten", so mußte die Sache bis zum Morgen verschoben werden.

Bei der Rückkehr in die Stadt gaben die Husaren sorgfältig acht daß nichts aus den Wagen entfernt würde. Vor dem Schloße wurde Halt gemacht; ein Husaren-Lieutenant kam hinzu und erklärte: „er könne es, ohne höhere Befehle eingeholt zu haben, nicht dulden daß die Kutschen in's Schloß hineinführen; auch dürfe er nichts aus den Wagen herauslangen lassen bis diese am andern Tage untersucht sein würden". Besondere Umstände machten die Husaren mit dem Wagen Roberjot's den sie bereits für ihre Beute angesehen hatten und von dem sie auch jetzt nicht lassen wollten. Alle Vorstellungen halfen nichts; deutsch schienen sie nicht zu verstehen, bis es Eggers, da kein Officier zur Stelle war, in den Sinn kam sie lateinisch anzureden. Verstanden sie ihn nun oder verstanden sie ihn nicht, genug sie öffneten den Kreis und ließen ihn durch. Gemmingen, um einen guten Kopf höher als Eggers, wollte ihm nach, allein ein Husar stellte sich ihm in den Weg, bis Eggers sagte: „Frater meus est", worauf man jenen auch einließ, aber hinter den Beiden den Kreis wieder schloß. Eggers mußte mit dem Grafen Solms-Laubach den Weg zum Rittmeister machen, der ihnen eine Ordonnanz mitgab mit dem Befehle die Reisenden herauszulassen; doch in's Schloß durften die Wagen auch jetzt nicht gebracht werden. So mußten denn die Damen Debry im strömenden Regen mitten auf der Straße aussteigen um in ihre Wohnung zurückzukehren; sie blieben aber nicht lang daselbst, sondern nahmen, als Belin ihnen vorstellte sie möchten hier nicht sicher sein, die Einladung der Frau von Reden an die ihnen für die Nacht ihr Quartier anbieten ließ. Madame Debry befand sich in einem beklagenswerthen Zustande. Man suchte sie durch die Vorstellung aufzurichten daß ja ihr Mann, da man ihn nicht aufgefunden, gerettet sein könne; allein sie und die Fräuleins behaupteten sie hätten auf ihn einhauen und ihn niederstürzen gesehen, und die arme Frau erhob bittend ihre Hände: „Um der Barmherzigkeit Gottes willen geben Sie mir keinen falschen Trost!" Madame Roberjot die, noch immer mehr todt als lebendig, aus dem Wagen getragen werden mußte, wurde unter dem Beistand der Herren Rosenkrantz Debray und Gemmingen in die Wohnung Jacobi's gebracht; als ihr Kammerdiener eine kleine Cassette seines ermordeten Herrn

mit sich nehmen wollte, bestand der hinzutretende Officier darauf daß er dieselbe wieder in die Kutsche lege.

Die Wagen selbst wurden, nachdem die Personen daraus entfernt, von den Husaren nach der Wache im Ettlinger Thore gebracht; sie sollten andern Tages mit markgräflichen Pferden die man sich eigens für diesen Zweck erbat weiter nach Gernsbach geschafft werden. Dazu kam es zwar nicht; man begnügte sich damit die in den verschiedenen Reise-Behältnissen vorfindigen Papiere auszuscheiden. Dieser Vorgang fand in ganz förmlicher Weise unter requirirter Assistenz des Rastadter Oberamtes statt, ohne daß jedoch gestattet wurde ein Inventar aufzunehmen oder schriftliche Aufzeichnung zu machen. Die vorgefundenen Papiere, gesandtschaftliche sowohl als private, wurden militärischerseits in Gewahrsam genommen und an das Regiments-Commando nach Gernsbach eingeschickt.

Die geretteten Personen der französischen und ligurischen Gesandtschaft mußten unter allen Umständen am andern Tage, wo die von Oberst Barbaczy anberaumte Frist ablief, Rastadt verlassen, was nach den Vorgängen der letzten Nacht ohne sicheres Geleite bis an den Rhein nicht geschehen konnte; auch war Anstalt zu treffen den vom Schauplatz verschwundenen Debry aufzusuchen. Für diese beiden Zwecke verfügten sich Dohm Reden und Eggers um halb zwei in der Nacht neuerdings vor das Ettlinger Thor. Burkhard wiederholte seine schon am Abend zuvor abgegebene Erklärung daß er ohne höhere Weisung keine Mannschaft als Bedeckung hergeben könne. Er drückte sein Bedauern über das Vorgefallene aus: „es sei ein Unglück, aber wer könne dafür? auf Befehl sei es nicht geschehen", blieb aber bei seiner Weigerung trotz aller eindringlichen Vorstellungen der Andern die erklärten ihn für sein Benehmen bei des Erzherzogs Kaiserlicher Hoheit verantwortlich machen zu wollen. Als die Diplomaten dabei immer wieder auf das Unerhörte des Geschehenen, auf den an drei Ministern einer auswärtigen Macht verübten Frevel zurückkamen, schnitt er ihnen die Rede mit den Worten ab: „Auch uns sind wohl schon Generale todtgeschoßen worden!" Zuletzt willigte er ein daß ein Officier mit zwei Husaren, wenn Major Harrant einige badische

Reiter mitgeben würde, zur Aufsuchung Debry's ausritten; auch versprach er dem Boten, der sich im Namen der Gesandten nach Gernsbach auf den Weg machen sollte, eine Cavallerie-Ordonnanz als Begleitung zu geben. Die schriftliche Eingabe welche die deutschen Gesandten an den Obersten Barbaczy aufsetzten, trug das Datum vom 29. April 3 Uhr morgens und enthielt die im Namen der Geretteten gestellte Bitte, denselben eine ihr Leben sichernde militärische Escorte zu bewilligen, „indem wir auf allen Fall sowohl für die noch nöthige Dauer unseres Hierseins als für unsere Abreise Ew. Namens unserer höchsten Höfe bey Sr. kaiserl. Majestät Allerhöchst Selbst hiermit für uns und der Unsrigen Sicherheit responsabel machen". Der preußische Legations-Secretär von Jordan, ein noch blutjunger Mensch, aufgeweckt und rührig, erbot sich mit dem Schreiben allsogleich nach Gernsbach abzureiten.

Um dieselbe Zeit, gegen 4 Uhr morgens, warfen sich auch Major Harrant und der Reichsgraf von Solms-Laubach mit einem Gefolge österreichischer und badischer Leute auf's Pferd, um die ganze Gegend bis an den Rhein zu durchstreifen und den noch immer nicht aufgefundenen Debry zu suchen. Solms den Debry persönlich kannte ließ wiederholt seinen Ruf erschallen; allein nirgends tönte eine Antwort zurück. Als die Forschenden in das Dorf Rheinau kamen und beim Schulzen Nachfrage hielten, erfuhren sie daß schon vor ihnen ein Trupp kaiserlicher Husaren da gewesen sei und sich nach einem „geflüchteten blessirten Franzosen an dessen Einbringung ihnen alles gelegen sei" erkundigt hätte: „wenn man ihn fände habe man selben nicht nach Rastadt zu bringen sondern zu ihnen nach Muckensturm, oder ihn sicher zu verwahren und davon Meldung zu machen damit sie ihn abholen könnten". Daß von Harrant und Solms eine Weisung im entgegengesetzten Sinne gegeben wurde versteht sich von selbst; ihren Ritt nach anderer Seite fortsetzend kamen sie auf Umwegen unverrichteter Dinge nach Rastadt zurück.

Der von ihnen erfolglos gesuchte Debry hatte mittlerweile, näher an Rastadt als sie vermutheten, eine angstvolle Nacht zugebracht. In einer Art Halbschlummer von Blutverlust und Erschöpfung betäubt, waren ihm einige Stunden unter dem schützenden Obdach seines Baumes

vergangen als ihn am frühen Morgen der Schlag einer Nachtigall, der erste der in diesem Frühling an sein Ohr drang, aus seinem Traumleben weckte. „Ich glaube nicht", berichtete er in seinem später zu Paris abgefaßten phrasenreichen „Narré", „daß jemals diese Laute meine Seele so bewegt hätten wie sie mir jetzt das Herz zerrißen. Mir waren im Gegentheil viel lieber dies prasselnde Strömen des Regens, diese finstere und stürmische Nacht die ich wünschte daß sie kein Ende nähmen. Wenn der Mensch leidet meint er die ganze Natur müsse mit ihm leiden!" Er verließ seinen Zufluchtsort und irrte wieder eine Weile umher als er Huftritte sich nähern hörte. Er warf sich in dichteres Gebüsche, denn der Wald war an den meisten Stellen sehr licht; einzelne Reiter kamen an ihm, dem das Herz vor Angst schlug, vorbei ohne ihn zu bemerken. Nachdem die Gefahr beseitigt meldeten sich seine Schmerzen mit erneuter Heftigkeit und er mußte sich, da inzwischen der Tag angebrochen war, entschließen nach Rastadt zurückzukehren. Er wagte sich aus dem Holze heraus, sah zwei Landleute gegen die Stadt gehen von denen er sich, indem er ihnen so gut es ging sein Unglück begreiflich machte, in die Mitte nehmen ließ. Auf dem Mordplatze wo die Leichen seiner ermordeten Genossen ausgestreckt dalagen, hatten sich bereits Leute angesammelt unter die sich Debry mischte; der Schumacher Otto aus Rastadt [91]) lieh ihm, um den von Schmutz und Blut Bedeckten noch unkenntlicher zu machen, aus Mitleid seine Jacke und seinen Hut. Debry näherte sich jetzt scheu nach allen Seiten blickend der Stadt, schlich sich an der Thorwache vorbei und lief dann von Angst getrieben die Gasse hinab in das Haus des Spediteur Müller wo Görtz wohnte. Es stand oben jemand am Fenster der ihn erkannte: „Mein Gott, da kommt Debry gelaufen!" Er war in seinem Anzug, an seinem Leibe so arg zugerichtet zerhauen und beschmiert, daß es einen erbarmen mußte. Oben an der Treppe fing ihn Görtz in seinen Armen auf und geleitete ihn in seine Wohnung, es war beiläufig 7 Uhr morgens. Als er erfuhr daß auch die Seinigen gerettet seien, warf er sich auf die Knie und rief mit lauter Stimme: „Göttliche Vorsehung, wenn ich bisher deine Wohlthaten misachtet habe verzeih' es mir!" [92]) Ein Arzt, Dr. Zang mit Namen, wurde herbeigeholt der die Wunden für ungefährlich erklärte und, nachdem er

dem vor Erschöpfung und Angst fast Ohnmächtigen leichte Verbände angelegt, die Versicherung gab daß Debry ohne Gefahr für seine Gesundheit noch diesen Tag abreisen könne. Die deutschen Gesandten aber richteten bezüglich des Wiedergefundenen ein neues Schreiben an den Rittmeister, dem sie ihr Anliegen wiederholten daß, sobald Debry's Zustand es erlaube, „sämmtliche zur französischen Gesandtschaft gehörige Personen unter militärischer Bedeckung von badischen Truppen nach Plittersdorf gebracht, . . . auch zugleich ein kaiserl. königl. Officier und zwei Mann mitgegeben würden". —

In Gernsbach hatte Jordan alles in der größten Verwirrung gefunden; es war daselbst das Gerücht verbreitet Franzosen seien im Anzug. Den Obersten konnte er nicht sprechen, „und wenn Sie von Gott Vater im Himmel kämen", wurde ihm gesagt; er mußte auf einen schriftlichen Bescheid warten, mit welchem er um 11 Uhr in Rastadt zurück war. Das Schreiben Barbaczy's war, wie sich Dohm nachmals ausdrückte, „eines Mannes von Ehre und Herz würdig". Der kaiserliche Obrist erklärte sich darin „gebeugt durch den Schmerz" über die „Nachricht jener schrecklichen That" welche „durch einige raubsüchtige Gemeine unter dem Schutze der Nacht begangen worden"; er verhieß „unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen" zu lassen, „die ich unter meinem Commando jemals gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß"; er sprach aber zugleich seine Überzeugung aus daß jener Vorfall sich nie würde ereignet haben „wenn die französische Gesandtschaft, welche 24stündige Frist zur Abreise bekam, beim Tage abgereist wäre" . . . .

In Rastadt war die ganze Zeit über, wie sich denken läßt, alles nur mit dem schauderhaften Ereignisse der letzten Nacht beschäftigt, an das man fortwährend durch allerhand Zwischenfälle von neuem gemahnt wurde. Bald wollte jemand Husaren, die Hände voller Goldstücke mit denen sie kein Hehl machten, bald ein anderer Papiere aus dem Besitze der Ermordeten gesehen haben. Von letzteren machte ein Schreiben die Runde das den darmstädtischen Subdelegirten arg blosstellte: vom 28. datirt und an die französischen Minister gerichtet enthielt es das Anerbieten desselben, sich, nachdem sie abgereist, nach Straßburg verfügen zu wollen um dort die Verhandlungen mit ihnen

weiter zu führen. Als Gatzert davon erfuhr jagte er dem verfänglichen Schriftstück nach bis er es wieder in seinen Händen hatte [93]). Auch von dem Gelde soll manches wiedergekommen sein, was die Rastadter Militär-Behörde den Beschädigten zurückstellen lassen konnte [94]). Auf die Straße, wo die beiden Leichname noch immer lagen, wurde eine Commission gesandt die eine gerichtsärztliche Untersuchung an Ort und Stelle vornahm. Beide Körper waren fürchterlich zusammengehauen, ringsum ein Pfuhl von Blut und Wasser. Bonnier war fast bis auf das bluttriefende Hemd entblößt; Roberjot dagegen lag in seinen Kleidern da die bis an den Unterleib wie in Blut getaucht waren. Nach aufgenommenem Befund und Protocoll wurden die Leichen in die Stadt überführt.

Die Hinterbliebenen rüsteten sich zur Abreise. Die unter dem Schutze der Ettlinger Thorwache gehaltenen Kutschen mit allen darin befindlichen Sachen wurden zurückgestellt; die Behältnisse auf dem Wagendache hatte man nicht einmal geöffnet, die Gepäckwagen waren unberührt. Dagegen wurde die Rückgabe der Schriften, obgleich sich auf Andringen Debry's Freiherr von Edelsheim persönlich beim Rittmeister verwendete, auf das bestimmteste verweigert. Zugleich wurde ausdrücklich verwehrt daß andere diplomatische Personen die französische und ligurische Gesandtschaft begleiteten, die vielmehr unmittelbar nach Abfahrt der letztern ihre eigene Rückreise anzutreten hätten; als Grund wurde angegeben daß eine solche Mischung von Militär und Civil-Personen eher Unordnung und Misverständnisse herbeiführen als selbe verhüten könnte. Nur für Jordan, der Uniform trug und dem Militär durch wiederholte Sendungen in den letzten Tagen bekannter war, wurde eine Ausnahme gemacht. Madame Debry, dankbar der Rettung ihres Mannes gedenkend, händigte dem Baron Edelsheim eine Rolle von 100 Ducaten für die Stadtarmen ein. Debry selbst war noch keineswegs guten Muthes; ihm schwebten die Schrecknisse der letzten Nacht vor und er fürchtete eine Wiederkehr derselben so lang er sich nicht auf französischem Boden befand. „Vielleicht gehen wir in den Tod, man will uns an's Leben", sagte er, und duldete nicht daß seine Frau und Töchter mit ihm in einem Wagen fuhren; beim Einsteigen verabschiedete er sich von ihnen als sollte er sie nicht

wiedersehen. Mehrere der kleineren deutschen Gesandten spielten bis zum letzten Augenblicke eine erbärmliche Rolle. Sie hatten nichts vor Augen als die entsetzliche Rache die Frankreich um jener That willen an ihren Ländern nehmen könnte, und forderten den französischen Minister wiederholt auf, nicht nur ihnen zu bezeugen welche Theilnahme, welche Bereitwilligkeit er und die Andern von ihrer Seite gefunden, sondern auch drüben in seinem Lande, vorzüglich den Directoren gegenüber, zu bestätigen daß es österreichische Husaren gewesen welche die Gräuelthat begangen [95]). Debry versprach alles, dankte ihnen gerührt für ihre Freundschaft die er ihnen nie vergessen werde, und sagte zuletzt: „Ich will mir sogar alle Mühe geben das frevelhafte Ereignis ganz vergessen zu machen!"

Um ein Uhr N. M. zog man aus. Major Harrant mit sechs badischen und ein kaiserlicher Officier mit acht Szekler-Husaren und einem Trompeter bildeten das Geleite. Während des Zuges kamen bald hier bald dort Szekler an den Wagen herangesprengt und schlossen sich an, so daß ihrer zuletzt bei dreißig waren. Die Insassen der Wagen zitterten bei diesem Anblick und lispelten unter sich: „Sie werden uns morden!" Es war aber wohl nur Neugierde was die kaiserlichen Husaren herangezogen hatte, die sich übrigens ganz ruhig verhielten [96]). Ungefähr nach einer Stunde langte man in der Nähe von Plittersdorf am Rhein an. Am Ufer befand sich kein Überfuhrschiff; der Trompeter gab zum jenseitigen Strande das Zeichen. Trotzdem wollte sich drüben nichts rühren. Eine peinliche Viertelstunde verging, bis jemand den guten Einfall hatte die Kutschen unmittelbar an den Strom fahren zu lassen damit sie von drüben bemerkt würden. Allsogleich wurden auf französischer Seite Plätten losgelöst und bald waren sie am deutschen Ufer. Bevor Debry dasselbe verließ sprach er dem badischen Major seinen Dank aus, und richtete an den Officier der escortirenden Szekler eine kurze Ansprache deren Sinn Harrant demselben in deutscher Sprache wiedergab: „Obgleich was vorgefallen zu vergessen unmöglich sei so werde er, Debry, doch diese nun bewirkte sichere Landung nie vergessen, und wenn je einige von dem Regimente durch das Kriegsglück in die Hände seiner Nation fielen, so werde er

alles thun daß nur dieser letztern Handlung gedacht und dadurch jede Empfindung von Rache verdrängt würde" [97]).

Die Überfahrt nahm geraume Zeit in Anspruch, da die Wagen nicht alle auf einmal über den Strom gebracht werden konnten. Am andern Ufer war, wie die von dort zurückkommenden badischen Kutscher aussagten, von dem Ereignisse noch nichts bekannt, und Debry selbst war bemüht vorläufig davon nichts verlauten zu lassen.

Von den in Rastadt zurückgebliebenen Ministern hatte der Directorial-Gesandte an den Vorgängen des Tages keinen Theil mehr gehabt. Nach den nächtlichen Verhandlungen im Casino und vor dem Ettlinger Thore hatte Freiherr von Albini, ohne jemand etwas zu sagen, sich in seine Wohnung verfügt, in aller Stille seine Sachen zusammengepackt und war schon sieben Uhr morgens auf und davon gefahren. Die übrigen Gesandten wollten die Rückkehr Jordan's von Plittersdorf abwarten um versichert zu sein daß die Geretteten glücklich über den Rhein gekommen. Allein Stunde auf Stunde verrann, es war bald fünf Uhr, man gab das Warten auf um nicht in die Dunkelheit zu gerathen, und verließ die Stadt in der man beinahe anderthalb Jahre weder zum Frommen noch zum Ruhme des Vaterlandes gesessen und verhandelt, gesprochen und geschrieben, und nebstbei zu eigenem Wohl und Behagen sich die Zeit so gut es gehen wollte vertrieben hatte.

In Rastadt wurden gegen Abend die Leichname der Ermordeten nach den Gebräuchen der katholischen Kirche in feierlichem Zuge, unter Begleitung von fünfzehn Geistlichen und einer zahlreichen Menschenmenge, mit militärischen Ehrenbezeigungen seitens der kais. kön. und der markgräflichen Wachen, auf den Bernardus-Kirchhof überführt und dort zur Erde bestattet [98]).

Noch ist zu erwähnen das der badische Rath Posselt noch denselben Tag die markgräflichen Kutscher „so die französischen Minister gefahren" summarisch vernehmen und deren „vorläufige Aussage" zu Papier bringen ließ.

15.

Wer die nächtliche That begangen hatte, darüber war im ersten Augenblicke niemand stärker im Unklaren als die unmittelbaren Zeugen derselben. Als ein Rastadter Kaufmann [99]), noch in derselben Nacht da man die Wagen in die Stadt zurückgebracht hatte, den Kammerdiener Roberjot's darüber befragte sprach dieser: „Was weiß ich? Es waren Leute von verschiedener Farbe und Uniform; einige trugen Hüte, andere sprachen französisch" ꝛc. In solchem Grade tappte man im Finstern, daß es Leute gab welche behaupten konnten die eigene Dienerschaft der Minister habe dieselben umgebracht. „Wie sonst käme es", sagten sie, „daß keiner der Postillons oder vielen Bedienten oder einer der in den Wagen befindlichen Personen, Rosenstiel, die beiden Boccardi oder jemand von den Frauen, anzugeben wußte von welchen Personen sie angefallen worden seien, ob es Soldaten gewesen oder nicht, ob es deren viel gewesen, wer die vielen Fackeln welche die Bedienten in den Händen gehabt alle zu gleicher Zeit ausgelöscht habe? Wenn der Kammerdiener der Madame Roberjot mit beiden Händen die Ohren zugehalten, wer könne wissen ob dies aus Mitleid oder aber aus Mitschuld geschehen? Habe nicht erst vor kurzer Zeit der Kammerdiener Boccardi's seinen eigenen Herrn ermorden wollen, und sei es nicht überhaupt bekannt wie misvergnügt das Gefolge der französischen Gesandtschaft mit der Behandlung gewesen die sie erfuhren? [100]) Erst nach und nach, und zumeist durch den Eifer einiger der deutschen Gesandten alle Schuld auf Österreich zu wälzen, setzte sich in vielen Kreisen die Meinung fest, nur allein Szekler-Husaren seien es gewesen welche die Gräuelthat begangen. Es kam ihnen trefflich zu statten daß in dem Schreiben Barbaczy's selbst „einige raubsüchtige Gemeine" als Thäter bezeichnet wurden, wobei freilich hätte bedacht werden sollen daß ja der Obrist seine Zeilen in der ersten Aufregung, ohne genaue Kenntnis der Umstände, ja vielleicht gerade nur auf Grund ihrer eigenen schriftlichen und ihres Abgesandten Jordan mündlichen Darstellung, auf's Papier geworfen hatte. Auch

von französischer Seite geschah sogleich alles, nur allein Österreich blos zustellen. Roberjot's Kammerdiener, im Laufe des Tages von jemand nochmals befragt, längnete geradehin was er in der Nacht gesagt hatte: „niemand anderen als blaue Husaren, die den Tag zuvor nach Rastadt gekommen, habe er bei dem Vorfalle wahrgenommen".

Die von Rastadt abreisenden deutschen Gesandten hatten sich das Wort gegeben einen Tag in Karlsruhe zu verweilen, wo sie ein wichtiges Geschäft zustande zu bringen vorhatten ehe sie vollends auseinandergingen: die Abfassung eines gemeinschaftlichen Berichtes über den schrecklichen Vorgang, womit ein Congreß geendet hatte dessen Bestimmung die Herstellung des Reichsfriedens mit Frankreich gewesen war. Anreger dieses Gedankens, Förderer und Durchführer desselben war der dritte preußische Congreß-Gesandte von Dohm. Er hatte in Rastadt aus der Erzählung Debry's, aus den Berichten Boccardi's Harrant's Jordan's u. a. so wie aus seinen eigenen Wahrnehmungen das erste Materiale für seine Darstellung gesammelt, das nun durch die Mittheilungen seiner Collegen Görtz Jacobi Rosenkrantz Reden &c. ergänzt oder berichtigt wurde. Sie wollten auch den Fürst Taxis'schen Geheimrath Brints in ihrer Gesellschaft besitzen und müssen recht scharf in ihn gedrungen haben, wie man aus der Art schließen darf wie er sich von ihnen losmachte; er räumte nämlich, um seinen Namen nicht herzugeben, am 30. April Karlsruhe als Spaziergänger zu Fuß und ließ sich am andern Morgen den Wagen nachkommen, der ihn dann weiter brachte [101]). Am 1. Mai war Dohm mit seiner Ausarbeitung zu Ende die, nachdem in einer eigens für diesen Zweck anberaumten Zusammenkunft alles nochmals auf das genaueste erwogen und zuletzt gutgeheißen worden, von sämmtlichen aus Rastadt nach Karlsruhe gegangenen Gesandten, eilf an der Zahl, unterfertigt und mit sieben urkundlichen Beilagen, der in den letzten Tagen zwischen Rastadt und Gernsbach unterhaltenen Correspondenz entnommen, versehen wurde. Zwei Originale dieses Documents, mit eigenen Begleitschreiben der eilf Gesandten versehen, wurden noch am selben Tage an den Erzherzog Karl als Generalissimus der kaiserlichen Armee und an den Markgrafen von Baden als Landesherrn überschickt; überdies nahm jeder der Minister eine für seinen eigenen Hof bestimmte Abschrift zu sich.

Der „gemeinschaftliche Bericht der Gesandtschaften deutscher Höfe welche sich von Rastadt am 29. April nach Karlsruhe begaben um diese Acte zu verfassen", ist ohne Frage die wichtigste über die nächtliche That des 28. April 1799 uns aufbehaltene Urkunde. Es haben zur Abfassung derselben, zur Aufbringung und Richtigstellung der darin niedergelegten Zeugenschaften Männer zusammengewirkt, die durch ihre Stellung und ihre persönlichen Beziehungen in der Lage waren die wichtigsten Aufschlüsse über die äußern Umstände des Geschehnisses zu geben. Von hervorragender Bedeutung wird das Document dadurch, daß es die Eindrücke des einzigen Überlebenden der drei dem Tode geweihten Opfer in ihrer ersten unmittelbaren und eben darum noch unbefangenen Frische in sich aufnehmen, und als Ergänzung dazu die Angaben des badischen Majors Harrant, der in der Zeit unmittelbar nach dem Ereignisse eine der thätigsten Rollen gespielt, benützen konnte.

Rein sachlich ist der Bericht allerdings nicht gehalten, wie dies ja auch von den nächsten Zeugen einer so unerhört gräßlichen That kaum zu erwarten war. Der „gemeinschaftliche Bericht" spricht zwar geradezu keine Meinung über die muthmaßlichen Beweggründe und Anstifter des vorgefallenen Gewaltstreiches aus. Doch unverkennbar läßt er das Bestreben der Berichterstatter durchblicken, von der deutschen Nation den Verdacht und „von ihrem unschuldigen Vaterlande die Rache abzuwenden welche die mächtige französische Nation . . . an ihnen zu nehmen nicht verfehlen würde"; der Bericht unterläßt daher nicht, wiederholt den Umstand herauszukehren daß es „Seculy-Husaren" gewesen von deren Streichen die französischen Minister gefällt wurden. Er thut aber noch ein übriges. Die Berichterstatter haben zwar nicht den Muth offen herauszusagen daß sie die kaiserlichen Officiere der in und um Rastadt einquartirten Szekler-Husaren, insbesondere den Rittmeister Burkhard, für Mitwisser und darum Mitschuldige des Verbrechens, wo nicht gar für die eigentlichen Urheber desselben halten; allein Dohm wendet ein eigenes Mittel an den Leser gewissermaßen mit der Nase darauf zu stoßen was er gerade herauszusagen sich nicht getraut. Es finden sich nämlich in seinem Aufsatze alle jene Stellen, aber auch nur jene Stellen durch Unterstreichung — im

Druck durch gesperrte Schrift — besonders bemerkbar gemacht welche sich auf die von Burkhard und seinen Officieren vor und nach der That gemachten Äußerungen beziehen, wie beispielsweise: „die französischen Gesandten würden kein Obstacle in ihrem Wege finden"; „Wollen Sie mit mir eine Inquisition anstellen?"; „auch ihnen seyen wohl Generäle todt geschossen worden" 2c.

So muß denn der von Dohm abgefaßte „gemeinschaftliche Bericht" für die erste öffentliche Kundgebung erklärt werden, durch welche von deutschen Männern und von deutscher Seite der dringende Verdacht einer so gräßlichen Blutschuld nicht blos auf Soldaten, sondern auch auf Officiere, und in weiterem Wege auf Organe der Regierung des damaligen deutschen Kaisers, also ihres eigenen Reichsoberhauptes geleitet wurde. Diesen Verdacht noch mehr zu verstärken und zu verbreiten, begnügte man sich nicht mit der amtlichen Versendung der Handschrift. Dieselbe wurde vielmehr unter dem Titel: „Authentischer Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft 2c. verübten Meuchelmord" in Druck gelegt und zwei neue Stücke hinzugefügt: „Zusätze des Herausgebers einige nähere detaillirte Facta betreffend", und ein „Nachtrag einiger Actenstücke" [102]). Der letztere enthielt das „Inspections-Protocoll" über den Leichenbefund und das früher erwähnte „summarische Protocoll über die vorläufige Aussage der Kutscher"; die ersteren bestanden aus 18 Nummern die mitunter ganz werthvolle Ergänzungen des „gemeinschaftlichen Berichtes" enthalten. Doch hat von allen diesen „Zusätzen" keiner in gewissen Kreisen so willkommenes Aufsehen gemacht als der letzte, weil dessen Inhalt, wenn sich derselbe anders mit der Wahrheit vertrug, die österreichische Urheberschaft des schmählichen Gesandtenmordes außer allen Zweifel stellte. Weil diese Erzählung darum von österreich-feindlicher Seite von allem Anfang in der ausgiebigsten Weise ausgebeutet wurde und bis heute ausgebeutet wird, müssen wir darauf gleich hier des näheren eingehen.

Der 18. Zusatz des Herausgebers besagt nämlich: wie am 29. April, bei Gelegenheit des Begräbniszuges, in der Wirthsstube „zum Engel" in Rastadt „ein glaubhafter Mann in Gegenwart vieler in dem Zimmer versammelten Gäste" gefragt worden, „ob er den

Husaren sehen wolle welcher Roberjot ermordet habe", worauf ihm ein „an der Ecke eines Tisches" sitzender Husar gezeigt worden der denn auch alsbald „seine That . . . bewegt durch den vorbeigegangenen Leichenzug mit vielen Thränen und unter Händeringen" eingestanden habe; er bereue es „auf das schmerzhafteste", habe aber nur „auf Befehl seines Officiers" gehandelt der „ihn wiederholt dazu angehalten und auf ihn bei seiner bezeugten Abneigung heftig geschimpft, ihm auch auf das fürchterlichste gedroht" habe „ihm auf der Stelle den Kopf zu spalten wofern er noch zaudere, so daß er dann wie außer sich ganz blind auf das unglückliche Schlachtopfer eingehauen habe".

Das erste was sich dem aufmerksamen Leser dieser Nachricht auf die Lippe drängt ist wohl, bei der Genauigkeit mit der sonst der „Herausgeber" alle seine Angaben vorbringt, die Frage: wer doch wohl jener „glaubhafte" Mann gewesen sein und wer dessen Glaubhaftigkeit verbürgt haben soll? Denn kam die Erzählung durch jenen „glaubhaften Mann" selber zu den Ohren des Verfassers der „Zusäze", dann war es eine grobe Unterlassungssünde des letztern, diesen wichtigen Umstand dem Leser gegenüber nicht ausdrücklich hervorzuheben; war dies aber nicht der Fall sondern erfuhr der „Herausgeber" die Erzählung durch Mittels-Personen, dann lag das entscheidende Moment darin ob auch diese insgesammt „glaubhafte" Leute gewesen. Dazu tritt noch folgender Umstand. Der badische Rath Posselt hat, wie wir oben berichtet, nicht gesäumt gleich am 29. April die Postillone welche die französischen Minister gefahren als die einzigen unbefangenen, weil unbetheiligten Zeugen summarisch zu vernehmen. Wenn an demselben Tage in Gegenwart vieler Personen in einer öffentlichen Wirthsstube ein so auffallendes Geständnis abgelegt worden wäre, was in einem Orte wie Rastadt und bei dem allgemeinen Aufsehen womit das Ereignis die ganze Bevölkerung in Spannung erhielt doch unmöglich lang hätte geheim bleiben können, wie und warum hätte Posselt nicht für angezeigt finden sollen einen oder ein paar dieser vielen Zeugen, darunter den „glaubhaften Mann" selber, gleichfalls summarisch einzuvernehmen?

Nun zu dem Inhalt der Aussage unseres geheimnisvollen Gewährsmanns! Schon die an letztern gerichtete Frage: „ob er den Husaren sehen wolle der Roberjot ermordet habe?“ klingt darum etwas absonderlich, weil es ja, wie bei Debry und bei Bonnier, nicht ein Mann gewesen der auf Roberjot eingehauen, sondern mehrere zugleich. Doch dies beiseite gesetzt, so hat von allen am 29. in Rastadt und später in Frankreich einvernommenen Personen keine von der Anwesenheit eines Officiers unter den Angreifenden etwas erwähnt. Die französischen Zeugen sagen nur aus, es habe ihnen geschienen daß einer, derselbe der Debry französisch angerufen, gleichsam die Leitung des Ganzen gehabt; dieser war aber, wie sie ausdrücklich anführen, zu Pferde gewesen, während der Husar im „Engel“ nach der Aussage des „glaubhaften Mannes“ erzählt haben soll wie der Officier, da er ihn schimpfte und ihm drohte, „hinter ihm gestanden“. Aber noch weiter: eben jener Mann zu Pferde war es auch, wie uns von zwei Seiten auf's bestimmteste versichert wird, welcher den ersten Säbelhieb gegen Roberjot geführt, und so will auch die Witwe des Gefallenen einen Husaren[103]) bemerkt haben, „der das Aussehen eines Officiers hatte“ und mit einem Säbelhieb zuerst ihren Mann getroffen, was also wieder das gerade Gegentheil von dem wäre was der Mann im Rastadter Wirthshause reumüthig und „mit vielen Thränen“ bekannt haben soll. Denn nach diesem Bekenntnis wäre der ruchlose Officier hinter dem Husaren gestanden und hätte nicht selbst Hand angelegt, sondern nur jenen angehalten, durch Schimpf und fürchterliche Drohungen moralisch gezwungen, auf Roberjot einzuhauen. Und hier ist es wo die Aussage unseres „glaubhaften Mannes“ geradezu einen Platz in Karl Friedrich Flögel's „Geschichte des Groteskkomischen“ beanspruchen kann. Denn wenn der brutale Szekler-Officier den weichherzigen Husaren angeherrscht haben soll: „er werde ihm auf der Stelle den Kopf spalten wofern er noch zaudere“, dann muß er ja doch selbst einen Säbel zur Hand gehabt haben, und warum hat er dann, wenn er es mit dem Tode Roberjot's so eilig hatte, diesem nicht selbst den Kopf gespalten? Das wäre jedenfalls einfacher sicherer und ohne Frage kürzer gewesen als die wiederholten Pourparlers mit seinem begriffsstützigen Gemeinen! . . .

Nach all dem Gesagten läßt sich die vom „Herausgeber" des authentischen Berichtes aufgetischte Aussage des angeblich „glaubhaften Mannes" über den Vorgang in der Wirthshausstube „zum Engel" nur in die Kategorie völlig werthlosen, unter ähnlichen Umständen allerorts vorkommenden Stadttratsches verweisen, nicht aber ohne das ernstgemeinte Bedauern daran zu knüpfen, daß es nicht einem der vielen Schriftsteller, welche diese abgeschmackte Geschichte zum Ausgangspunkte der schwerwiegendsten Beschuldigungen erwählt haben, in den Sinn gekommen ist die äußere und innere Glaubwürdigkeit derselben auch nur der oberflächlichsten Prüfung zu unterziehen.

Wir werden im Laufe unserer Darstellung Proben solch freventlichen Leichtsinns leider noch öfter begegnen!

16.

Der kaiserliche Oberfeldherr empfing die erste kurze Nachricht von dem Ereignisse im dienstlichen Wege durch den k. k. FML. Baron Kospoth aus Rothweil 30. April; an die Meldung war die Bitte um des Erzherzogs „höchste Befehle" bezüglich des Obersten Barbaczy geknüpft: „wie er sich bei diesen unglücklichen Ereignissen zu benehmen habe". Einen oder zwei Tage später traf der dänische Kammerjunker von Eyben mit dem „gemeinschaftlichen Bericht" der in Karlsruhe versammelten Gesandten, und um dieselbe Zeit der badische Obristkämmerer von Geusau mit einem Schreiben des Markgrafen an den Erzherzog-Generalissimus zu Stockach ein.

Karl Friedrich nämlich hatte am 3. Mai eine General-Verordnung hinausgegeben, laut welcher alle Urtheile und Äußerungen an öffentlichen Orten über den Rastadter Gesandtenmord auf das nachdrücklichste verboten wurden, und bat nun den Erzherzog, er möchte, „damit der gedachte Unfall nicht Anlaß zu Spannungen und Zwistigkeiten zwischen dem Militär und badischen Unterthanen werden möge, wie durch unbesonnene Gespräche und Äußerungen darüber leicht geschehen könnte", militärischerseits eine ähnliche Vorsorge treffen; zugleich hatte

Geusau den Auftrag, sich vom Erzherzog mündlich alle Weisungen zu erbitten die Höchstderselbe in dieser Angelegenheit für zweckdienlich erachten sollte. Vom selben Tage datirte auch ein Schreiben des Markgrafen an des Kaisers Majestät, dem er, unter Beilegung des gemeinschaftlichen Berichtes der Gesandten, den „eine kurze Strecke von der Stadt durch einen Trupp in kaiserl. Militär-Uniformen gekleideter Personen“ verübten Vorfall unter Ausdrücken tiefsten Bedauerns, und als Rechtfertigung „daß unter den eingetretenen Umständen“ von Seiten der badischen „obrigkeitlichen Stellen zu Rastadt hiebei mehr nicht habe geschehen können als wirklich geschehen ist“, zur Kenntnis brachte [104]).

Aus dem Haupt Quartier des Erzherzogs ging gleich am 1. Mai, noch bevor er den gesandtschaftlichen Bericht oder das Schreiben des Markgrafen erhalten, an Baron Kospoth der Befehl ab, „die Sache auf das allerstrengste untersuchen und durch eine Commission unter dem Präsidio des Herrn FML. Grafen Sporck nach den Kriegsgesetzen behandeln“ zu lassen; es seien Oberst Barbaczy „welcher der französischen Gesandtschaft die Escorte versagt haben soll“, Rittmeister Burkhard „von dessen Mannschaft die Mordthaten verübt worden sein sollen, nebst allen Thätern in so weit sie bekannt sind“, allsogleich in Verhaft zu nehmen und „unter hinlänglicher Wache“ nach Villingen abzuführen „wo die Commission allsogleich ihren Anfang zu nehmen haben wird“; aus dem Haupt-Quartiere werde ein Stabs-Auditor dahin abgeschickt werden. Nicht minder richtete Erzherzog Karl ein vom 2. Mai datirtes Schreiben an den en chef Commandirenden der französischen Armee, dem er unter Ausdrücken des tiefsten Bedauerns und Abscheus über diese ruchlose That die von ihm zur Untersuchung derselben getroffenen Verfügungen mittheilte. „Ich beeile mich, General“, hieß es darin, „Ihnen das Versprechen zu machen daß ich, falls meine Vorposten sich bei diesem Vorfalle nur im allermindesten schuldig gemacht haben sollten, eine eben so eclatante Genugthuung leisten werde als bestimmt und wiederholt die Befehle waren welche ich in Bezug auf die persönliche Sicherheit der französischen Minister ertheilt hatte“. Den deutschen Gesandten ließ der Generalissimus in gleichem Sinne antworten, 4. Mai: „er könne denselben nicht genug

ausdrücken wie schmerzhaft ihm ein solcher Vorfall sei, und er ersuche sie sich zum voraus überzeugt zu halten daß die öffentliche Genugthuung gewiß der kriegsrechtlichen Entscheidung in vollem Maße entsprechen werde".

Wer von der Nachricht des Rastadter Vorfalles auf das unangenehmste berührt wurde, war Graf Lehrbach der mittlerweile, mit einem großen Lieferungsgeschäfte für die kaiserliche Armee betraut, in München seinen Sitz aufgeschlagen hatte und am 4. Mai zum „kaiserl., auch kais. königl. bevollmächtigten Minister im Reich und bei der Armee in Deutschland" ernannt wurde. Er hatte die Laune des Kurfürsten zu tragen, der durch das Ereignis die Verhandlungen vereitelt sah die sein Minister Rechberg mit den französischen Gesandten hatte einleiten sollen, und bekam außerdem allen Tratsch zu hören der von zweibrückenischer Seite in eben so eifriger als gehäßiger Weise gegen Österreich in Umlauf gesetzt wurde und dem er, von den Umständen der That noch nicht näher unterrichtet, nichts als sein natürliches Urtheil entgegenzusetzen hatte. „Österreich verdächtigen wollen", sagte er mit gewohnter Heftigkeit dem englischen Gesandten Paget, „übersteige alle Begriffe von Ehre und Redlichkeit; man müsse selbst einen höchsten Grad von scélératesse besitzen um so etwas nur möglich zu denken; die französischen Minister hätten bei der Nacht nicht abreisen sollen; auch wäre bis anhero bei den Wegweisungen der Bürger Alquier Bacher und Trouvé alle Sicherheit, so wie es auch hier Sr. königl. Hoheit genauer Befehl gewesen wäre, angeordnet worden" [105]).

Wie aus diesen Kundgebungen zu ersehen, waren die kaiserlichen Behörden im ersten Augenblicke durchaus nicht der Meinung daß die dunkle That des 28. April ihren Ursprung aus irgend einem von weiter Hand gesponnenen Plane herleiten möchte. Oberst Barbaczy war des treuherzigen Glaubens „einige raubsüchtige Gemeine" seines Regiments allein seien die Schuldigen, bedauerte die Wehen des Krieges und daß die Gesandten nicht bei Tage abgereist seien, wo sich etwas dergleichen gewiß nicht würde ereignet haben. Eben so maß der Erzherzog in seinem Schreiben an Massena einzig „dem in Kriegsläuften unvermeid-

lichen Wirrsal — au désordre inséparable des événemens militaires" den Hauptheil der Schuld bei. Lehrbach glaubte den Rittmeister nicht von aller Schuld freisprechen zu können, der die angesuchte Escorte hätte bewilligen sollen; auch sei es unklug gewesen die gesandtschaftlichen Papiere zurückzuhalten was gewiß Verdacht erregen werde; übrigens werde ja die angeordnete Untersuchung zeigen wer die eigentlichen Schuldigen gewesen.

Indeß begann schon in den nächsten Tagen von den verschiedensten Seiten der Verdacht aufzusteigen daß französische Einflüße mit im Spiele gewesen sein könnten. Viele beschuldigten gleich anfangs die Emigranten der That, ja einige wiesen geradezu auf Danican hin, der aber in einem eigenen in der Münchener französischen Zeitung vom 22. Mai abgedruckten Schreiben diesen schweren Verdacht dadurch von sich abzuwälzen suchte daß er sich auf ein „gerichtlich constatirtes" Alibi von nicht weniger als sechzig Stunden Entfernung berief [106]). Was die öffentliche Meinung auf jene Fährte lenkte, war der gleich aus dem ersten mündlichen Berichte Debry's hervorgehende Umstand daß bei dem Gemetzel an die Minister Fragen in französischer Sprache gerichtet wurden; ja man wollte wissen „daß der tödtlich verwundete französische Gesandte Jean Debry diesen Vorfall französischen Emigranten und seine Rettung einer österreichischen Patrouille zurechne", eine Auffassung die vielleicht auf einer Verwechslung Debry's mit Rosenstiel beruhte, von welch letzterem Briefe aus Straßburg meldeten er habe von dem Vorfalle erzählt „daß die angreifenden Personen sowohl unter einander als mit den Ministern französich sprachen" [107]). Diese Meinung war bald im kaiserlichen Haupt-Quartier allgemein. „Gottlob", hieß es am Schluße eines von dorther an den Kurfürsten von Trier gerichteten Schreibens, „daß diese völkerrechtswidrige Handlung nicht durch unsere Truppen, sondern durch wahre Mörder geschehen!" Der Generalissimus selbst wurde in dem Glauben, „daß Emigrirte sich durch Corruption in das Commando der Szekler eingeschlichen und das Verbrechen begangen hätten", um so mehr bestärkt, als er sich sagen mußte daß keiner seiner Siebenbürger Husaren französisch könne; „wenigstens sei das nicht wahrscheinlich da dies ein Regiment sei was keine Fremde habe".

In Wien brauchte es viel länger ehe diese Auffassung Eingang fand. „Nach allem scheint es", schrieb Thugut am 5. Mai an Colloredo, „daß es unsere Husaren gewesen seien durch welche die französischen Gesandten niedergemacht wurden. Wie dem aber auch immer sein möge", fuhr er fort, „von Wesenheit ist es daß die Untersuchung des Vorfalles mit Öffentlichkeit und in maßgebender Weise (d'une manière authentique) gepflogen werde um uns vor den Augen von ganz Europa durch eine eclatante Bestrafung jener die man schuldig befinden wird zu rechtfertigen". Daß die Untersuchung in der schärfsten und unnachsichtigsten Weise geführt werde war überhaupt das Streben der kaiserlichen Staatsmänner, und so tauchte denn, um nur ja allen Schein von Parteilichkeit fern zu halten, der Vorschlag auf: es möge der französische Oberfeldherr eingeladen werden „einige rechtliche Männer von seinem eigenen Generalstab oder von seinen Auditoren abzuordnen um persönlich der Untersuchung beizuwohnen". Der Reichs-Vice-Kanzler war es vorzüglich der auf diesem Punkte bestand [108]), während Thugut seinem Monarchen davon abrieth, und aus guten Gründen. Er war der Meinung, „daß nebst den mancherlei politischen und militärischen Bedenklichkeiten, welche mit dem Aufenthalte dieser Leute inner unsern Vorposten verbunden wären, der Endzweck dadurch gar nicht erreicht würde, indem gar nicht von den Franzosen zu erwarten ist daß sie redliche und rechtliche Männer die eines unparteiischen Urtheils fähig sind hiezu beordern würden, sondern vielmehr geflissentlich Leute ihrer Art auswählen dürften um in der Sache Verzögerungen und Verwicklungen zu veranlassen, und die aufgelegt wären mit Unverschämtheit und Insolenz alles was man bei der Untersuchung vorkehrt zu tadeln und gegen noch so rechtliche Proceduren Einwendungen zu machen". In diesem Sinne erfolgte denn auch am 15. Mai die kaiserliche Resolution: „Man müsse sich beschränken seiner Zeit das Informations- und Inquisitions-Protocoll dem französischen Commandirenden zuzuschicken"; übrigens sei darauf zu achten „daß durch das Reichs-Generalcommando jedermann in dortiger Gegend öffentlich aufgerufen werde, was ihm von der Sache als Augenzeuge oder sonst verläßig von dem Vorfall bekannt sei, entweder vor der Commission oder vor seiner Obrigkeit eidlich

auszusagen"; auch sollten „die kur-mainzischen preußischen und dänischen Minister, welche zur Zeit dieses Ereignisses noch in Rastadt anwesend waren, eingeladen werden der Untersuchung beizuwohnen oder doch alle ihnen bekannte Umstände schriftlich der Commission mitzutheilen".

Thugut war zu der Zeit da er das obige geschrieben schon nicht mehr seiner ursprünglichen Ansicht, sondern hatte, wie im Haupt-Quartier des Erzherzogs, allerhand Verdacht geschöpft daß die Szekler Husaren wohl die Werkzeuge aber nicht die Hauptschuldigen gewesen sein möchten. „Es seien viele Leute", schrieb er am 24. Mai an Colloredo, „welche vermutheten daß als Husaren verkleidete Räuber, deren es in Schwaben viele gibt, gar wohl die That verübt haben könnten. Diejenigen welche behaupten daß immer französich bei dem Vorfall gesprochen wurde ziehen französische Emigranten in Verdacht. Alle unparteiischen Leute aber können sich hart überreden lassen daß unsere Husaren ohne gereizt zu sein sich so weit sollten vergangen haben" [109]).

Die Untersuchung in Villingen war mittlerweile bereits in Gang gesetzt. Die ersten Folgen derselben scheinen die Übergabe des Couriers Lemaire an die französischen Vorposten, anfangs Mai, und die Rückstellung der von Rastadt nach Gernsbach überbrachten Papiere der französischen Congreß-Gesandtschaft gewesen zu sein. Am 16. Mai erhielt der in Straßburg commandirende General Laroche eine Sendung des General Klein, deren Inhalt in Gegenwart des herbeigerufenen Friedensrichters Léonard Marchand geprüft und protocollarisch aufgenommen wurde [110]). Es fanden sich ein Koffer, ein Kästchen und eine zwei Portefeuilles enthaltende Tasche, und darin größtentheils jene Papiere die sich in den Wagen der angefallenen Minister befunden hatten: Depeschen des Directoriums, der französischen Gesandtschaft in Wien, Correspondenzen zwischen der Rastadter Gesandtschaft und dem Minister des Äußern in Paris, auch Privat-Briefe der Gesandten, ihre Pässe und Vollmachten :c. Die Schriften waren offenbar durchgesehen worden, da darunter auch solche Actenstücke oder Gegenstände waren die sich bei der Abreise in andern Behältnissen befunden hatten, und das Kästchen Spuren gewaltsamer Eröffnung aufwies. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Papieren fehlte ganz, wobei man sich

erinnern muß daß ihrer viele bei der nächtlichen That von den Angreifenden auf die Straße oder in die Murg geworfen oder sonst verschleppt worden waren.

Über den Gang der Untersuchung wurde regelmäßig nach Wien berichtet, und im Publicum war zu hören daß nichts versäumt werde was nur irgend den Umständen nach geeignet schien der Wahrheit auf die Spur zu kommen [111]). Die Commission, deren Leitung noch im Laufe des Mai in die Hände des Generals Stipsics gelegt worden zu sein scheint, wurde in Villingen nicht behelligt da der Krieg seinen Schauplatz in die Schweiz und nach Italien verlegte. Dagegen traten andere Umstände ein die eine vorläufige Unterbrechung herbeiführten.

17.

Die Missethat des 28. April hätte in gewöhnlichen Zeitläuften bei allen die auf Gesittung Anspruch machten einen ungetheilten Schrei der Entrüstung hervorrufen müssen. Allein in der damaligen Lage Deutschlands wo man von Frankreich her nach einander des Schrecklichen, des Verbrecherischen, des Unerhörten so viel erlebt oder vernommen, hatte die Erbitterung ein anderes Ziel, so daß selbst edlere Naturen in dem was an den französischen Gesandten begangen worden weniger ein Verbrechen als einen Act langverdienter Vergeltung erblickten. In einer der vielen um diese Zeit erschienenen Schriften und Aufsätze wurde der Beweis versucht: „daß die Ermordung der französischen Gesandten keine so abscheuliche Handlung sei als die meisten Menschen glauben", indem sie sonst Gott verhindert haben würde. Selbst in Kreisen, denen man irgend welchen Fanatismus nicht zum Vorwurf machen konnte, wurden ganz merkwürdige Urtheile laut. Wir besitzen darüber ein sehr gewichtiges Zeugnis Fichte's aus Jena 22. Mai, der in einem Briefe an Jacobi den „gräßlichen Gesandtenmord" erwähnt, „über den man hier jubelt und über welchen Schiller und Goethe ausrufen: So ist's recht, diese Hunde muß man todtschlagen!" [112]) In den dem alten Regime näher stehenden Kreisen, wo das Entsetzen

über den Königsmord, der Haß und Fluch gegen dessen Thäter alle andern Gefühle überbot, zeigte man sich erstaunt, von dem verdienten Ende so nichtswürdiger Subjecte so viel Aufhebens gemacht zu sehen. „Lasse sich“, sagten sie, „solchen Leuten gegenüber nicht das viel gekannte Wort Barnave's gebrauchen: ‚Ist denn dieses Blut so rein daß man nicht wagt es zu vergießen?!‘ Leute die ihren Herrn und Gebieter auf das Schaffot, das gesalbte Haupt ihres Königs unter das Beil des Henkers gebracht, habe nicht jeder loyale Unterthan seines eigenen Souverains das volle Recht sie wie das Thier im Walde zu erlegen? Und wozu erst Fragen ob es Soldaten oder Emigranten, Briten oder Deutsche gewesen die den Streich geführt, wo der Haß den diese großen Verbrecher einflößen aus ihren Feinden eine ganze Classe, eine eigene Nation gebildet zu haben scheine!“ [113]) So wäre denn auch die ganze Begebenheit, gleich so vielen andern ungleich bedeutenderen und gräßlicheren, von dem Schwall der Ereignisse dem seit dem Ausbruche der französischen Revolution noch immer kein Damm gesetzt war bald in den Hintergrund gedrängt worden, wäre nicht den geheimen Widersachern und den offenen Feinden Österreichs, dessen Uniformen doch jedenfalls dabei im Spiele waren, alles daran gelegen gewesen die öffentliche Meinung nicht zur Ruhe kommen zu lassen, sondern immer wieder von Zeit zu Zeit mit dem räthselhaften Vorgange vor dem Rheinauer Thore Rastadt's zu beschäftigen.

Unter jenen die am ersten und am unermüdlichsten in dieser Richtung gegen Österreich hetzten waren zwei der preußischen Congreß-Minister selbst, denen die ehemals zweibrückenischen, jetzt bayerischen Staatsmänner in dieser Hinsicht wacker zur Seite standen [114]). Dohm schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, allerorts wohin er auf seiner Heimfahrt kam, in unverblümter Weise kundzuthun was er in dem zu Karlsruhe abgefaßten gemeinschaftlichen Bericht in sehr vorsichtiger Weise mehr nur hatte durchblicken lassen. Als er durch Pforzheim reiste, wo er einige Zeit zu verweilen sich vorgenommen hatte, spielte er jetzt den Eilfertigen; „denn nach solchen Vorfällen könne man sich hier nicht aufhalten. So lang wir noch solche Uniformen um uns sehen“, setzte er mit gleisnerischer Unruhe hinzu indem

auf vorübergehende österreichische Soldaten wies, „halten wir uns unseres Lebens nicht sicher". Und einige Postmeilen weiter in Aalen bezeichnete er geradezu seinen ehemaligen Rastadter Genossen den Grafen Lehrbach als den moralischen Urheber der That, dem es darum zu thun gewesen sei „das französische Gesandtschafts-Archiv zu erbeuten um sich über die von den Franzosen in Süd-Deutschland geplante revolutionaire Verschwörung und über die alemannische Republik zu unterrichten". Wo möglich noch ärger trieb es der alte Görtz. Auf dem ganzen Wege von Karlsruhe ließ er es sich angelegen sein den Rastadter Vorfall zu Ungunsten Österreichs auszubeuten indem er, wie der Kurfürst von Trier dem Grafen Lehrbach klagte, der Sache den Schein gab „als wenn zu diesem Ereignis selbst ein stiller eigener Befehl von dem kaiserlichen Hof vorhanden gewesen wäre". In Augsburg, wo er in Gesellschaft des Baron Rechberg durchreiste, gab er durch sein verleumderisches Gerede — „wie dies dessen äußerst bösen Denkungsart und dessen Charakter angemessen" — allen die es mit Österreich nicht geradezu schlimm meinten Ärgernis, und stellte sich dabei so an als ob Lehrbach ihm auszuweichen suche. Als er in München erschien suchte ihn darum Lehrbach geflissentlich in der Gesellschaft auf, wo ihn dann Görtz über den Vorfall von weitem ausholen zu wollen schien; Lehrbach drückte sein lebhaftes Bedauern über das von niemand vorhergesehene Ereignis aus und verwies auf die anbefohlene Untersuchung die wohl am Ende zeigen werde wer der eigentliche Thäter sei [115]).

Einer von denen welche die Äußerung Dohm's in Aalen vernommen hatten war der damalige Pfarrer in Neubronn J. G. Pahl, der das gehörte sogleich zu Papier brachte und an die in Anspach erscheinende „Teutsche Reichs- und Staatszeitung" einsandte, „ein Blatt von liberaler anti-österreichischer Richtung und freimüthigem oft schneidendem Tone" [116]). Andere urtheilten nicht so anerkennungsvoll über dieses Journal und besonders über dessen geistigen Leiter Karl Julius Lange, den sie als „ein miserables Subject" bezeichneten, das damals im Dienste Preußens schrieb, wie es ein paar Jahre später den Franzosen Weihrauch streuen sollte. Diesem Menschen kam der Bericht Pahl's sehr gelegen, mehrere andere Aufsätze von gleicher

Tendenz folgten nach, alle jedoch überbot ein Artikel den das 38. Stück am 10. Mai brachte und worin, wie Thugut unserem Geschäftsträger in Berlin Hudelist schrieb, „nicht nur mit einer Gehäßigkeit Bitterkeit und Ungebundenheit, wie dies mitten im Krieg kaum von einem französischen Blatt zu erwarten war, sondern mit einer Frechheit die alle Vorstellung übersteigt, sogar der k. k. Hof als Veranlasser eines Meuchelmordes angegeben" wurde. Der Artikel, zu einer Zeit geschrieben wo es schon allgemein bekannt war daß die österreichische Regierung die eindringlichste Untersuchung eingeleitet, die strengste Bestrafung der Schuldigen angeordnet hatte und wo noch niemand sagen konnte wie das Ergebnis derselben ausfallen werde, war ein so augenfälliges Wahrzeichen blinden Parteieifers, durch gehässige Ausstreuungen das Ansehen des Reichsoberhauptes und seiner Regierung zu untergraben, daß man österreichischerseits unmöglich darüber hinausgehen konnte. Thugut trug Hudelist auf, sich an das preußische Ministerium zu wenden damit Lange verhalten werde, jene von denen er die eingedruckten Briefe aus Rastadt erhalten haben wolle, so wie die Gesandten auf deren Aussagen er sich ohne sie zu nennen berufe, anzuzeigen und sich zu rechtfertigen was ihn veranlaßt habe „die Sache so zuversichtlich dreist unter diesem Gesichtspunkte der Welt darzustellen". Aus dem Haupt-Quartiere des Erzherzogs aber kam an die königl. Kriegs- und Domainen-Kammer die Aufforderung Lange zu verhaften und dessen Papiere zu versiegeln, was auch geschah; sein Blatt ging in Folge dessen am 31. Mai ein. Auch das preußische Ministerium that dergleichen als ob es Österreich eine Genugthuung zu verschaffen bestrebt sei; mindestens wollte man in eingeweihten Kreisen wissen, Dohm's Verhalten in dieser ganzen Sache sei ihm von seinem Hofe verübelt und mit einer Art Ungnade für einige Zeit vergolten worden [117]).

Insgeheim aber dauerten die Wühlereien fort. Es war die traditionelle Schelsucht des specifischen Preußenthums gegen Österreich und alles was damit zusammenhing, der es keine Ruhe ließ einen so willkommenen Anlaß, dem größern Nachbarstaate eins anzuhängen, unbenützt zu lassen. Dieser eingefleischte instinctive Haß hat den Gedanken ausgeheckt und hat ihn, von der Lüge und Übertreibung

emsigen Geträtsches unterstützt, fortgesponnen und großgezogen. Vom 12. Mai 1799 datirt der Bericht eines preußischen diplomatischen Agenten an den Staats-Minister Hardenberg, worin jener ausführlich alle Möglichkeiten erwägt: welche der europäischen Mächte man bezüglich der That in Verdacht ziehen könne, und bei dem Ergebnisse anlangt: Österreich allein sei es auf das man gegründeten Argwohn zu werfen vermöge. „Österreich allein hatte geheime und gemeine Schleichwege zu verhüllen; es allein konnte ein Interesse haben die französischen Unterhändler schweigen zu machen, sich ihrer Papiere zu bemächtigen und dadurch jede Spur schmählicher Verhandlungen verschwinden zu lassen, wie es denn auch österreichische Husaren gewesen welche die französischen Minister, und nur diese, niedergemacht haben, indem sie es blos auf deren Papiere abgesehen hatten. Fern sei es den Kaiser Franz, den rechtschaffensten Gebieter eines von sehr ehrenhaften Stämmen bevölkerten Reiches, oder den loyalen Erzherzog Karl beschuldigen zu wollen; aber hat jener je alle Falten des Gewissens eines Ministers wie Thugut zu ergründen, hat dieser die schmutzigen Schleichwege eines Revolutions-Agenten wie Poterat zu entdecken vermocht?" rc.[118]). Auch in englische Blätter gingen derlei Verdächtigungen Österreichs über, so daß von Wien aus der Befehl an die kaiserliche Gesandtschaft in London erfolgte, genau nachzuforschen aus welcher Quelle jene Schmäh-Artikel stammten. In Berlin selbst, besonders in Hofkreisen, nahm man zwar „den edlen Erzherzog Karl" mit frommer Miene in Schutz der gewiß „keinen Antheil" an der Unthat habe, aber nur damit man um so ungebundener auf einen gewissen „österreichischen Minister" hindeuten könne „der die Mörder besoldet habe, in der Absicht der Depeschen der französischen Gesandtschaft habhaft zu werden und auf solche Art hinter die Geheimnisse aller Cabinete zu kommen"[119]).

So blieben denn, trotz der ostensiblen Verhaftung Lange's — der übrigens aus seinem Gewahrsam bald zu entspringen und sich auf dänisches Gebiet zu flüchten wußte, bis ihn ein paar Jahre später Preußen wieder zu Gnaden aufnahm — und trotz der scheinbaren Zurücksetzung Dohm's, die Sachen von dieser Seite beim alten, und Thugut hatte immer wieder zu klagen „daß die preußischen und

pfälzischen Minister im Reich die geschäftigsten sind die Sache auf die für uns gehäßigste Art zu erzählen", und daß „besonders der Graf Görtz" einen seltenen Eifer bekunde allen Verdacht auf Österreich zu wälzen. Daß es namentlich mit der Dohm'schen Ungnade nicht besonders ernst gemeint sein konnte, zeigte dessen Verhalten in der ganzen Angelegenheit, das nach wie vor dasselbe blieb.

Es erschienen um diese Zeit verschiedene Flugblätter und Brochuren zum größten Theile gegen die verleumderischen Anklagen gerichtet denen das kaiserliche Militär und dessen Leitung boshafterweise ausgesetzt war. Eine derselben: „Nähere Nachricht über das traurige endliche Schicksal der französischen Gesandten" 2c., im Monate Mai in Regensburg ausgegeben, hatte den Nachweis zum Zwecke, die Angreifenden seien wirkliche Räuber und Mörder gewesen, vielleicht von Emigranten oder von der eigenen französischen Dienerschaft der Gesandten angestiftet. Eine andere, „Kurze Bemerkungen" überschrieben und gegen den gemeinschaftlichen Bericht der Gesandten verfaßt, wurde in der ersten Hälfte Juni „auf hohes Verlangen" in der Augsburger Zeitung eingerückt — ohne Zweifel durch Lehrbach's Vermittlung — und ging von da in einige andere Zeitungsblätter über. Beginnend mit einer Fülle von Gründen für die in den Augen aller rechtlich Gesinnten keines Beweises bedürftige Unschuld des Hauses Österreich, suchte der ungenannte Verfasser die Meinung zu unterstützen daß die Thäter insgesammt keine szeklerischen Husaren gewesen, und zu diesem Zwecke die Widersprüche aufzudecken die sich, wie er meinte, in dem gemeinschaftlichen Berichte der Gesandten zahlreich fänden: „Das Verhör der Kutscher spreche nur von 6 angeblichen Husaren, die Aussage Debry's von deren 60; aber auch die Vorbringungen der Kutscher könnten nicht als vollgiltiger Beweis gelten da es ja, wie sie selbst angäben, stockfinstere Nacht gewesen sei als die That begangen worden; erst nachderhand habe Major Harrant eine größere Menge Husaren, mit mehreren Fackeln versehen, an Ort und Stelle angetroffen; wenn ein Husar sich im Gasthofe zum Engel als Thäter bekannt, warum habe man ihn nicht verhaften lassen?" 2c. Es waren, wie schon aus dieser Probe zu ersehen, in dem Aufsatze ganz begründete Einwürfe mit theils überflüßigen theils zu viel beweisenden Ausführungen vermengt, was

allerdings einem gewandten Gegner willkommene Seiten zum Angriff bot, und ein solcher blieb nicht aus.

Der blose Versuch, das kaiserliche Militär von dem Verdachte der Thäterschaft am Gesandtenmorde zu reinigen, war für die Widersacher Österreichs ein hinreichender Anlaß auf der gegentheiligen Behauptung mit erhöhtem Nachdruck zu bestehen. Dies that zuerst wieder Dohm, in einem Aufsatze der die sehr harmlose, ja Österreich scheinbar wohlwollende Überschrift führte: „Ist Vertheidigung des Hauses Österreich in Betreff des Gesandtenmordes nöthig?", dessen Spitze aber dahin ging „daß treulose oder übelberathene Diener des Hauses Österreich durch Misbrauch der ihnen anvertrauten Gewalt, des ihnen von ihrem Allerhöchsten Obern zufließenden Ansehens", ihre Hand im Spiele gehabt haben möchten, mit welcher Wendung auf niemand andern als den Grafen Lehrbach hingedeutet sein wollte. Wenn übrigens der Verfasser der „kurzen Bemerkungen" in dem was er für seine Sache vorbrachte mehr als einmal über sein Ziel hinausschoß, so gab ihm der preußische Geheimrath in diesem Stücke seinerseits nichts nach[120]), und während für jenen dabei immer die Entschuldigung blieb daß er in bester Meinung einen nach seiner Überzeugung ungerecht Angegriffenen vertheidigen wollte, leuchtete aus den Widerlegungen Dohm's das unschöne Bestreben hervor, nur ja um alles in der Welt die Organe der österreichischen Regierung in den Augen des Publicums nicht unverdächtigt dastehen zu lassen.

Dohm bekannte sich nicht offen zu seinem Aufsatze. Er ließ ihn ohne Nennung seines Namens in Häberlin's Staats-Archiv (1799 IV. Bd. 14. Heft) abdrucken, und gab dadurch dem Herausgeber Gelegenheit in einer „Nachschrift" seine eigenen Bemerkungen anzufügen. Häberlin stimmte mit Dohm darin überein daß es „eben so unschicklich als beleidigend" sei „wenn verschiedene anonyme Schriftsteller, die aber wohl ihre ganz guten Gründe dazu haben mochten, zu beweisen suchten daß der Gesandtenmord nicht auf Befehl des Kaisers, des Erzherzogs oder des Ministeriums (als solchen) geschehen sei". Auch er meinte die Thäter könnten nur österreichische Husaren gewesen sein, fügte aber, im Hinblick auf die immer wieder sich vordrängenden Spuren französischer Einflüße, den bedeutungsvollen Nachsatz hinzu: „vielleicht in

Begleitung einiger Emigranten" (S. 270), da jedenfalls die That „nicht blos von raubsüchtigen Gemeinen und nicht aus bloser Raubsucht" begangen worden sei. Dann ließ er diesen Gedanken wieder fallen und einigte sich mit Dohm in der Ansicht, es möchte auf die Habhaftwerdung gewisser Schriften abgesehen gewesen sein, die „der österreichische Staat" ein Interesse hatte in seine Gewalt zu bekommen. Zum Schluße kam er aber doch mindestens theilweise auf seine Emigranten-Hypothese zurück. Sowohl der Kaiser als der Generalissimus, meinte er, neigten zum Frieden hin; „dies paßte nicht in den Plan einer aus Personen von verschiedenen Nationen bestehenden Partei welche nicht eher Frieden geschlossen wissen will bevor nicht die alte Verfassung in Frankreich wieder hergestellt ist. Welch ein schicklicheres Mittel hätte von dieser Partei, um Österreich in der Coalition bis zum Ende zu erhalten, gewählt werden können als die Ermordung der französischen Gesandten, zumal wenn noch der Wunsch sich der geheimen Papiere zu bemächtigen und sich dadurch ein Verdienst zu erwerben, ingleichen Rachsucht sich mit in's Spiel mischten. Zu vermuthen war es daß, wenn die französischen Gesandten durch österreichische Husaren ermordet wurden, die Erbitterung in Frankreich den höchsten Grad erreichen und selbst den Haß gegen England und Rußland übersteigen würde, ja daß dadurch alle unmittelbare Friedens-Negotiationen mit Österreich, folglich ein neuer Separat-Frieden dieses Hauses unmöglich gemacht wurde" (S. 274 f.).

18.

Wenn bei den deutschen Widersachern Österreichs, indem sie auf dieses den Verdacht warfen das Ereignis des 28. April herbeigeführt zu haben, mehr nur Misgunst und Schelsucht so wie das Bestreben im Spiele war das Ansehen dieser Macht bei den Reichsständen und in der Bevölkerung herabzusetzen, so hatte man jenseits des Rheins viel dringendere Beweggründe den hartnäckigen Gegner in den schwärzesten Farben erscheinen zu lassen. Schon die gegen Öster-

reich und Toscana gerichtete Kundmachung des Directoriums vom 12. März hatte im französischen Publicum wenig Anklang gefunden; nie war ein Krieg weniger volksthümlich als dieser, wo alle Welt Frieden gewünscht und erwartet hatte. Als nun vollends die ersten Unfälle in Deutschland, die Schlachten bei Ostrach, bei Liptingen und Stockach, der Rückzug Jourdan's über den Rhein bekannt wurden, da sank die Achtung des Directoriums immer tiefer, griffen Unwille und Hohn stets mehr um sich. Und wie aus Baden und Schwaben, so liefen auch aus Ober-Italien nur ungünstige Nachrichten ein. Nach den Siegen des kaiserlichen Feldzeugmeisters Kray, die den Rücktritt Scherer's vom Oberbefehl herbeigeführt hatten, war der Russe Suvarov auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen und hatte am 26. und 27. April bei Cassano den Übergang über die Adda erstürmt so daß Moreau hinter den Ticino, dann noch weiter hinter Alessandria zurückweichen mußte. Blos in der Schweiz hielt Massena, nachdem Hotze und Bellegarde am 1. Mai einen vergeblichen Angriff gegen den Lucien-Steig gemacht hatten, den kaiserlichen Waffen noch Stand. Daß bei solchen Miserfolgen der von Anfang matte Kriegseifer noch mehr erlahmte war begreiflich; nur ein außerordentliches Ereignis das zündend durch alle Reihen der Bevölkerung fuhr konnte ihn von neuem anfachen und beleben, und ein solches Ereignis war, so schien es dem Directorium und seinem Anhang, der Rastadter Gesandtenmord.

Gleich von Straßburg aus, am 2. Mai, sandte der gerettete Jean Debry an den Minister Talleyrand einen Bericht, der schon wesentlich von den Mittheilungen abwich die er mündlich am 29. in Rastadt den deutschen Gesandten gemacht hatte. Debry sprach seine Überzeugung aus daß die ganze That in allen ihren Einzelnheiten in voraus befohlen und geplant gewesen, und beschuldigte geradezu Österreich als Urheber derselben, „dieses Österreich dessen Minister Lehrbach bei seinem Abgang von Rastadt ohne die geringste Schwierigkeit alle Pässe erlangte um die er bei der französischen Gesandtschaft anhielt, und das jetzt nach aller Wahrscheinlichkeit den Befehl zur Ermordung der drei Minister, zur Wegnahme ihrer Papiere gegeben und den Raub als Belohnung versprochen hat!" .. Nachdem Debry in Paris eingetroffen war, setzte er eine noch ausführlichere Erzählung des Vor-

falles vor dem Rheinauer Thore auf, deren Wortlaut der „Moniteur“, der „Redacteur“ und andere Pariser Blätter brachten [121]). Hier war vom Titel angefangen alles Tendenz. Von der Verwünschung aller Monarchen überhaupt, „ces hommes qui veulent représenter Dieu sur la terre et qui seraient bien plutôt les images vivantes du génie du mal“, von der Verfluchung des Wiener Hofes, des „höllischen Österreich“ insbesondere — „l'éternelle infamie de l'exécrable caverne d'egorgeur appelée Maison d'Autriche“ —, ging er nun schon zu ganz unverhohlenen Anklagen der kaiserlichen Congreß-Minister über. Auf Lehrbach deutete er offen hin: „Wenn er in der That seine Hände mit dieser scheußlichen Meuterei besudelt hat, mögen seine Gewissensbisse von nun an ihr Richteramt beginnen!“ Für den vornehmen Metternich, den unmittelbar zu beschuldigen doch zu ungereimt gewesen wäre, mußte dessen Kammerdiener George herhalten: „Es ist eine Thatsache die fest zu stehen scheint und die hier ihren Platz finden soll, d. i. daß der genannte George der in Rastadt zurückgeblieben war sich unter die Szekler gemischt hatte, und daß er es war der sie Bonnier erkennen ließ“. „Für meine Lebenszeit“, so schloß Debry seine Erzählung, „werde ich dies Zeugnis der österreichischen Verruchtheit bewahren, ich werde es meinen Kindern als Vermächtnis hinterlassen, sie werden darin ihre Pflicht eingegraben finden in dieser einzigen Zeile:

„Segnet die Vorsehung und fluchet Österreich!“ ...

Man muß, um sich von der Absichtlichkeit Debry's zu überzeugen, seine Erzählung mit den Aussagen der andern zu Paris am 1. u. 6. Mai vernommenen Zeugen — der Damen Debry, der Secretäre Rosenstiel [122]) und Belin, Laublin's ꝛc. — zusammenhalten. Der letztere z. B. will den Kammerdiener Metternich's sogar während des Angriffes der Husaren gesehen — „qui n'avait pas quitté les hussards pendant leur expédition“ — und ihn dann andern Tages, wo sich die Szekler in der Stadt offen ihrer That gerühmt hätten (?!), beobachtet haben wie er in verschiedene Häuser eintrat um dort gegen Gold das Silber einzutauschen das er geraubt. Bezeichnend ist auch daß, während Debry am 29. in Rastadt einfach erzählte er sei angerufen worden: „Est-ce

que tu es Jean Debry", er und alle in Paris vernommenen Zeugen zwar nicht läugnen es sei bei dem Anfalle französich gesprochen worden, aber wie auf Commando beisetzen, es sei ein „schlechtes Französisch" gewesen. Noch andere höchst auffallende Absichtlichkeiten oder Verstöße in den erwähnten Pariser Aussagen wollen wir in die Anmerkung verweisen [123]).

Wenn es in solcher Art Debry offenbar darauf ankam allen Verdacht auf Österreich zu schieben und den Haß gegen dessen Regierung zu schüren, so wurde ihm in dieser Hinsicht auch von militärischer Seite in die Hände gearbeitet. General Massena ließ die Note des Erzherzogs unbeantwortet, er sandte sie einfach dem Directorium ein, das seinerseits in keiner seiner zahlreichen Kundmachungen für gut fand von jenem Schreiben Erwähnung zu thun und insbesondere, was Billigkeit und Anstand verlangten, den Umstand zu berühren daß der Erzherzog, wie er in seiner Zuschrift mittheilte, Anordnungen zur strengsten Untersuchung des Ereignisses und schärfsten Bestrafung der Schuldigbefundenen getroffen habe. Das hätte ja in den Augen der Franzosen, auf deren Aufreizung man es abgesehen hatte, nur mildernd wirken können! Auch Massena sprach in seinem Tagbefehl aus Basel 7. Floréal von jenem Umstande nichts, sondern nur von dem Unwillen und Abscheu den eine so ruchlose That erregen müße. „Dieses Gefühl", rief er seinen Truppen zu, „wird jeder Franke mit mir theilen, und unsere Armeen werden sonder Zweifel eine ausgezeichnete Rache dafür nehmen!" Wahrscheinlich diese Worte Massena's waren es, an die sich später die Sage knüpfte daß von da an während des ganzen Krieges kein Szekler-Husar von den Franzosen Pardon bekommen habe, eine Sage die dann mit noch ganz besondern Zusätzen und Ausschmückungen aufgemutzt wurde [124]).

Es wurde oben bemerkt daß die Pariser Aussagen von Debry und Genossen in gewissen Punkten „wie auf Commando" gethan zu sein schienen. Von welcher Seite jenes Commando ausgegangen sein mußte, ist leicht zu errathen. Dem Directorium war es nicht um eine gewissenhafte Prüfung der abgegebenen Zeugnisse zu thun; je greller die Leute aussagten desto besser. Dem Directorium lag auch gar nichts daran daß eine unparteiische Untersuchung des Falles eingeleitet und

unparteiisch geführt werde; es würde sonst, falls es der österreichischen Militär-Commission mistraute, die Beiordnung eines französischen Agenten haben verlangen müssen. Das Directorium brauchte das Ereignis wie es stand und war: ununtersucht unerforscht unbestraft; für die Strafe, oder vielmehr für die Aufreizung zur Rache, wollte es selber sorgen.

Gleich den ersten Bericht Debry's aus Straßburg hatte die französische Executive mit Botschaft vom 5. Mai an die beiden gesetzgebenden Räthe gesandt; sie legte darin ganz offen den Tod Bonnier's und Roberjot's der österreichischen Regierung zur Last und schlug einen Aufruf an alle gebildeten Nationen wegen dieser flagranten Verletzung des Völkerrechtes vor. „Das Executiv-Directorium", hieß es in der Botschaft, „legt Ihnen den Bericht eines neuen Verbrechens des Wiener Hofes vor . . . Bürger Vertreter, die Manen eurer Bevollmächtigten, die Entrüstung der Armeen, die drohende Stimme der französischen Nation, der einhellige Ruf der Völker, eurer Verbündeten, selbst eurer Feinde, alles verlangt, alles fordert gebieterisch Rache!" Die Mahnung fand erwünschten Widerhall bei denen an die sie gerichtet war. Im Rathe der Alten ergriffen Dubois-Dubay, Moreau (de l'Yonne), Garat das Wort. „Man müsse Österreich zerstören; es könne nicht mehr neben der französischen Republik bestehen; mit dieser That habe es alle Unterhandlungen, allen Frieden unmöglich gemacht". Garat rief: „Durch eine Schandthat vor der die Menschheit zurückschaudert sollte uns diese unerbittliche Verschwörung gegen unsere Existenz, gegen die Rechte der Menschheit kundgethan werden. Ich klage Sie nicht an das Verbrechen geplant und beschloßen zu haben, Sie dem Ihre Höflinge den Titel eines Prinzen geben; aber . . . aber . . . aber" . . . Er brach bei dieser nicht zu misdeutenden Hinweisung auf den Erzherzog Karl ab. In ähnlichem Geiste sprachen im Rathe der Fünfhundert Sherlock, Duplantier, Bailleul; mit dem Rufe: „Rache, Rache gegen das schändliche Haus Österreich!" wurde die Sitzung geschlossen. Am 7. Mai erschien der Aufruf des Directoriums an die Franzosen, am Tage darauf dessen Manifest an alle Völker und Regierungen. „Diese erlauchten Opfer deren Eigenschaft geheiligt war, Österreich hat sie nur geschlachtet als die Abbilder und Stellvertreter einer Nation die es am liebsten in

ihrer Gesammtheit würde vernichtet haben, gleich jenem andern Kaiser der in seiner blöden Wuth dem ganzen römischen Volke nur einen Kopf wünschte um ihn mit einem Schlage abhauen zu können". In dem Manifeste zählte es alle Schandthaten auf, deren sich von Karl V. Zeiten bis herab zu den Olmüzer Kasematten und zu den „in Rom an Franzosen begangenen Mordthaten" (?) Österreich schuldig gemacht habe, und schloß mit den Worten: „Ist es möglich daß nach solchen Vorgängen irgend ein Volk, irgend eine Regierung die nicht jedes Gefühl für Bildung und Ehre abgeschworen haben, einen Augenblick zaudern könnte sich auszusprechen zu Gunsten der Loyalität gegen die Ehrlosigkeit, der Mäßigung gegen die entlarvte Ehrsucht, des misbrauchten Vertrauens gegen ein grausam überlegtes Verbrechen!" . .

Doch alle Anstrengungen schienen vergeblich zu sein. Weder der „Narré" Debry's noch die Aussagen seiner Schicksalsgenossen die gleich jenem durch die Zeitungen veröffentlicht wurden, weder die Rede Garat's noch der Auftritt im Saale der Fünfhundert, weder das Mahnwort des Directoriums an die Franzosen noch dessen Manifest an die Völker Europas, wollten bei jenen für die sie in Scene gesetzt waren recht verfangen. Im Gegentheil, es trat ein Umschwung der öffentlichen Meinung ein welcher der augenblicklichen Regierung Frankreichs durchaus nicht zu statten kam.

Zwar in den ersten Tagen nach eingelangter Kunde, wie das auch nicht anders sein konnte, war im französischen Publicum der Ingrimm allgemein und unter fürchterlichen Racheschwüren schien in der That mit dem gereizten Patriotismus die Kampfeslust von neuem aufzuleben. „Wenn man in dieser Zeit den Feind hätte packen können", so versichert ein unmittelbarer Zeuge, „der Zusammenstoß wäre furchtbar ausgefallen". Und dies war nicht blos in der Hauptstadt und im Lande, es war allerorts der Fall wo es damals Franzosen gab. Als in Mainz die Nachricht von der Schreckensthat eintraf, die der Commandant im Schauspielhause sogleich verkündigte, schrie alles: „Vengeance, vengeance, mort aux Allemands!" Alles französische Militär auf dem linken Rheinufer war empört über den Mord, und es gab manche blutige Köpfe [125]). Doch bald erkaltete die Stimmung

und überraschend schnell schlug sie in ihr Widerspiel um. Je eifriger das Directorium sich bestrebt zeigte das Ereignis in den schwärzesten Farben zu schildern und Einzelnheiten davon zu enthüllen, desto mistrauischer wurde man. Allerhand Gerüchte die an der Wahrheit all dieser Nachrichten zweifeln ließen gingen durch die Menge, bei der sogar der Verdacht Eingang fand die Regierung, deren Zwecken das Ereignis so überaus gelegen kam, möchte wohl ihre eigene Hand dabei im Spiele gehabt haben. Als vollends gerade in den Tagen des Mai eine ungünstige Botschaft nach der andern von verschiedenen Kriegsschauplätzen einlief, kannten die verächtlichen Reden gegen die Regierung und deren unheilvolles Walten kein Maß. „Wenn es schon Szekler Husaren gewesen sein sollten welche die zwei Gesandten niedergemacht", sagte man sich, „warum seien keine bei der Hand diesem erbärmlichen Vollziehungs-Directorium, diesen auf ihren curulischen Stühlen sich blähenden Gesetzgebern den Garaus zu machen. Aber sei es denn auch so gewiß daß es wirklich österreichische Husaren gewesen? Könne nicht etwa das Directorium selbst, dem jede Unthat zuzumuthen sei, eine Zahl seiner eigenen Leute in kaiserliche Uniformen gesteckt haben? Wie kämen doch auch Szekler aus dem fernen Siebenbürger Lande dazu französisch zu sprechen, was doch, wie aus den eigenen Aussagen Debry's und der Andern hervorgehe, thatsächlich stattgefunden!" [126])

Was Reden solcher Art, so sehr deren Inhalt alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hatte, bedeutenden Vorschub gab, ja sie vielleicht zuerst aufkommen ließ, war das auffallende Benehmen der Madame Roberjot. Diese wollte Jean Debry nicht hören und nicht sehen, den sie beschuldigte als Werkzeug des gegen ihren Mann und Bonnier angelegten Mordes gedient zu haben. Sie sprach so laut und ohne allen Rückhalt von dem Hasse der Directoren gegen die beiden Hingeopferten daß ihre Freunde ernstlich für sie besorgt wurden. Die Anhänger der Regierung verbreiteten die Meinung, sie habe den Verstand verloren; allein niemand glaubte es ihnen [127]). Madame Roberjot war übrigens nicht die einzige die so dachte. Unter den Officieren der Armee Massena's, der doch so sehr ihren Zorn und ihren Rachedurst aufzureizen gesucht hatte, herrschte über das Ereignis eine mehr geringschätzende als erbitterte Meinung; nur ihre eigene Regierung, sprachen

sie laut, sei einer solchen Niederträchtigkeit fähig[128]). Derselben Ansicht war der Prinz von Hessen, damals in Paris als „Charles Hesse" an dem „Journal des hommes libres" betheiligt, allerdings ein geschworner Feind des Directoriums, der in seinem Blatte erklärte, er werde, sobald es nur die Zustände der Presse zuließen, den klaren Beweis liefern, niemand als die Directoren seien es gewesen die ihre eigenen Minister ermorden lassen.

So konnte sich denn allmälig eine ganze Legende herausbilden auf welche Art und Weise es zu der Rastadter Blutthat gekommen sei: „Von lang her seien Barras und Reubell Widersacher von Merlin und Treilhard, zu welcher letzteren Partei Roberjot gehört habe, während Bonnier an Barras und dessen Creatur Buonaparte gehangen. So habe denn auch Roberjot auf dem Congresse ernstlich den Frieden angestrebt, Bonnier dagegen immer von neuem das Feuer geschürt. Zuletzt seien sie beide dem Barras und Reubell unbequem geworden, die zugleich, um für ihre Kriegsunternehmungen Lust und Eifer im Lande wachzurufen, eines starken Reizmittels bedurften. Als ein solches habe sich ihnen der Gesandtenmord dargestellt, der ihnen drei Vortheile brachte: er befreite sie von Bonnier damit dieser, nach Frankreich zurückgekehrt und dort in die Enge getrieben, nicht etwa von ihren vertraulichen Weisungen wegen Vereitlung des Friedens Misbrauch mache; er spielte ihnen den geheimen Briefwechsel Roberjot's mit Merlin und Treilhard in die Hände; er ließ sich endlich ganz leicht als ein Verbrechen Österreichs darstellen gegen das man dann Himmel und Hölle in Aufruhr setzen konnte. Das Werkzeug der beiden Directoren sei Lemaire gewesen — ein wegen Gaunereien aus der Legion von Conflans weggejagter Officier —, mit Godin dem Secretär Bernadotte's in lebhaftem Verkehr und mit reichen Geldmitteln versehen, um einestheils die Dienerschaft der Rastadter Gesandten zu bestechen andrerseits österreichische Soldaten zu kaufen. Um die That ausführen zu können habe man dann die Minister in Rastadt ausharren geheißen, obgleich der Krieg bereits entbrannt, der Congreß so gut wie aufgelöst gewesen; habe man ihnen verwehrt sich Pässe vom kaiserl. Oberfeldherrn zu verschaffen, indem ihnen die dreifarbige Cocarde Schutz genug sein müsse" u. s. w.

Solches war der Gedankengang oder, wenn man will, waren die Enthüllungen einer: „Auteurs de l'affreux assassinat des ministres de la République française à Rastadt" überschriebenen und mit dem Motto: „is fecit cui prodest" versehenen kleinen Schrift, der rasch nacheinander sowohl diesseits als jenseits des Rheins mehrere ähnliche nachfolgten und die im Juli darauf auch in's deutsche übersetzt wurde. Unter den französisch geschriebenen machte eine vom „23 floréal an VII" (12. Mai 1799) datirte: „Lettre d'un habitant de Paris à son ami à Berlin" manches von sich reden. Von deutschen erwähnen wir die „Betrachtungen über die Darstellung und die Wirkung des Rastadter Vorfalls in Paris", und die „Bemerkungen über das Schicksal der französischen Gesandten zu Rastadt", beide aus dem Monat Mai, letztere auch in's Französische übersetzt oder vielmehr umgearbeitet. Die „Betrachtungen" finden es auffallend daß die Nachricht von dem Vorfall erst am 2. nach Paris gelangt sein soll — „mithin der so gepriesene Telegraph langsamer als selbst die Post oder ein gewöhnlicher Courier gegangen sein müßte" —, und noch auffallender das Stillschweigen des Directoriums bis zum 5. und der beiden Räthe bis zum 6. Mai. Die „Bemerkungen" stellten zwei Fundamental-Sätze auf:

> „Niemand begehet eine Frevelthat wenn er nicht hieraus mit sicherem Erfolge für sich auf irgend eine Art einen Vortheil zu ziehen hofft" — und:
>
> „Niemand wird durch Ausübung einer Frevelthat Aufsehen erregen, wenn er ohne Aufsehen zum Ziel gelangen kann" —

und führt nun den Beweis daß beide diese Sätze nur auf die derzeitige Regierung Frankreichs Anwendung leiden. Österreich zu beschuldigen sei „eine Verleumdung die den Staupbesen verdient". Jean Debry mit seinen Wunden, die aber „Gottlob nicht tödtlich" sind, und dessen gerührte Rastadter Freunde werden gehänselt, und nicht undeutlich zu verstehen gegeben daß jener eigentlich mit dem Directorium unter einer Decke gespielt. „Die Herren Entrepreneurs des republicanischen Possenspiels" aber hätten jetzt wieder eine erwünschte Gelegenheit gehabt „Theatercoups anzubringen, von denen sie besonders bei der Armee und den Conscribirten sich große Wirkungen versprachen" [129]).

Nun, an solchen „Theatercoups" fehlte es wahrhaftig nicht. Sowohl das Directorium und die Minister als die beiden gesetzgebenden Räthe schienen den Mai und den halben Juni nichts wichtigeres zu thun zu haben als ein über das ganze Reich verbreitetes großartiges National-Trauerfest in Scene zu setzen.

Auf die Stühle die Bonnier und Roberjot in den Versammlungen eingenommen wurden Nachbildungen ihrer Kleider gelegt, und der Rath der Fünfhundert, in welchen Roberjot eben erst gewählt worden war, beschloß überdies daß bis zum Erscheinen seines Nachmannes sein Sitz mit einem schwarzen Flor überhangen sein solle; der Präsident hatte beim Namensaufruf jedesmal zu sagen: „Ermordet auf dem Congresse zu Rastadt!" worauf die Secretäre aufsprangen und riefen: „Sein Blut komme über das Haus Österreich!" Am 20. Mai erschien Jean Debry zum erstenmal wieder im Rathe der Fünfhundert. Blassen Antlitzes, hinkenden Ganges, den Arm in der Binde, bestieg er die Tribune um eine Ansprache zu halten in der Gebete und Thränen mit Flüchen und Verwünschungen wechselten, und die darauf berechnet war tiefen Eindruck auf die Zuhörer zu machen. Ob sie in der That diese Wirkung erzielte, wollen wir uns von einem jungen Deutschen schildern lassen der jener Sitzung als Zuhörer beiwohnte. Debry erzählte, wie unser Gewährsmann schreibt, „belustigend genug die Abenteuer der schwarzen Nacht des 9. Floréal wo die That vollbracht war. Anfangs hörte man den Widersprüchen seines Berichtes, der mich an die Erzählung von Fallstaff's nächtlichen Heldenthaten erinnerte, aufmerksam zu; als er aber auf sich selbst und seine Abenteuer kam ward die Sache zu scherzhaft. ‚Von 24 Wunden durchbohrt kroch ich in einen Graben voll Gestrüpp und meinte mein elendes Leben an meinen Wunden verlieren zu müssen, als zwei Bauern mich fanden und mich halbtodt nach Rastadt brachten.' Als er diese Worte mit dem größten Ernst sagte, da lachten die meisten seiner Collegen und sahen sich bedeutend an als wollten sie sagen: Zeige denn eine Spur der gefährlichen Wunden die du vor vier Wochen erhalten hast!" [130]) Doch überwogen zuletzt erkünstelte Theilnahme und Anerkennung, und der vom Tode Errettete wurde mit 345 Stimmen zum Präsidenten erwählt.



Allein viel umfassender war was außerhalb der Säle des gesetzgebenden Frankreichs geschah. In den Hauptorten aller Cantone der Republik, so wurde beschlossen, bei allen Armeen sollten Trauerandachten für die Gemordeten gehalten, vor allen Gerichtshöfen und Behörden, vor allen Schulen, die privaten nicht ausgenommen, Inschriften:

> Le neuf floréal au VII à 9 heures du soir le gouvernement autrichien a fait assassiner par ses troupes les ministres français envoyés au congrès pour y negocier la paix —

angebracht, jeder Land- und See-Armee eine dreifarbige Ori-Flamme gegeben werden mit dem Anruf:

> Vengeance aux mânes des citoyens Bonnier et Roberjot, plénipotentiaires de la République à Rastadt! . . .

Das ganze Land sollte sich, so meinte das Directorium, in Trauerkleider hüllen; überall Cypressen, schwarze Flore, Trauersäulen Urnen und Thränenkrüge; Aufzüge und Trauerfahnen; Denkmünzen mit aufreizenden Darstellungen und Devisen; überall das Losungswort: Blut und Rache, Vertilgung des Hauses Österreich!

Das großartigste von allen sollte die Todtenfeier am 20. Prairial (8. Juni) sein, für welche der Minister des Innern François de Neufchâteau ein eigenes Programm an alle Ämter und Behörden hinausgab [131]). In Paris fand sie auf dem Marsfelde statt. Man hatte für dieses „Theaterspiel", wie sich der junge Arndt ausdrückt, „alles schon seit einigen Wochen vorbereitet und suchte den Mord zur Angelegenheit des Hasses und der Rache des Volkes zu machen die man selbst am meisten fürchtete". Schon am frühen Morgen verkündeten Kanonenschüße, von Viertelstunde zu Viertelstunde einer, den Beginn des großen Todtenfestes. Man hatte denselben Tag gewählt da Sieyès, das neue Mitglied des Directoriums dessen Wahl für populär galt, aus Berlin eintreffen sollte. Das Marsfeld, dessen kahle Fläche man durch mit vielen Kosten eingesenkte hohe Bäume belebt hatte, sollte das „Elysium" vorstellen; von Ulmen Pappeln und Akazien umgrünt erhob sich da ein „Altar des Vaterlandes"; in einer Gruppe von Eichen war die Statue der Freiheit zu erblicken, gleichfalls einen Altar zu ihren Füßen. Mitten im Plan stand eine Pyra-

mide bedeckt mit Inschriften die auf das Rastadter Ereignis Bezug hatten und Flüche und Racheschwüre gegen Österreich aussprachen; vor derselben zwei Urnen aus Porphyr über die sich Cypressen und Trauerweiden beugten, gleichsam die Aschenkrüge der beiden Gefallenen. Jünglinge in antiken Priesterkleidern unterhielten die Flammen auf den Altären; aus kleinen hier und da angebrachten Schalen stieg Weihrauchduft in die Lüfte. Dazwischen wogte eine Menge, meist den niedersten Volksclassen angehörig, nicht ernst und voll hoher Empfindungen wie es das Directorium sich wünschte, sondern neugierig, zu boshaften Bemerkungen und Späßen aufgelegt, zu denen in solch bewegten Gruppen, zumal bei dem leichtblütigen Franzosen, bald ein Anlaß gefunden ist. „Man wollte den neuen Director sehen von dem man Wunderdinge hoffte und erzählte; man wollte auch den Mann sehen der 24 Wunden erhalten hatte und sobald wieder mit heiler Haut erscheinen konnte; man wollte die Weiber und Kinder derer sehen die durch einen bösen Tod plötzlich die edelsten und ersten Bürger des Vaterlandes geworden waren" .... Gegen 2 Uhr bewegte sich der Zug auf das Marsfeld hinaus. Voran die weibliche Familie der Gesandten — d. h. so stand es im Programme, und in der That sah man eine Anzahl Frauen, ältere und jüngere, in tiefe Trauerkleider gehüllt sich einherbewegen; die Witwe Roberjot befand sich aber nicht darunter, alles Zureden hatte sie nicht bewegen können eine Rolle bei diesem in ihren Augen verbrecherischen Mummenschanz zu übernehmen [132]. Der Gruppe der Frauen wurden zwei schwarze Fahnen vorgetragen, dazwischen ein Standbild der Gerechtigkeit, in der einen Hand ein gezücktes Schwert, in der andern die zerfetzten Kleider Jean Debry's in denen er so arg zugerichtet worden; darauf das Directorium, nach Arndt's Ausdruck: „in seiner lächerlichen Harlekins-Tracht und die lächerlichen Minister in rothen Hosen und Strümpfen." Vor der Pyramide angelangt begann Chénier eine Rede, „ein ganz erbärmliches Ding das einer solchen Versammlung durch den Schwulst und Pomp der die Empfindung ersetzen sollte, durch die barbarischen Flüche und Schimpfe, durch Verwünschungen der Österreicher und Russen ganz unwürdig war". Mehrere andere Redner begannen auf ein ihnen gegebenes Zeichen gleichzeitig mit Chénier

auf andern Punkten Ansprachen, die alle mit einem die Menge heraus-fordernden „Vive la république“ endeten. Verschiedene Alfanzereien und Ceremonien vor der Statue der Freiheit, vor dem Altar des Vaterlandes, vor der Pyramide, zuletzt ein Donner der Kanonen, nach welchem sich die dichtgedrängten Haufen allmälig verliefen. „Die verschiedenen ‚Vive la république‘ wurden ohne Theilnahme nur von wenigen aus der Menge wiederholt“, bemerkt unser Gewährs-mann; „desto eifriger und lustiger aber machte man Glossen über alles, erzählte sich ärgerliche Anekdoten von den Gesandten; ja man-cher meinte es sei ihnen recht geschehen, und eben so sollte es der Regierung gehen weil sie dem Volke nicht habe den Frieden geben wollen als es in ihrer Macht stand“ [133]).

Nach dem Beispiele der Hauptstadt versuchten auch andere Städte die Todtenfeier für Bonnier und Roberjot mit aufreizendem Schau-gepränge zu begehen. In Montpellier, der Vaterstadt Bonnier's, wurde die Festlichkeit am selben Tage wie in Paris begangen; der Professor Dumas hielt dem Gefallenen eine pomphafte Trauerrede. In Coblenz fand das Trauerfest erst am 9. Juni 10 Uhr abends statt. Vom Rathhause bewegte sich nach dem „Dekaden-Tempel“ der Zug dessen Mittelpunkt drei Jungfrauen bildeten, eine das Vaterland vorstellend mit einem schwarzen Flor bedeckt, die zweite eine mit Sätzen aus dem Völkerrecht beschriebene zertrümmerte Tafel, die dritte einen entblätter-ten Oelzweig tragend. Im Dekaden-Tempel, der ehemaligen Schloß-Capelle, wurden vor dem Altare der Freiheit zwei Urnen nieder-gestellt, die eine für Bonnier die andere für Roberjot, und als der Bürger Godon seine Festrede mit einem Fluche gegen Österreich das er im Namen des französischen Volkes den Furien empfahl, mit einem Aufruf zur Rache und zum Kriege auf's Messer schloß, da schlugen aus den beiden Aschenkrügen Flammen empor, und alles war Hoch-gefühl Begeisterung Zornesgluth ... Ähnliches geschah an andern Orten im Gebiete der Republik; mindestens gaben die verschiedenen Regierungs-Commissäre und Präfecten der Departements in hochtra-benden Aufrufen an die Bevölkerung dem Pariser Directorium, ihrem Haupt und Vorbilde, nichts nach [134]).

Zu erwähnen haben wir noch daß die Widerspänstigkeit der Witwe Roberjot im Publicum noch lang Stoff zu allerhand Redereien gab und man ihr unter anderem die Abfassung einer das Directorium in der heftigsten Weise angreifenden und anklagenden Brochure zuschrieb, was sie, ohne Zweifel auf Antrieb der Regierung, im „Moniteur" vom 6. Thermidor öffentlich ablehnte.

19.

Es war zwar nicht Österreich allein auf das von französischer Seite wegen des Gesandtenmordes Verdacht geworfen wurde. „Empfange den Titel eines Mörderfürsten", rief Quinette, im Sommer 1799 Minister des Innern, aus, „trage ihn im Triumph oder entschließe dich den zu nennen der über deine Soldaten und ihre meuchelmörderischen Hände gebietet, nenne ihn, diesen Pitt!" Wie man sieht war damit der Monarch von England gemeint gegen das man gleichfalls den Argwohn lenkte daß es seine Hände mit dem Blute Bonnier's und Roberjot's besudelt habe, entweder allein, oder mit einem andern Bundesgenossen — der Königin Karolina im fernen Sicilien. Denn obgleich die vom Festlande vertriebene Fürstin gerade zu jener Zeit mit ihren eigenen Angelegenheiten und mit dem was sie in unmittelbarer Nähe beschäftigte vollauf zu thun hatte, soll sie doch Mittel und Wege gefunden haben durch ihre Agenten in Wien im Verein mit Parteigängern Englands den Rastadter Ministern den Tod zu bereiten [135]) ... So waren es von allen damaligen Gegnern Frankreichs eigentlich nur der Zar und der Sultan die man mit Anklagen und Verleumdungen unbehelligt ließ; aber immer wenn sich der Zweifel nach dieser oder jener Seite hin verirrte, kam man zuletzt doch wieder auf den Hauptfeind zurück der der Republik am meisten zu schaffen machte, den deutschen Kaiser.

Viele der österreichischen Staatsmänner hatten von vornherein gefürchtet daß das unglückselige Ereignis von Rastadt den Feinden ihres Vaterlandes willkommenen Anlaß bieten werde vor ganz Europa

darüber Lärm zu schlagen. „Wenn diese Mörder ihres Königs", schrieb Cobenzl aus St. Petersburg an Thugut, „auf dem Schaffot geendet hätten würde ihnen ihr Recht geschehen sein; so aber setzen wir uns Vorwürfen aus, aus denen das Directorium, um die Nation aufzureizen, wird gegen uns Nutzen zu ziehen wissen". Und Thugut wieder klagte dem Grafen über eine Katastrophe „welche die Franzosen wo nicht zum Theil veranlaßt haben, doch leicht hätten vermeiden können, und die sie nun lediglich dazu benützen Aufsehen und Gehäßigkeit gegen uns zu erregen, den erschlafften Enthusiasmus der Nation wieder zu erwecken und dadurch die Willkür und Macht ihrer Gewalthaber zu erweitern" [136]).

Solchen Kundgebungen von französischer Seite gegenüber hätte man meinen sollen daß sich die deutsche Publicistik wie ein Mann um die Sache ihres Reichsoberhauptes schaaren und die Verdächtigung seiner Regierung mit um so größerem Nachdruck zurückweisen werde als ja die Untersuchung über den Vorfall im vollen Zuge war. Allein wir haben gesehen wie leider das Gegentheil davon stattfand und die großentheils von preußischen und zweibrückenischen Einflüßen beherrschte periodische Literatur Deutschlands alle Anstrengungen machte, den Verdacht in der von ihnen einmal eingeschlagenen Richtung fortwährend wach zu erhalten. Eine einzige Stimme war es damals die sich in entschiedener Weise gegen dies unwürdige Treiben aussprach, und deren Mahnung um so bedeutsamer war als sie von einem schon zu jener Zeit vielbeachteten Schriftsteller ausging, der überdies nach seiner Abkunft und damaligen Stellung gerade jenem Lager angehörte welchem die hartnäckigsten Verdächtigungen Österreichs entstammten. Friedrich Gentz, damals Kriegsrath im Berliner General-Directorium, veröffentlichte in seinem „historischen Journal" im Juni 1799 einen Aufsatz „Über die Ermordung der französischen Congreß-Gesandten", worin er mit unverhohlenem Abscheu gegen das Treiben der französischen Regierung und National-Versammlung eifert die, „wie weiland Barère auf dem Guillotine-Platze, auf den Leichnamen der Rastadter Gesandten Münzen schlagen", und an einen ähnlichen Vorfall aus dem Jahre 1541 erinnert wo aus Anlaß der meuchlerischen Ermordung der beiden französischen Gesandten Rincon und Fregoso, auf dem

Po nicht weit von Pavia, von vielen Stimmen der Gouverneur von Mailand Marquis del Guasto beschuldigt wurde die That, um sich ihrer Papiere zu bemächtigen, angestiftet zu haben. „Übrigens erließ damals Franz I. auch Manifeste an alle europäischen Regierungen; aber so wenig er als seine Schriftsteller erlaubten es sich Karl V. für den Anstifter des Mordes auszugeben. Sie führten nur bittere Klage daß keine Genugthuung erfolgte, und Guasto behauptete überdies seine Unschuld bis auf den letzten Augenblick". Doch wessen man sich von französischer Seite zu versehen habe, in welchem Sinne man dort diesen traurigen Vorfall für seine Zwecke ausbeuten werde, das habe man voraussehen können; „daß aber eine so schmähliche und so gewagte Lästerung durch Deutsche begünstigt, durch Deutsche verbreitet werden konnte, das ist es eigentlich was man mit tiefem Schmerze bedauern und mit ernster Anstrengung rügen muß". Wenn schon die That eine schlimme und verabscheuungswürdige gewesen, „so kann es doch weder rechtmäßig noch edel sein böses auf böses zu häufen, einem ungeheuren Verbrechen mit strafbarem Leichtsinn Entstehungs-Gründe anzudichten die noch weit abscheulicher als das Verbrechen sind". Darüber seien für's erste alle Parteien mit einander einig daß der Gesandtenmord, wessen Werk und Schuld er auch sei, für das Interesse der österreichischen Regierung sehr nachtheilige Wirkungen haben mußte. „Die Anstifter der That mußten diesen Umstand in ihre Berechnung aufgenommen haben; um ihm das Gegengewicht zu halten mußten Vortheile von der ersten Größe, einleuchtende überwiegende entscheidende Vortheile, aus dem Morde hervorgehen. Jede Präsumtion die nicht von diesem Gesichtspunkte auslauft, empört eben so sehr durch ihre Ungereimtheit als durch ihre Ungerechtigkeit". Solche überwiegende Vortheile aber ließen sich nicht nachweisen, insbesondere die Vermuthung daß sich die präsumtiven Thäter der Papiere der Gesandten bemächtigen wollten, zerfalle bei näherer Analyse in nichts; „die That wäre demnach, wenn höhere Anstiftung sie bewirkt hätte, ein Verbrechen ohne irgend eine Aussicht auf Gewinn, und zum augenscheinlichen reinen Nachtheil des Anstifters gewesen?" . . . [137]).

Am 27. Mai erstattete Minister Thugut an seinen Monarchen einen Vortrag worin er, im Hinblick auf die „gräulichen Lästerungen gegen den Allerhöchsten Hof“ die „in französischen öffentlichen Blättern ausgestreut und in verschiedenen deutschen verbreitet worden“ seien, und auf den Umstand daß „bei der zügellosesten Animosität der Franzosen und Schmähsucht der übelgesinnten Reichsstände zu besorgen“ sei „daß, auf was immer für eine Art bei der Untersuchung der Sache man sich benehmen wird, neue Verleumdungen Einwendungen und Kritiken zu erwarten sein dürften“, den Vorschlag machte, Se. Majestät wolle die deutsche Reichsversammlung auffordern sich „freimüthig“ auszusprechen was dieselbe für zweckdienlich erachte „um der Sache vollkommen auf den Grund zu sehen und anbei sowohl Euer Majestät als das gesammte Reich gegen Vorwürfe der Connivenz oder Unregelmäßigkeit in der Procedur sicher zu stellen“.

In Gemäßheit dieses Vorschlags richtete der Kaiser schon am folgenden Tage ein Handschreiben an den Reichs-Vice-Kanzler Fürsten Colloredo. „Wegen des sehr bedauerlichen Vorfalls mit den französischen Bevollmächtigten bei Rastatt“, hub dasselbe an, „ist Ihnen Meine Gesinnung bekannt daß der Hergang der Sache mit der strengsten Unparteilichkeit untersucht werden soll, um sohin die Schuldigen ohne Rücksicht zur exemplarischen Strafe ziehen zu lassen. Da nun aber aus der infamen Art, wie in den öffentlichen Blättern der Franzosen und leider auch ihrer deutschen Anhänger mit den gröbsten verleumderischen Erdichtungen derzeit schon die Sache vorgestellt wird, sich erwarten läßt daß, wie immer die Untersuchung geführt und wie immer sich hiebei Meinerseits benommen wird, die Bosheit der Franzosen aus der Form derselben neuen Stoff zu verleumderischen Anschuldigungen entnehmen dürfte“, so sei der Reichsversammlung von dem Vorfall „ganz kurz und mit Umgehung der auf Untersuchung noch beruhenden Umstände“ Nachricht zu geben und selbe aufzufordern „dies wichtige Ereignis zum Gegenstand der Berathung zu nehmen und in einem Gutachten Mir baldmöglichst und freimüthig an die Hand zu geben, was bei der Untersuchung in jeder Rücksicht beobachtet sein wolle um ... die unparteiische Welt zu überzeugen daß wegen dieser auf dem Reichsboden verübten Missethat ... so verfahren

worden sei, wie es die Größe des Verbrechens und die strenge Gerechtigkeit erfordern".

Das im Sinne dieses kaiserlichen Auftrags an die „allgemeine Reichsversammlung" gerichtete Schreiben des Reichs-Vice-Kanzlers erging am 6. Juni. Es begann mit der „leidigen Nachricht" daß am 28. April abends „durch einen Trupp in kaiserliche Militär-Uniformen gekleideter Personen" die französischen Gesandten Bonnier und Roberjot ermordet worden seien, und wie Se. Majestät nicht vermöchten „Ihr höchst empörtes moralisches Gefühl und die Stärke des Eindruckes von Abscheu durch Worte auszudrücken ... Nicht durch lieblosen Argwohn und kühne Muthmaßungen", hieß es dann weiter, „nicht durch verleumderische Anschuldigungen und parteisüchtige Verbreitung verwegener Erfindungen oder durch leidenschaftliche Ausbrüche eines verkehrten Herzens und zügellose Erzeugnisse einer verirrten Einbildungskraft in- und ausländischer Herausgeber öffentlicher Blätter, nicht durch feindselige auf Machtvergrößerung Gelderpressungen oder andere geheime Absichten calculirte Darstellungen, weder durch tobende Convents-Reden noch durch rachsüchtige Proclamationen an die französische Nation und alle Staaten, nur durch eine gewissenhaft unbefangene und nach den gesetzlichen Vorschriften mit aller rechtlichen Strenge geführte Untersuchung kann die Gräuelthat nach allen ihren Umständen ausgemittelt, die Urheber und Theilnehmer an diesem Verbrechen mit Wahrheit ausfindig gemacht und dann die Zurechnung des Verbrechens sowohl in Hinsicht seiner subjectiven als objectiven Größe gehörig bestimmt werden ... Es wollen aber Se. Kaiserl. Majestät daß der Hergang dieses leidigen Vorfalls, den Allerhöchst Sie in verschiedener Hinsicht selbst als eine deutsche National-Angelegenheit betrachten, ... nach aller rechtlichen Ordnung mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit untersucht und die vollkommenste Genugthuung geleistet werde ... Diese Absicht am sichersten zu erreichen ergeht daher der reiflichst erwogene Antrag an die allgemeine Reichsversammlung, sowohl einige Deputirte aus ihrem Mittel zu ernennen um der eröffneten Untersuchung beizuwohnen, als auch in dem hierüber bald möglichst zu erstattenden Gutachten mit patriotischer und edler Offenheit alles an Handen zu geben, was in jeder Rücksicht die Wichtigkeit

eines so unerhörten und verabscheuungswürdigen Vorfalls nach ihrer Weisheit und Klugheit erheischen dürfte" [138]).

Mit gutem Grund, um jeden Anlaß einer Voreingenommenheit zu benehmen, war dem Fürsten Colloredo aufgetragen worden, von dem bisherigen Gange und den vorläufigen Ergebnissen der Untersuchung der Reichsversammlung nichts mitzutheilen. Daß man übrigens diesem Gang und diesen Ergebnissen zufolge den eigentlichen Urhebern auf die Spur zu kommen und diese nicht in den Reihen des kaiserlichen Militärs suchen zu müssen glaubte — die Untersuchungs-Acten wurden, wie schon früher erwähnt, partienweise nach Wien gesandt oder im Auszuge dahin mitgetheilt —, ersehen wir aus einem vom 7. Juni datirten Memoire des Reichs-Vice-Kanzlers an den Kaiser, worin besonders betont wird daß die „strafende Gerechtigkeit auch gegen die durch ihren Ausspruch für schuldig Erklärten ihre Gränzen habe"; daß es darauf ankomme „den Grad der Zurechnung des Verbrechers sowohl in Hinsicht der subjectiven als der objectiven Größe gehörig zu bestimmen"; daß „man die Gräuelthat den Kaiserlichen nicht imputiren dürfe wenn sie auch von einem Trupp in kaiserliche Uniform gekleideter Personen begangen sei"; daß die Emigranten, in deren „wenigstens scheinbarem" Interesse die That gelegen sei, sie auch begangen haben könnten &c.

Die Österreich übelwollten, jede seiner Handlungen mit Misgunst und Mistrauen beurtheilten, fanden nun auch an der Kundgebung vom 6. Juni allerhand auszusetzen. „Wie so komme es daß bis zu diesem Hof-Decrete ein so großes Verbrechen bei der Reichsversammlung gar nicht öffentlich erwähnt worden? Warum sei der Markgraf von Baden als Landesherr von allem Anfang übergangen worden? Selbst in dem Falle wenn das Reichs-Oberhaupt nach den eigenthümlichen Bestimmungen des Falles geglaubt hätte daß die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit in demselben unter die kaiserlichen Reservat-Rechte gehöre, habe dieselbe anders als mittelst eines kaiserlichen Auftrages an den Landesherrn, zu Anordnung einer Untersuchungs-Commission und Niedersetzung eines peinlichen Gerichtes, in Vollzug gesetzt werden können?" [139]) Gentz dagegen pries im Juli-

Heft seines Journals laut den Schritt der österreichischen Regierung. „Ein guter Genius habe dem kaiserlichen Hofe den glücklichen Gedanken eingegeben diese verhaßte Sache dem Reichstage zu übergeben. Hätte die Untersuchung die österreichische Regierung unter ihrer alleinigen Autorität führen lassen, nie würden ihre zahllosen Feinde sie von dem Banne der fürchterlichsten Anklage losgesprochen haben; sie würden froh genug gewesen sein ihr vorzuwerfen daß sie Richter in ihrer eigenen Sache gewesen sei. Hätte man die Husaren unschuldig gefunden: ‚Natürlich, wer wird seine Mitschuldigen im Stiche lassen!‘ Hätte man unter ihnen Theilnehmer am Morde entdeckt und die härtesten Strafen über sie verhängt: ‚Wer das erste Verbrechen begangen hat, kann auch noch ein zweites begehen und seine eigenen Werkzeuge aufopfern!‘“

Doch entsprach das Ergebnis nicht den gehegten Erwartungen. Nach langwierigen Formalien Einleitungen und Instructionen, welche die einzelnen Gesandten von ihren Höfen und Körperschaften einzuholen hatten, war man Mitte Juli so weit daß mehrere Stände, besonders die geistlichen, ihre Bevollmächtigten anwiesen „voll Vertrauen auf den reichsoberhauptlichen Justiz-Eifer“ die ganze Untersuchung allein dem Kaiser zu überlassen. Als nun der kaiserliche Commissarius mit Hinweisung auf diese ihm bekannt gewordene Stimmung mehrerer Stände erklärte daß Se. Majestät unter diesen Verhältnissen auf dem Verlangen einer abzuordnenden Reichs-Deputation nicht weiter bestehen wolle, waren bei der Berathschlagung am 29. nur drei Stimmen, darunter die britische für Bremen, für eine zu wählende Deputation, und wurde am 9. August das Reichsgutachten dahin abgegeben: es „könne der unparteiischen Welt keine mehr eindringende Überzeugung, daß Kaiser und Reich von einerlei Empfindungen zur Handhabung und Beschleunigung der strengsten Gerechtigkeit durchdrungen seien, gegeben werden als wenn man der Weisheit Sr. kaiserl. Majestät die Fortsetzung und Beendigung der Untersuchung vertrauensvoll überlasse“ [140]).

Kaiserliches Ratifications-Decret erfolgte über dieses Gutachten keines, noch wurde sonst dem Reichstag oder dem Publicum bekannt gegeben ob, in welcher Weise und wie die eingeleitete Untersuchung

fortgesetzt werde. Erst Mitte October erfuhr man aus öffentlichen Blättern daß dieselbe geschlossen und die Acten von der Commission nach Wien gesandt worden seien; was für weitere Folgen sich an dieses Ergebnis knüpften wußte niemand zu sagen [141]). Der württembergische Regierungsrath Reuß, in dessen deutscher „Reichs-Kanzlei" IV. S. 268—285 man den übersichtlichen Verlauf der Verhandlung vom 6. Juni bis zum 9. August verzeichnet findet, schloß seinen Bericht mit den Worten: „Es liege diese Berathschlagung in dieser Sammlung aufbewahrt — möge nun das Dunkel des Verbrechens und die sonderbare Wendung welche diese Angelegenheit nahm jemals aufgeklärt werden, oder unter den vielen Phänomenen unserer Zeit ewig liegen und schlafen".

20.

Männer vom Schlage der gelehrten Sammler Reuß und Häberlin waren vielleicht jetzt noch die einzigen in Deutschand, die nach dem Endchen des Fadens suchten an welchem sie den Weg aus dem Labyrinthe von Muthmaßungen über den Rastadter Gesandtenmord, von Vorwürfen und Anklagen wegen desselben herausfinden könnten. Sonst im Publicum dies- und jenseits des Rheins so wie in den Cabineten aller europäischen Regierungen war die Aufmerksamkeit seit langem durch die außerordentlichen Begebenheiten in Anspruch genommen die sich auf dem Kriegsschauplatze ereigneten.

In der Schweiz hatte der tapfere Hotze, selbst ein geborner Schweizer, am 14. Mai den Luciensteig erstritten und das ganze östliche Gebiet des Landes vom Feinde gesäubert, so daß er einerseits dem Erzherzog Karl in Deutschland andrerseits Suvarov in Italien die Hand bieten konnte. Am 22. darauf hatte dann der kaiserliche Generalissimus bei Schaffhausen den Rhein überschritten, Massena bis Zürich zurückgedrängt, am 3. u. 4. Juni in einem mörderischen Kampfe den Besitz dieser Stadt errungen in die er am 6. als Sieger seinen Einzug gehalten.

Eben so erfolglos waren die äußersten Kraftanstrengungen der Franzosen in Ober-Italien gewesen wo Suvarov am 27. Mai Turin genommen und vom 17. bis 19. Juni in einer dreitägigen Schlacht an, oder vielmehr in der Trebbia, deren eine italienische Meile breites Bett fast wasserleer war, den aus Neapel herbeieilenden Macdonald fast bis zur Vernichtung geschlagen hatte; nachdem am 22. Juli darauf Alessandria gefallen war und am 28. General Kray das starke Mantua zur Capitulation gezwungen hatte, befand sich bis auf wenige feste Punkte ganz Ober-Italien in den Händen der Verbündeten. Auch die Ankunft eines neuen Feldherrn hatte den Franzosen nichts geholfen. Am 15. August war Joubert, von unserem Kray bei Novi angegriffen, gleich zu Anfang des Gefechtes gefallen, dessen Stelle Moreau, der als Freiwilliger dem Heere gefolgt war, einnahm ohne doch, als zuletzt auch die Russen auf dem Kampfplatze erschienen, die Fortschritte der Verbündeten aufhalten zu können; die unmittelbare Frucht des Sieges war der Fall von Tortona gewesen, 23. August. Der Abzug Macdonald's aus Süd-Italien hatte auch dort zu Ungunsten der Franzosen entschieden. Fabrizio Ruffo mit seinen wilden Calabresen erschien vor Neapel wo mit Beihilfe der Lazzaroni eine Gegen-Revolution ausbrach die nach zehntägigem blutigen Gemetzel, 13. bis 23. Juni, mit der Austreibung der übermüthigen Gallier endete; zu Anfang Juli erschienen, von Nelson geleitet, der König und die Königin wieder in den Gewässern ihrer Hauptstadt. Die parthenopäische Republik war gestürzt, und ein paar Wochen später geschah dasselbe mit der römischen: am 30. September ging die Siebenhügelstadt durch Capitulation über.

In Deutschland hatten die Franzosen gegen Ende August von Mannheim aus gegen Philippsburg, von Mainz aus gegen Frankfurt und Aschaffenburg einige Vortheile errungen, als Erzherzog Karl seine Truppen allmälig aus der Schweiz herauszog, am 12. September Philippsburg entsetzte, am 18. Mannheim mit Sturm eroberte, während der Landsturm, von dem uns aus Rastadt bekannten Minister Albini geleitet, den Spessart und Odenwald von französischen Freibeutern säuberte.

Nur in Holland und jetzt, nach dem Abzuge des Erzherzogs Karl dessen Heer russische Streitkräfte unter Korsakov ersetzten, auch

in der Schweiz geriethen die Verbündeten in Bedrängnis. Dort hatten die vereinigten Engländer und Russen einen Einfall gemacht um den Erbstatthalter Wilhelm von Oranien zurückzuführen; am 30. August hatte der holländische Admiral Story seine in dem Blie und bei Nieuwe Diep stationirte Flotte den Briten übergeben. Das war aber auch der einzige Vortheil den sie errangen. Zu Land erlitt Sir Abercromby eine Niederlage nach der andern, und fiel am 14. September der russische General Hermann mit etwa 10000 der Seinen, von den Franzosen unter Brune verfolgt und umzingelt, bei Bergen in feindliche Gefangenschaft, so daß zuletzt der Herzog von York froh sein mußte capituliren und den Rest seines Heeres nach England zurückführen zu können, 18. October. In der Schweiz vollendete Suvarov seinen berühmten Übergang über den St. Gotthart zur selben Zeit, 24. u. 25. September, wo Massena mit neu gestärkter Kraft unsern General Hotze bei Schänis und Utznach angriff, dessen Truppen, nachdem ihr Führer auf dem Kampfplatze den Heldentod gefunden, nach St. Gallen zurückwarf, 25., und am Tage darauf Zürich gegen Korsakov erstürmte, der die Trümmer seines Heeres über den Rhein zurückführte, worauf sich auch Suvarov ostwärts gegen Graubündten wandte, wie ein verfolgter Löwe jeden niederwerfend der ihn in seinem Gange aufhalten wollte. Diese Unfälle wurden aber bald durch die Vortheile aufgewogen, welche die Waffen der Verbündeten auf den verschiedensten Punkten von Italien errangen. Am 4. und 5. November wurden die Franzosen unter Championnet bei Savigliano und Fossano geschlagen, am 16. von den unter dem k. k. General Fröhlich vereinigten Österreichern und Russen Ancona gegen Monnier erstürmt, am 3. December die Festung Coni von den Österreichern genommen, die nun bis auf Genua und Nizza ganz Ober-Italien in ihrer Gewalt hatten.

So war denn gegen Ende des Jahres 1799 für die Verbündeten Hoffnung vorhanden auch in der Schweiz, wo Massena siegreich das Feld behauptete, wieder die Oberhand zu gewinnen, als drei Ereignisse eintraten die einen vollständigen Umschwung der Dinge in ihrem Gefolge hatten.

Das erste war die Rückkunft des Generals Buonaparte aus Ägypten der, nachdem er den Oberbefehl daselbst in den Händen Kleber's gelassen, am 9. October in der Bucht von Fréjus gelandet und am 15. in Paris angekommen war, wo das Misvergnügen mit der Directorial-Wirthschaft den höchsten Grad erreicht hatte. Am 18. Brumaire (9. November) ließ er durch seine Grenadiere den Saal des Rathes der Fünfhundert räumen, und am 13. December bekam der Mann, von welchem Abbé Sieyès sagte: „Il sait tout, il peut tout, il fait tout“, als „erster Consul“ die Leitung der Geschicke Frankreichs in seine starken Hände.

Das zweite Ereignis war der Bruch zwischen Österreich und Rußland. Es hatte dies Bündnis von allem Anfang den Keim des Zerfalles in sich getragen. Überall wo die Generale und Truppen der beiden Monarchen miteinander operiren sollten, hatte es nur Misverständnisse Eifersüchteleien, gegenseitige Beschuldigungen und Neckereien gegeben; mancher Vortheil war durch diesen Zwiespalt verloren gegangen, viele empfindliche Verluste, wie der Zürichs und der östlichen Schweiz, waren dadurch erlitten worden. Eines schob die Schuld auf das andere, die österreichischen Heerführer klagten beim Kaiser Franz, die russischen beim Kaiser Paul, so daß man zuletzt auf die Auskunft verfiel, Suvarov sollte für sich in der Schweiz, die Österreicher für sich in Deutschland und Italien den Krieg führen. Allein der launische Zar war schon der ganzen Sache überdrüßig geworden, und der Vorfall von Ancona, bei dessen Einnahme sein General zuerst die russische Fahne auf die Wälle gepflanzt, General Fröhlich aber dieselbe, da Monnier erklärte er wolle mit den „russischen Barbaren“ nichts zu thun haben, herabnehmen und durch die österreichische hatte ersetzen lassen, machte das Maß seines Unmuths voll. Umsonst versuchte Österreich alle Vorstellungen, versprach den General Fröhlich zur Verantwortung und Genugthuung zu ziehen, erbot sich dem Feldmarschall Suvarov den Oberbefehl über alle seine Truppen einzuräumen; es half alles nichts, die Russen bekamen Befehl zum Heimmarsch und Österreich hatte jetzt wieder nur einen einzigen Verbündeten auf dem Festlande: das deutsche Reich das eine Heeresmacht von

300000 Mann bewilligte und davon wirklich — 3000 auf die Beine brachte.

Das dritte Ereignis endlich war die Abberufung des vom Heere geliebten und verehrten Erzherzogs Karl vom Commando, 17. März 1800, an dessen Stelle in Deutschland FZM. Kray trat, während in Italien FZM. Melas den Oberbefehl übernahm.

Kray hatte im Jahre 1799 in Ober-Italien tapfer und erfolgreich gestritten, auf den deutschen Kampfplatz schien er nur gekommen zu sein um eine Niederlage nach der andern zu erfahren. Am 25. April 1800 überschritt Moreau den Rhein, am 3. Mai warf er die Unsern bei Engen, am 5. bei Mößkirch, am 9. bei Biberach, am 10. bei Memmingen. Nachdem sich Kray etwas wieder gesammelt versuchte er am 5. Juni ein zweitesmal bei Biberach sein Glück, wurde zurückgedrängt, bei Höchstädt in dreitägiger Schlacht, 17. bis 19., neuerdings geschlagen, am 27. bei Neuburg an der Donau geworfen. Der größte Theil von Bayern mit der Hauptstadt München, Graubündten, die vorarlbergischen Pässe waren jetzt in den Händen Moreau's, der den Seinigen in Italien die Hand reichen konnte.

Dort hatte Melas den Feldzug des Jahres 1800 siegreich begonnen, am 6. April die Linien Massena's durchbrochen, war bis Savona vorgedrungen und hatte nach dem Treffen bei Voltri, 18. April, die Franzosen gezwungen sich in Genua einzuschließen. Schon bereitete er, im Einverständnis mit dem britischen Admiral Keith, einen Einfall in die südlichen Provinzen Frankreichs vor, als ihn die überraschende Kunde traf, General Buonaparte ziehe über den großen St. Bernhard, 15. bis 21. Mai, gegen Italien heran. Schon am 2. Juni war der erste Consul in Mailand wo die cisalpinische Republik wieder hergestellt wurde; am 14. bei Marengo stellte er in einer entscheidenden Schlacht alles wieder her was sein Vaterland durch ein Jahr fortlaufender Niederlagen eingebüßt hatte. Melas ging über den Mincio zurück, ganz Piemont, Ligurien, die Lombardei und Mantua waren für Österreich verloren.

Wenn im Schwalle dieser sich aneinander drängenden Wechselfälle des Krieges die Ergebnisse der Villinger Untersuchung nicht ver-

öffentlicht wurden, so läßt sich ein sehr nahe liegender Erklärungsgrund darin finden, daß man vor den viel wichtigeren Dingen mit denen man vollauf beschäftigt war keine Zeit dazu hatte.

Ein besonderer Anlaß zu dieser, jedenfalls etwas verspäteten Eröffnung war auch nicht vorhanden, da sowohl diesseits als jenseits des Rheines die allgemeine Aufmerksamkeit in ganz andern Richtungen in Anspruch genommen war. „Nicht so bedeutend als man hätte vermuthen sollen", sagt Erzherzog Karl in seiner Geschichte des Feldzuges von 1799, „zeigte sich die Folge dieser Gewaltthätigkeit. Der Eindruck war nur vorübergehend und wurde schnell durch die wichtigen Ereignisse verdrängt welche ohne Unterlaß auf einander folgten". Von französischer Seite wurde nicht, wie etwa wegen des so ungleich minder bedeutenden Vorfalles mit Bernadotte in Wien, auf Bestrafung der Schuldigen und öffentliche Genugthuung gedrungen. Man hatte in Paris, wie wir sahen, bis in den Juni 1799 die Sache mit ungemein viel Lärm und Aufsehen betrieben, weil man davon Wunders was für Wirkungen auf den öffentlichen Geist im Lande erwartete. Als diese Hoffnung fehlschlug, die Regierung sich damit in den Augen der Meisten nur lächerlich ja selbst verdächtig machte, da wurde es auf einmal still in diesen Kreisen und selbst Debry, der einzige Überlebende von seinen Collegen, scheint, wenn man allerhand Berichten trauen darf, nicht gern davon sprechen gehört zu haben. Er befand sich eine Zeit hindurch sogar recht unbehaglich in Frankreich, so daß er daran dachte es zu verlassen und bei einem oder dem andern seiner deutschen Freunde aus der Rastadter Zeit Zuflucht zu suchen [142]).

Es gibt aber noch einen dritten Erklärungsgrund warum der Villinger Commissions-Befund nicht veröffentlicht wurde, und es hat uns dieser von Anfang her als der wahrscheinlichste geschienen. Wenn bei den österreichischen Heerführern und Staatsmännern gleich in der ersten Zeit der Argwohn aufstieg, es möchten nicht allein, vielleicht nicht einmal hauptsächlich urwüchsige, des Französischen ganz unkundige Szekler-Husaren gewesen sein welche auf die mit Namen angerufenen Gesandten einhieben, so muß sich bei ihnen dieser Verdacht, je weiter die Militär-Untersuchung fortschritt, nicht gemindert sondern bestärkt haben. Fürst Colloredo würde, einen Tag nach dem Hof-

Decrete an den Regensburger Reichstag vom 6. Juni, unmöglich an seinen Monarchen mit solcher Bestimmtheit über diesen Punkt haben schreiben dürfen, wenn sich nicht aus dem, was bis dahin von dem Gange der Untersuchung nach Wien war berichtet worden, immer entschiedenere Anhaltspunkte für die Überzeugung würden ergeben haben, daß Husaren wohl die Werkzeuge, aber ganz andere Leute die Urheber und Leiter gewesen seien. Standen die Dinge wirklich so, so war es der österreichischen Regierung allerdings sehr leicht durch Veröffentlichung des gewonnenen Resultates von allem und jedem Verdacht, den Übelwollen und Misgunst auf sie geworfen, sich selbst zu reinigen; allein daß sie, indem sie solches that, unausweichlich jemand andern als der That oder der Anstiftung schuldig blosstellte, und ob es, um der Sache willen die sie vor ganz Europa verfocht, diesen andern blos-zustellen gerathen sein könne, das war zu bedenken.

Die Ahnung, daß dem nächtlichen Ereignisse von Rastadt etwas dergleichen zu Grunde liege, beschlich übrigens auch solche Kreise die in die Einzelnheiten der Billinger Untersuchung durchaus nicht eingeweiht waren. Der Abbé Montgaillard führt in seiner französischen Geschichte (V. S. 180 f.) das Wort einer „in Frankreich zu jener Zeit angesehenen und glaubwürdigen Persönlichkeit" an, die den Gesandtenmord von allem Anfang als das Werk jener „über ganz Europa verbreiteten geheimen und ungreifbaren, nichts desto weniger überaus thätigen und rührigen Partei, die auf den Umsturz der Republik hinarbeite", angesehen habe; „man könne nicht sagen welche Person oder welche Regierung die Parole dazu ausgegeben, es sei sogar möglich daß es das Werk irgend eines Agenten von sehr untergeordnetem Range, der in Diensten jener vielköpfigen Verschwörung stand, gewesen sei" . . . Wie aber diese letztere Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, so kann andrerseits, sobald man einmal in einer so dunkeln Angelegenheit das Gebiet besonnener und berechtigter Muthmaßungen betritt, auch die Wahrscheinlichkeit nicht aus dem Auge gelassen werden daß die Fäden, in deren Netz jenes untergeordnete Werkzeug eingesponnen war, in ihren letzten Aus-laufern in sehr hohe Regionen hinaufreichten deren Ansehen zu schonen die kaiserliche Regierung dringensten Anlaß hatte. Wir wollen damit nicht gesagt haben daß aus jenen Regionen ein unmittelbarer oder

mittelbarer Auftrag zur vereinzelten That des 28. April ausgegangen wäre; wohl aber läßt es sich denken daß man daselbst in die allgemeine Verschwörung, wenn man diesen Ausdruck anwenden will, deren Ziel dahin ging die französische Republik zu stürzen und sie für diesen Zweck in jeder Weise im kleinen und großen, in ihren Unternehmungen und in ihren Organen zu schädigen, verstrickt war oder gar an der Spitze derselben stand [143]).

21.

Seit Anfang Juli ruhten die Waffen fast auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes; am 15. schloß General Franz Dietrichstein im Auftrage Kray's mit Moreau's General-Adjuncten Lahorie zu Parsdorf einen Waffenstillstand ab, der eine Demarcationslinie zwischen den beiderseitigen Stellungen zog. Indessen war es mehr eine Pause der Sammlung zu neuem Kampfe. Kaiser Franz begab sich nach Wasserburg am Inn in die Mitte seiner Truppen, deren Führung jetzt der junge kriegsfreudige Erzherzog Johann, den erfahrenen FML. Lauer zur Seite, übernehmen sollte, während General Graf Saint-Julien mit friedlichen Versicherungen seines Hofes nach Paris geschickt wurde. Zu Unterhandlungen war er nicht ermächtigt; doch wußte ihn Talleyrand zu überreden, auf Grundlage der Artikel von Campoformio neue Präliminarien zu unterzeichnen. Als der Kaiser davon nichts wissen wollte, vielmehr den Grafen der seine Vollmachten überschritten hatte nach Klausenburg in Siebenbürgen verwies, kündigten die Franzosen den Waffenstillstand, den Buonaparte nur dann auf einen weitern Monat verlängern zu können erklärte, wenn Österreich durch Einräumung einiger festen Plätze Beweise seines guten Willens geben wollte. Nun wurde Lehrbach eilends nach Wasserburg berufen, er sollte Pässe bekommen um direct nach Paris zu eilen. Lauer war entschieden für Annahme der Bedingungen des ersten Consuls, und so kam am 21. September zu Hohenlinden ein neuer Waffenstillstand zustande, laut welchem als „Unterpfand der friedfertigen Gesinnung

Sr. Majestät des Kaisers" die Festungen Ulm Ingolstadt und Philippsburg „zur Disposition der Republik" gestellt wurden. All das wurde im kaiserlichen Haupt-Quartier abgemacht, ohne England zu fragen und ohne den kaiserlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in das Vertrauen zu ziehen; man konnte sich im voraus sagen daß es von dieser Seite unangenehme Scenen geben werde, und wer sich dies am meisten sagte war niemand geringerer als der Kaiser selbst. Er trug Colloredo, den er am 20. von der Lage brieflich in Kenntnis setzte, Stillschweigen gegen jedermann auf, „auch gegen Thugut; rüsten Sie sich indessen auf alles um ihn zur Raison zu bringen, wenn er auf Lehrbach's morgigen Bericht Feuer geben wird". Und am 21.: „Gott gebe nur daß wir mit Thugut in Wien ohne großen Sturm fertig werden!" . .

Thugut war in den letzten Jahren nicht mehr was er früher gewesen. Die seit Übernahme seines Portefeuilles aufreibende, selbst bei physischem Unwohlsein kaum unterbrochene Thätigkeit, Schreibtisch-Arbeit bis tief in die Nacht hinein, dazu die fortwährenden Aufregungen, hatten seine körperlichen und geistigen Kräfte über das Maß in Anspruch genommen, hatten ihn erschöpft und abgemüdet. Eine in den Tagen seiner Kraft ihm fremde Ängstlichkeit begann sich zu zeigen; er war unsicher in seinen Unternehmungen, er wandte sich an die verschiedensten Personen um Rath den er doch, wenn es etwas entscheidendes galt, zu befolgen kaum sich entschließen konnte. Er zeigte eine gewisse Scheu vor allzugroßem Wagnis, er schien immer zu besorgen daß eine plötzliche Katastrophe alle errungenen Erfolge wieder in Frage stellen könnte. Und war ihm das in seiner Laufbahn nicht oft genug zugestoßen? „Thugut kämpfte gleich den Helden der griechischen Tragödie gegen ein unerbittliches Fatum, und vielleicht gibt es keinen Staatsmann in Europa, den unvermuthete unberechenbare Ereignisse so oft um die Früchte klug angelegter Pläne, um den Preis all seiner Mühen und Anstrengungen gebracht haben" [114]). Als Thugut jetzt von dem Waffenstillstand von Hohenlinden, von den Bedingungen hörte durch die man denselben erkauft hatte, gerieth er außer sich; er sah darin den Todesstoß seiner Politik. Er erklärte in Gegenwart Colloredo's dem nach Wien zurückgekehrten Kaiser, 25. September, daß es

sich mit seiner Ehre und Überzeugung nicht vertrage das ihm anvertraute Amt weiter zu führen, und bat um seine Enthebung die ihm nun nicht länger verweigert werden konnte. Zu seinem Nachfolger wurde anfangs Lehrbach ausersehen, 28. September, der auch in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers bei den demnächst zu eröffnenden Unterhandlungen wegen des Friedens eintreten sollte. Allein verschiedene Umstände bestimmten den Grafen um Enthebung von diesem Auftrage zu bitten; zugleich scheint die Rücksicht auf den Kurfürsten von Bayern, der sich von Lehrbach gehaßt wußte und sich, wie es hieß, aus Furcht vor dessen Fallstricken den Franzosen in die Arme zu werfen drohte, mitgewirkt zu haben daß die schon ausgefertigten Decrete [145]) im letzten Augenblicke vom Kaiser nicht unterschrieben wurden. Der Ruf erging jetzt an Ludwig Cobenzl, der zugleich zum Vice-Staatskanzler und Conferenz-Minister ernannt, 6. October, die Geschäfte „in bestem Einvernehmen und Einverständnis" mit dem Grafen Franz Colloredo als Cabinets-Minister führen, zunächst aber nach Luneville zur Unterhandlung wegen des Friedens abgehen sollte. Dorthin wandten sich von jetzt an alle Blicke, und dort war es wo zum letztenmal in halb-amtlicher Weise über den Rastadter Gesandtenmord, wenn nicht verhandelt, doch gesprochen wurde.

Als es in Paris zuerst verlautete daß es sich um Herstellung des Friedens handle beschloß das Tribunat eine Beschickung des ersten Consuls, und Debry der zum Sprecher erkoren war bereitete eine Rede vor worin er in seiner gewohnten salbungsvollen Weise an „jenen für alle Zeiten fluchwürdigen Tag" erinnern wollte „wo der Ölbaum des Friedens unter seinen Augen unter Säbelhieben gefällt wurde". Als Buonaparte davon erfuhr traf er Anstalt daß Debry durch dessen Collegen Chauvelin ersetzt wurde, und entschuldigte sich gegen erstern in einem eigenen Schreiben worin er ihm begreiflich machte daß, in einem Augenblicke wo man den Frieden anbiete, alles vermieden werden müsse was gehäßige Erinnerungen wachrufen könne.

Am 9. November tauschten Cobenzl und Joseph Buonaparte ihre Vollmachten gegen einander aus, am 5. December begannen die Verhandlungen. Der erste Consul hatte seinem Bruder zwei Punkte bezeichnet von deren Forderung er nicht ablassen dürfe: den Rhein

als Gränze zwischen Deutschland und Frankreich, die Etsch als solche zwischen Österreich und der cisalpinischen Republik. Rücksichtlich des ersteren Punktes war kaum mehr etwas zu machen; was aber Italien betraf, schien Österreich nicht gesonnen so schnell nachzugeben. Cobenzl verlangte für seinen Monarchen den Oglio, oder mindestens den Chiese, um Peschiera Mantua und Ferrara als Vertheidigungspunkte für den kaiserlichen Besitz in Italien zu behalten, außerdem die Aufrechthaltung der österreichischen Secundo- und Tertio-Genitur in Toscana und in Modena.

Mittlerweile ließ man die Waffen nicht ruhen. Auf dem deutschen Kriegsschauplatze holte Österreich zu einem letzten entscheidenden Schlage aus. Erzherzog Johann rückte mit frisch gesammelter Macht gegen Moreau in's Feld, bis der vernichtende Schlag von Hohenlinden, 3. December, allem weitern Kampfe ein Ende machte. Die Trümmer des geschlagenen Heeres wichen über den Inn, die Salza Traun und Enns zurück. Erzherzog Karl wurde in der höchsten Noth wieder zum Oberbefehl berufen, der aber nichts thun konnte als durch einen zu Steyr am 25. abgeschlossenen Waffenstillstand dem Siegeslauf der Franzosen ein Ziel zu setzen. Zur selben Zeit überschritt Brune in Ober-Italien den Mincio, 25. und 26. December, drängte den Grafen Bellegarde hinter die Etsch, hinter die Brenta zurück, während Macdonald vom Veltlin aus in Süd-Tyrol einfiel, die kaiserlichen Generale Lecchi und Davidovich über Trient hinaus vor sich hertreibend. Am 11. Jänner 1801 stand Macdonald vor Botzen, als die Nachricht von dem zu Steyr abgeschlossenen Waffenstillstand seine Schritte hemmte. Am 16. darauf kam zu Treviso zwischen Bellegarde und Brune ein Übereinkommen zustande durch welches Peschiera Verona Legnano Ferrara und Ancona den Franzosen eingeräumt, die kaiserlichen Truppen hinter den Tagliamento verwiesen wurden, während den französischen die Livenza als Gränzlinie gelten sollte.

Für die Stellung Cobenzl's in Luneville waren diese gehäuften Schläge von dem ungünstigsten Einfluße; mehr und mehr sah er sich gedrängt von seinen anfänglichen Forderungen zurückzuziehen.

In diesen Tagen war es, wo eine räthselhafte Publication auf einmal wieder die Blicke auf das halbvergessene Rastadter Ereignis lenkte. Es waren zwei angebliche Berichte des Obersten Barbaczy an den Erzherzog Karl, vom 30. April und 1. Mai 1799, ohne Angabe des Herausgebers in französischer Sprache unter dem anmaßenden Titel gedruckt: „Rapport officiel sur l'assassinat des ministres plénipotentiaires français à Rastadt".

Es waren in den beiden so plötzlich auftauchenden Schriftstücken nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit alle Umstände benützt die den Verdacht, die That sei vom französischen Directorium angestiftet und von Debry geleitet worden, bestärken konnten; es gehörte mit zu dieser Geschicklichkeit, Wahrheit und Lügen, Thatsachen und Gerüchte keck durcheinander zu mischen, so daß der unerfahrene Leser sich zuletzt kaum zurecht finden konnte. „Debry mit dem Directorium im Einverständnis", meint Pseudo-Barbaczy in dem ersten jener Schreiben, „habe sich nur zum Schein ein paar Streiche geben lassen und sei mit einigen Kratzern davon gekommen; wie wäre es sonst möglich gewesen daß er, obgleich nach seiner Behauptung vielfach und schwer verwundet, gleich am Tage darauf habe abreisen können? In der That habe Debry in der Wohnung des Grafen Görtz erst seine angeblichen Wunden gar nicht zeigen wollen; als man dann daran gegangen ihn zu entkleiden habe man ihn in einen Rock und einen Überrock eingehüllt gefunden deren Tuch und Unterfutter von einer ganz ungewöhnlichen Dicke gewesen, darunter überdies zwei schwere Jacken und zwei Westen, so daß nicht einer der 40 oder 50 Hiebe, die seinen Überrock zerfetzten, ihm auf den Leib habe dringen können. So seien denn einige Striemen am Rücken und an den Schultern und eine leichte Aufschürfung am Handgelenk, die aber mit einer gewissen Vorsicht und eher mit einem Dolch als mit einem Säbel scheine angebracht worden zu sein, seine ganzen Verwundungen gewesen. Nehme man dazu die Beflissenheit mit der sich Debry den Angreifern sogleich zu nennen wußte, die Zuversicht mit der er sich ihren Armen überlieferte, die Sorgfalt mit der sie ihn schlugen ohne ihm einen Schaden zuzufügen, während seine beiden Collegen von denselben Angreifern in Stücke gehauen, der Leichnam des einen ohne Kopf, der des andern

mit aufgeschlitztem Bauch gefunden worden: so müsse dies alles auf Vermuthungen führen die sich noch durch manch andere Umstände bestätigt fänden. Warum sonst z. B. hätten die Angreifer eine solche Sorgfalt gezeigt die Gesandtschafts-Papiere in die Murg zu werfen, als weil es ihnen darum zu thun war die geheimen Instructionen des Directoriums zu vertilgen, von deren Originalen Bonnier und Roberjot, wie sie in Rastadt in einem Augenblicke des Unmuthes offen gedroht, nach ihrer Rückkehr in Paris Gebrauch machen wollten um die ausschweifende und friedensfeindliche Politik ihrer Regierung an den Pranger zu stellen?!" . . In dem zweiten Berichte sucht Pseudo-Barbaczy den Beweis zu führen daß die Unthat des 28. April in keiner Weise seine Szekler Husaren begangen haben konnten [146]), daß dieselbe vielmehr einzig von französischer Seite ausgegangen sei, und zwar von „jenem macchiavellistischen Directorium das sich bei der Ermordung seiner beiden Minister einen doppelten Endzweck vorgesetzt habe: nicht allein Personen und Actenstücke welche es anklagen konnten aus dem Wege zu räumen, sondern auch eine Gelegenheit zu finden die siegreichen Truppen Sr. Majestät zu verleumden". Die Bestätigung dieser seiner Ueberzeugung wollte Pseudo-Barbaczy „aus dem Munde einiger französischen Gefangenen und Deserteurs" erhalten haben, und so hieß es denn auch in einer Nachschrift zu dem zweiten Schreiben: „So eben bringt ein Detachement meiner Husaren noch zehn Franzosen ein, welche gestehen daß sie seit acht Tagen aus Straßburg, 27 an der Zahl, abgesandt worden seien um den Streich auszuführen, und daß man sie erst am Abend des 28. April von dem eigentlichen Zeitpunkte der Ausführung benachrichtigt habe. Sie fügen viele Einzelnheiten bei die Euer Königl. Hoheit besser aus ihrem eigenen Munde kennen lernen werden. Meine Husaren haben keine Ruhe so lang sie nicht den Rest der Bande eingefangen haben" . . .

Diese beiden apokryphen Documente, zuerst von Londoner Blättern gebracht sodann in Metz abgedruckt, wurden auch Cobenzl zugesandt der sich darüber wenig erbaut zeigte; „ich gestehe", schrieb er am 30. Jänner dem Grafen Colloredo, „daß ich mich nicht enthalten kann diese Veröffentlichung irgend einer neuen Hinterlist zuzuschreiben" [147]). Das Machwerk war eigentlich zu plump, bot zu hand-

greifliche Blößen, um einer ernstlichen Prüfung unterzogen zu werden. Wie wollte der ungenannte Herausgeber zu den Originalen jener angeblichen Briefe gekommen sein, und wo waren diese Originale? Wie kam er dazu von ihnen Gebrauch zu machen, nachdem fast zwei Jahre verflossen und alle Gerüchte und Redereien über die Sache fast verstummt waren? Ferner: wie kam ein Oberst dazu an seinen Oberfeldherrn unmittelbar, wie Barbaczy an den Erzherzog französisch zu schreiben? Dennoch war zu besorgen daß man von österreich-feindlicher Seite Anlaß nehmen könnte neuerdings auf jene leidige Angelegenheit zurückzukommen. Und so geschah es auch. Herr von Dohm spitzte abermals seine Feder und erschöpfte sich in der Vorbringung von Gründen warum die beiden angeblichen Documente falsch sein müßten. Allein das war ihm nicht die Hauptsache; es bot ihm dies vielmehr willkommene Gelegenheit, wieder auf seinen alten Satz zurückzukommen und seinem Publicum von neuem vorzudemonstriren daß niemand anderer als szeklerische Husaren, die auf Befehl ihrer in unmittelbarer Nähe der Gräuelthat befindlichen Officiere gehandelt, den Doppelmord begangen haben könnten [148]).

Doch von Seite Frankreichs geschah nichts aus Anlaß jenes so böswillig herausfordernden Pamphlets?! Die Regierung desselben Landes, die über die Bernadotte'sche Fahnengeschichte einen endlosen Federkrieg begonnen, wochenlange Conferenzen eingeleitet hatte und, da diese letztern keinen befriedigenden Ausgang nahmen, schon damals zu den Waffen würde gegriffen haben wenn sie nur irgend dazu gerüstet gewesen wäre, diese selbe Regierung that jetzt über den ungleich grelleren Vorfall vor dem Rheinauer Thore Rastadts, dessen Urheberschaft sie doch vor ihrem Lande und vor allen Völkern Europas Österreich in's Gesicht geschleudert hatte, nichts um sich und dem verletzten Völkerrechte vor aller Welt Genugthuung zu verschaffen? zog ihn jetzt nicht wieder hervor und benützte ihn nicht dazu, ihrem durch eine Reihe der entscheidendsten Niederlagen gedemüthigten Gegner härtere Bedingnisse abzupressen? that nichts um wenigstens den in ihrem eigenen Lande und jenseits ihrer Gränzen gegen sie selbst erhobenen schweren Verdacht von sich abzuwälzen?

Nichts von alle dem geschah! Es that zwar im Laufe der Verhandlungen zu Luneville Joseph Buonaparte des Rastadter Ereignisses gegen Cobenzl einmal Erwähnung, und zwar in sehr scharfen Ausdrücken; allein nicht des Grafen Regierung war es die er der Schuld zieh, sondern England [149]). Auch an Debry, der ohne Zweifel wegen der anonymen Schrift Lärm geschlagen, schrieb Joseph Buonaparte nachdem der Friede am 9. Februar zustande gekommen: „daß, obgleich man der Überzeugung sei jene verruchte That habe ihren Ursprung jenseits des Canals, man doch um Österreich willen, dessen Uniformen dabei gesehen worden, sich nicht habe entschließen können auf deutschem Boden einen Congreß abzuhalten oder den Frieden daselbst abzuschließen". Ja noch ein Monat später, als sich der erste Consul über den Gegner an der Themse neuerdings zu beschweren hatte, erschien im Amtsblatt der französischen Regierung vom 10. August ein gegen das Londoner Ministerium gerichteter Artikel, worin des Rastadter Gesandtenmordes als durch englische Agenten veranstaltet nebenbei gedacht wurde.

In ihrem Innern jedoch waren die Buonaparte, oder war mindestens der Chef ihres Hauses, anderer Meinung. Er hatte im Wesen dieselbe Ansicht wie der Pseudo-Barbaczy'sche „Rapport officiel". „Bonnier und Roberjot, entrüstet über die Doppelzüngigkeit des Directoriums und über die verletzenden Zumuthungen die es seinen Rastadter Gesandten gegenüber gestellt, hätten aus ihrer Absicht kein Hehl gemacht den beiden Räthen von dieser zweideutigen Haltung Mittheilung zu machen; Debry, der nicht auf ihrer Seite gestanden, habe darüber nach Paris berichtet; Bonnier und Roberjot hätten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben gebüßt indeß Debry, obwohl er der erste gewesen, mit einigen leichten Schrammen davon gekommen sei; die Mörder hätten französisch gesprochen, offenbar seien es daher als österreichische Husaren verkleidete Franzosen gewesen; dem Directorium habe man eine Schandthat mehr leicht zutrauen können; man habe, nachdem man sich über die That entsetzt, hin und hergedacht, allein nicht herausfinden können von was für einem Nutzen sie irgend einer der feindlichen Regierungen hätte sein können" [150]).

Napoleon hatte überhaupt zu Jean Debry, obgleich es dieser, wie sich die Dinge mehr in's monarchistische gestalteten, an gehorsamem Eifer nicht fehlen ließ, kein rechtes Vertrauen. Bei der ersten Gelegenheit die sich ihm darbot versetzte er ihn als Präfecten in das Departement des Doubs, und alle Welt, Debry voran, faßte diese Entfernung aus Paris als einen Act der Ungnade auf.

22.

Wenn man Argwohn solcher Art, wie dies ja gleich in den ersten Monaten nach der That, besonders bei den pomphaften Trauerreden und Trauerfesten die das Directorium veranlaßte, der Fall gewesen, im Herzen Frankreichs hegen konnte, so bot sich diesseits des Rheins ein Schauspiel ganz andern Charakters dar. Wir glauben nicht ohne guten Grund überall auf die Vorsicht Nachdruck legen zu sollen die man walten lassen muß wenn man das Gebiet besonnener und berechtigter Muthmaßungen betreten will, um uns von vorn herein den Irrgängen jener theils läppischen theils verbrecherischen Verdächtigungen fernstehend zu bezeichnen, zu denen das Rastadter Ereignis, wie nicht leicht ein anderes in der Geschichte, so vielfältige Gelegenheit geboten. Denn wenn es feig und ruchlos ist wehrlose Menschen aus dem Strauche anzufallen und niederzumachen, so ist es nicht weniger unverantwortlich, den Namen und die Ehre eines unbescholtenen Mannes auf's geradewohl mit einer Blutschuld zu belasten, blos weil man nicht Anhaltspunkte oder Witz genug hat dem wahren Thäter auf die Spur zu kommen. Solcher Anklagen auf's geradewohl aber warfen in unserem Falle Leichtsinn oder Bosheit nach allen Seiten aus. Der Erzherzog Karl und Graf Lehrbach, die Königin von Neapel und der britische Gesandte in Wien, William Pitt und sein König, der Emigrirte Danican und Metternich's angeblicher Bedienter George, nach allen diesen griff man nach Belieben herum; es wäre ein Wunder zu nennen gewesen wenn der kaiserliche Minister des Äußern frei ausgegangen wäre.

War ja überhaupt die Zeit gekommen wo die Feinde Thugut's hohes Spiel spielten! So lang die österreichischen Waffen auf allen Kriegsschauplätzen im Glücke waren, hatten seine Widersacher und Neider verstummen müssen: von dem Augenblicke da sich die Dinge zum schlimmern wandten, wurden sie um so lauter. Und er hatte deren an Zahl viele und an Einfluß mächtige! Einmal gehörte dahin die gesammte Friedenspartei, alle jene die Ruhe um jeden Preis wollten, die „Backhendlesser" wie er sie spottend nannte, denen Thugut mit seinem patriotischen Stolz und Eifer, mit seinem unversöhnlichen Jacobinerhaß, mit seinem Muth und kriegerischen Sinn von je ein Dorn im Aug gewesen. In einem gewissen Zusammenhang mit diesen Fanatikern der Ruhe standen mehrere vornehme und reiche Belgier denen sich Thugut bei früheren Anläßen in jeder Art zuvorkommend erwiesen, die es ihm aber nie verzeihen konnten durch seinen unzeitigen Kriegseifer, wie sie es nannten, und durch seine vermeintliche Nachgiebigkeit in Leoben und Campoformio ihr niederländisches Vaterland den Franzosen preisgegeben zu haben, und die sich wohl noch während der Verhandlungen zu Luneville geschmeichelt hatten, als Lohn für ihre Bemühungen den Frieden im Sinne der französischen Forderungen herbeizuführen, die Herausgabe ihrer belgischen Besitzungen zu erlangen. Dahin gehörten die Fürsten Croy, August Ahremberg, dann die Starhemberg Trauttmansdorff und andere mit den Niederländern eng verbundene einflußreiche Persönlichkeiten [151]). Hand in Hand mit ihnen gingen viele in ihrem Ehrgeiz gekränkte höhere Militärs, die Feldherren Lascy Beaulieu Clerfayt, die Generale Argenteau Colli Funk, der mit dem Herzog von Ursel verschwägerte Ferraris u. a. Einer der unversöhnlichsten und gefährlichsten Feinde Thugut's war der wegen seines Geistes eben so gerühmte als gefürchtete Prinz de Ligne, der als Belgier ihm den unglücklichen Ausgang der französischen Kriege zum Vorwurf machte und als Feldmarschall es ihm zur Last legte daß der Oberbefehl nicht ihm, sondern der Reihe nach „drei unfähigen Invaliden" übertragen worden. Im Gegensatze zu dem spätern spanischen „Friedensfürsten — Prince de la paix" nannte er ihn höhnend nur den „Kriegs-Baron — Baron de la guerre". Manchen von diesen vornehmen Herren mochte auch der aus plebeischen

Reihen zu so großer Macht und Ehre emporgestiegene „Thunichtgut“, der sich zudem der Neigung und des vollen Vertrauens seines Monarchen zu bemeistern verstanden, ein Stein des Anstoßes sein; den „Groß-Vezier“, den „Parvenu“ nannten sie ihn in den Salons der Residenz, und das Märchen von dem „armen Schiffersjungen aus Linz“ kam vielleicht damals auf. An diese hochgestellten und mächtigen Feinde Thugut's schloßen sich einzelne politische Intriguanten, wie der berüchtigte Graf d'Antraigues, oder Gewinn- und Ehrsüchtige wie Faßbender u. a. die bei seinem Nachfolger bessere Geschäfte zu machen hofften, dann aber auch die geheime, allein darum nicht minder verbreitete und bis in die höchsten Kreise verzweigte Secte der Freimaurer und Illuminaten, die in Thugut einen Absolutisten und Pfaffendiener sahen und ihn um jeden Preis aus dem Wege geräumt wissen wollten. Die schroffe Weise in der sich Thugut, in seinem Eifer für das Beste des Staates und seines redlichen Strebens sich bewust, über Solche ausließ bei denen er nicht gleich reine Beweggründe wußte oder voraussetzte, trug allerdings nicht bei sich in weiteren Kreisen beliebt zu machen. Aber es ist geradezu unglaublich was für Anklagen seine Widersacher über ihn zu verbreiten wußten! Den Mann der unter der erdrückenden Last der Staatsgeschäfte Tag und Nacht an seinen Schreibtisch gefesselt war, der fast alles selbst las, selbst studirte und überdachte, selbst aufsetzte oder in die Feder dictirte, beschuldigten sie der Arbeitsschen; den Mann der über die Sorgen um die öffentlichen Interessen seine eigenen vernachlässigte, der Habgier und Sucht nach Bereicherung! Er sei durch englisches Gold bestochen, war eine Verdächtigung die man alle Tage in Wien hören konnte. Es sollte ein Ausländer sein, und zwar ein solcher dem man übermäßige Vorliebe für Österreich wahrhaftig nicht zum Vorwurf machen konnte, der dem kaiserlichen Minister des Äußern, zu einer Zeit wo die Kabalen wider ihn von neuem zu spielen begannen, das glänzendste Zeugnis ausstellte. „Wie in aller Welt“, schrieb der dänische Legations-Rath Eggers an Professor Hegewisch in Kiel (Briefe II S. 296), „wollten denn die Franzosen selbst, und das heißt viel gesagt, es anfangen einen Mann zu bestechen der keine Leidenschaften hat als Ruhmliebe für seine Monarchie? Einen Minister der keine Schulden

und keine Bedürfnisse hat, der eben so eingezogen als arbeitsam lebt, seine ganze Zeit auf der Staatskanzlei zubringt, bis auf wenige Stunden mittags und abends auf einem mäßigen Landhause in einer Vorstadt; der nicht die Tafel liebt, kein Spiel, keine Weiber; der keine Frau, keine Kinder, keine Verwandten hat die er poussiren will, keine Launen die er nicht sehr leicht befriedigen kann? Ich glaube, wenn Sie wollen, an alles arge der großen Welt: aber wie einem solchen Manne beizukommen ist das ahne ich wahrlich nicht". Leider blieb, wie es scheint, diese Stimme eine vereinzelte.

Als die Friedensverhandlungen zu Luneville nicht rasch genug zum Abschluß kamen begannen Thugut's Widersacher mit verdoppeltem Eifer zu wühlen, die öffentliche Meinung gegen ihn in jeder Weise aufzureizen, und mit Benützung dieser künstlich angefachten Stimmung das Ohr des Kaisers in ihrem Sinne zu gewinnen: „Thugut sei es dem alle Welt die Schuld aufbürde an jedem Unglück das Österreich in der letzten Zeit getroffen, an der trostlosen Lage in der es sich gegenwärtig befinde. Es sei nicht genug daß Se. Majestät seine Entlassung angenommen, ihn aus dem Bureau der Staatskanzlei verweise; so lang Thugut nicht vollständig entfernt sei, werde das Publicum nicht aufhören Verdacht zu schöpfen; man werde sagen, es sei nur zum Schein daß er sich zurückgezogen, es sei eine blose Komödie die er spiele, er fahre im Grunde fort die Angelegenheiten zu leiten, besitze noch immer den alten Einfluß" 2c. Der Menge aber zischelten sie zu: „der Kaiser sei fortwährend von Thugut berathen und geleitet, lasse nichts aus seinen Händen gehen was jener nicht zuvor gesehen, getraue sich nichts zu entscheiden was nicht Thugut gebilligt; der Graf Colloredo bei seiner Geistesschwäche leihe nur seinen Namen her, handle einzig nach Thugut's Angaben" u. dgl. Die ihn und seinen Werth kannten waren tief betrübt. „Was?!", rief ihm Cobenzl aus Luneville zu, „Sie wollen uns in einem Zeitpunkte wie der jetzige verlassen? Es ist schrecklich zu denken wenn selbst Sie, der Sie bei jeder Gelegenheit so viel Festigkeit zeigten, nun des Glaubens sind daß uns nichts übrig bleibe als uns dem Gesetze des Siegers zu unterwerfen!" Allein am Ende mußten auch sie eingestehen daß, bei der gereizten Stimmung die man gegen ihn angefacht, Thugut nichts anderes thun

könne als gehen. „Dieser Minister", schrieb Colloredo an Cobenzl, „der es von je mit der guten Sache gehalten, hat von je Nebenbuhler Neider Feinde gehabt deren Anzahl stets im Zunehmen war. In der letzten Zeit hat sich all dies in einen wahren Haß verwandelt; alle Classen der Bevölkerung schreien gegen ihn. Man schont ihn nicht mehr, man spricht laut wider ihn, man nennt ihn den Urheber all unseres Unglücks, man schiebt es ihm zu daß der Frieden nicht früher abgeschloßen worden und daß es so lang dauere daß derselbe zum Abschluße kommt. Es ist unglaublich was man sich alles zu sagen und zu erfinden erlaubt. Wer mit ihm auf gutem Fuße steht ist ungern gesehen von den Leuten, und darunter gehöre auch ich" [152]).

Thugut's Feinde waren eben so unerbittlich als unermüdet. Sie hielten förmliche Conventikel wo jeden Tag ausgemacht wurde was man am nächsten gegen ihn in den Mund der Leute und vor das Ohr des Kaisers bringen wolle. Der Monarch, in solcher Weise fortwährend gedrängt, suchte nun seinen Minister auf gute Art so schnell als möglich aus Wien zu bringen, und bot ihm den Posten von Venedig an wohin er allsogleich abgehen sollte um die Verwaltung der neu erworbenen Landstriche zu organisiren. „Ist es möglich", klagte Thugut seinem Freunde Colloredo, „daß man, um meinen Feinden ihren Willen zu thun, mir eine solche Demüthigung bereite, mir der ich von meinem achtzehnten Jahre an mein ganzes Leben dem erlauchten Kaiserhause gewidmet, in den letzten Jahren alles was mir an Kräften noch geblieben dem Dienste des Kaisers mit einer Wärme, mit einem Eifer gewidmet habe die zum mindesten nicht alltäglich sind? Ich will mich verpflichten im Lauf des April, wenn es sein muß am 1. April Wien zu verlassen; aber man wird mir doch die Zeit gönnen meine Angelegenheiten zu ordnen, daß ich mich nicht auf die Straße hinausgestoßen und in meinem Alter von fünfundsechzig Jahren auf das ‚Date obolum pauperi Belisario' gebracht sehe". Man beschuldige ihn daß er sich eine Partei zu bilden suche! „Gerechter Gott, sieht man mich durch die Straßen laufen? Suche ich die Stadt in Aufregung zu bringen? Ich berufe mich auf Euer Excellenz ob mir je, so lang ich die auswärtigen Geschäfte geleitet, etwas dergleichen in den Sinn gekommen ist? Ich habe stets nur als meine Aufgabe betrachtet

mich mit den Angelegenheiten Seiner Majestät zu beschäftigen und im übrigen mich auf mein Streben das Gute zu thun und auf den Schutz meines Kaisers verlassen. Heißt es nicht, wenn man die Ränkeschmiede so leicht und so straflos ihr Werk treiben läßt, sie gleichsam dazu auffordern damit sie, sobald es ihnen gefällt, zu demselben unfehlbaren Mittel greifen um alles zu erreichen was sie wollen? Man sagt mir nach daß ich meine Rechnungslegung verschleppe. Man frage meine Beamten, Jenisch Heydfeld Blumendorf, ob sie nicht Tag und Nacht arbeiten um damit fertig zu werden! Keine Frage, wenn ich nach Art der Apotheker aufschreiben wollte würde es mit geringerem Aufwand von Zeit und mit größerem Nutzen für mich ausfallen; aber zu dieser Auskunft mag ich nicht greifen, wie viel Aufmunterung mir auch das Beispiel so Vieler gäbe die es so machen und gemacht haben". Am 26. März hatte Thugut seine Abschieds-Audienz beim Kaiser, vom 30. datirte sein letzter Brief aus Wien, worin er dem Grafen Colloredo seinen tiefgefühlten Dank für die „durch so viele Jahre ununterbrochene Reihe von Zeichen des Wohlwollens" und seine Wünsche für dessen Wohlergehen und langes Leben aussprach. „Stets werde ich Euer Excellenz für den einzigen Hoffnungsanker ansehen der uns noch bleibt in der dringenden Gefahr des Schiffbruchs von der die Monarchie bedroht ist" [153]) . . .

Der Friede von Luneville hat auch der Laufbahn des Grafen Lehrbach ein Ziel gesetzt. Buonaparte scheute ihn wie er Thugut scheute. Als Lafayette gegen Ende des Jahres 1800 mit dem ersten Consul über die Enthebung Thugut's sprach und ihm glückwünschte, man sei dadurch von einer boshaften Bestie befreit die Frankreich verabscheue, antwortete Buonaparte: „Ja, aber sein Nachfolger Lehrbach haßt uns eben so und ist, wie Sie wissen, um kein Haar besser" [154]). Daran knüpfte sich die ziemlich verbreitete Meinung: nach dem Abschluße des Friedens sei es der erste Consul gewesen der von Österreich die Entfernung Lehrbach's verlangt habe — was aber mit dem wahren Sachverhalte nicht stimmt. Wie schon früher erwähnt hatte Lehrbach selbst den Kaiser gebeten ihn „von Luneville und den auswärtigen Geschäften zu dispensiren", und nicht Buonaparte war es dessen Abneigung er

als Beweggrund dieses seines Schrittes anführte, sondern weil er, wie er sich selbst ausdrückte, „England oder vielmehr dem englischen Gesandten Lord Minto und Andern zu misfallen das nicht verdiente Geschick hatte" und darum weder seinen Monarchen „in Verlegenheit setzen noch allenfalls dem Staate auf irgend eine Art schaden wollte". So war er denn zum Staats-Minister in inländischen Geschäften, und gleich darauf zum Präsidenten der Hof-Kriegs- und Armee-Commission und, als die französische Heeresmacht nach dem Sieg bei Hohenlinden näher gegen Wien rücken zu wollen schien, zum bevollmächtigten Hof-Commissar ernannt worden, welche letztere beiden Stellungen mit dem Abschluße des Friedens begreiflicherweise ihr Ende nahmen. Aber auch als Staats-Minister trat Lehrbach mit der Auflösung des Staatsrathes in inländischen Geschäften, September 1801, außer Thätigkeit, und stellte darum in einer ausführlichen Denkschrift an den Kaiser, da seine Gesundheit unter den Anstrengungen seines Berufes, den Mühen und Sorgen, den vielen Reisen erheblich gelitten, die Bitte um eine „ruhigere Dienstleistung", wie solches etwa die Präsidentschaft der obersten Justizstelle wäre. Sein Wunsch ging indessen nicht in Erfüllung und er kam nicht wieder in praktische Thätigkeit.

Am 13. April 1804 setzte er seinen letzten Willen auf, dessen Inhalt und Fassung in mehr als einer Hinsicht eben so bezeichnend für den Schreiber ist wie das eben erwähnte allerunterthänigste Promemoria vom 6. März 1802. Eine gewisse schwatzhafte Breite und eine obwohl nicht ganz ungerechtfertigte Ruhmredigkeit charakterisiren beide Schriftstücke; daneben werden dann noch wo sich Anlaß hiezu gibt allerhand Seitenhiebe an Nebenbuhler oder Feinde, an Neider und Widersacher ausgetheilt. In seinem Promemoria zählt er sorgfältig alles auf was er in seiner ganzen Laufbahn an Geschenken nicht angenommen, was ihm in Folge seines uneigennützigen Diensteifers irgendwo an Vortheilen entgangen, was er durch seine Gewissenhaftigkeit dem Staate in Ersparung gebracht; es werden die Pferde-Portionen nicht vergessen die er als Armee-Minister weniger als sein Vorgänger in Anspruch genommen, es bleiben die Unschlitt- oder Wachskerzen nicht unberührt die er bei amtlichen Gastereien und Festen, anstatt sie sich liefern zu lassen oder dem Ärar anzurechnen, auf eigene

Kosten beigeschafft habe u. dgl. In seinem Testamente setzt er seinen Bruder Christoph k. k. Obrist-Forst- und Landjägermeister in Oberösterreich zum Erben ein, bedenkt wohlthätig jeden einzelnen aus seiner Dienerschaft, vergißt keinen der ihm in seinem Leben irgend einen Liebesdienst erwiesen, wie z. B. den Secretär Hoppé der ihn 1799 zu Ulm in schwerer Krankheit gepflegt und gewartet, verfügt über seine Bibliothek zu gemeinem Besten 2c. Doch andrerseits hat er es eben so in seinem Gedächtnisse bewahrt wo ihm von einer Seite Unrecht widerfahren, und überall wo es in diesem Stücke angeht findet sich irgend eine sarkastische Bemerkung oder etwas derberes; es scheint, mit der Grobheit von der ihm zu jeder Zeit seines Wirkens ein so großer Vorrath zu Gebote gestanden, wollte er selbst noch aus dem Leben scheiden. Es ist vergleichsweise sehr mild wenn er eine wohlthätige Stiftung von 16000 fl. für arme Beamtenkinder unter den Schutz des Wiener Magistrates stellt, „daß voluntas testatoris erfühlet und nicht nach dem genio saeculi metamorphosirt werde". Schlimmer kommt schon der Kurfürst Max Joseph von Bayern davon mit dem er sich ja im Leben so oft gehechelt und gerieben. Lehrbach stiftet nämlich Messen in Alt-Ötting „bei dem Gnadenbild Mariä wo ich öfters in Dienstreisen bei aufhabenden schweren Geschäften und dabey gehabter Verfolgung Trost hohlte"; dann heißt es weiter: „sollte dem Churfürsten etwa beifallen, auch den Einziehungs-Hunger bei diesem Stifte zu haben"*), dann sei die Stiftung nach Maria-Zell zu übertragen. Ächt Lehrbachisch ist auch die Weise wie er eines seiner Verwandten wohlthätig gedenkt: „Da ich der Familie von Lehrbach den Reichsgrafen-Stand verschafft habe, so vermache ich meinem Vetter dem hessendarmstädtischen Obrist-Lieutenant Grafen von Lehrbach dasjenige was er mir deßhalb für die Taxen zu zahlen nicht dankbar schuldig geblieben ist". An einer Stelle gleich zu Anfang heißt es: „Aus vielen Ursachen ist der angebogene, mein getreuer keine Ruhmredigkeit, sondern bloß wahre Data enthaltender Lebenslauf gleich nach

*) Was hier und im folgenden mit gesperrter Schrift gedruckt erscheint, ist in der Handschrift unterstrichen.

meinem Tode in das Wiener Diarium einzuschalten; es wird hoffentlich keinen Anstand haben da es fast bei jeden auch unbedeutenden Personen geschieht, ob ich gleich mein ganzes Leben durch Verfolgungen Haß, Neid, selbst Verleumdungen, besonders von angesehenen allgemein anerkannten dummen Köpfen und Geschäfts-Idioten, auszustehen hatte" ... Nun, wenn die Selbst-Biographie in einem ähnlichen Style wie dieser Testaments-Passus abgefaßt war, so wird man es begreiflich finden daß die gemessene Wiener Zeitung „Anstand" nehmen mußte den Aufsatz in ihre Spalten aufzunehmen. Wir mindestens haben darin vergeblich darnach gesucht; aber auch in den Abhandlungs-Acten findet sich bedauerlicherweise der Aufsatz nicht mehr. Zum Schluße folgt noch eine anständiger gehaltene Rückschau. „Ich habe mich in meinem Leben sehr geplagt", sagt der Testator und das ist ihm auf's Wort zu glauben, „liebte meinen Monarchen und besonders den Staat, ich wollte ihn retten und viel erfolgtes Unheil ohne Nebenabsicht verhüten, dafür wurde ich verfolget, selbst beseitiget, leider hat die Gerechte Vorsicht mich gerächet und alles zu vermeiden gerathene traf ein. Gott verzeihe jedem alles! Ich erscheine mit offener Stirn vor dem Richterstuhle Gottes" ꝛc.

Lehrbach hat die Abfassung seines letzten Willens um kaum anderthalb Jahre überlebt. Er brachte die Zeit seines Ruhestandes abwechselnd in Wien (Johannisgasse Nr. 1031 im damals gräflich Harrach'schen Hause) und auf seinem Schloße Berghainn bei Linz (Bergham bei Efferding?) zu. In diesem letzteren starb er, von einem Schlagfluß getroffen, plötzlich am 13. August 1805, im einundsechzigsten Jahre seines Lebens [155]). —

Die Verleumdung Thugut's hatte bis zum Augenblicke seines Scheidens nicht geruht ihn mit den schwärzesten Anklagen zu verfolgen. „Es ist unglaublich was man sich alles zu sagen und zu erfinden erlaubt", hatte Colloredo am 7. Februar 1801 an Cobenzl geschrieben. Und ein paar Tage später: „Man erlaubt sich ganz unerhörte Dinge gegen ihn vorzubringen, es übersteigt alle Einbildungskraft was man

ihm alles andichtet". Gewiß befand sich unter diesen Lästerungen auch die Fabel von der Urheberschaft am Rastadter Gesandtenmord. Über solch schmachvolle Beschuldigungen war Thugut erhaben, er berührte sie nicht; aber das Ganze seines Wollens und Strebens schwebte ihm vor. Thugut empfand es tief welch finsteren Mächten sein Ruf verfallen sei: der vergangene, der gegenwärtige und der zukünftige Haß seiner unversöhnlichen Feinde — „la haine passée présente et future de mes implacables ennemis" — werde ihm keine Ruhe lassen. Immer wieder komme man auf den Vorwurf zurück, daß er nur die Verlängerung des Krieges gewollt und sonach Se. Majestät bewogen habe alle Friedensvorschläge zurückzuweisen die Buonaparte wiederholt angeboten habe [156]), „ohne gleichzeitig zu untersuchen ob die Vorschläge die gemacht wurden jemals annehmbar gelautet haben" [157]) . . .

Im Herbst 1804 waren Officiere des kaiserlichen Generalstabes damit beschäftigt die militärische Geschichte der letzten Feldzüge zu redigiren. Das gab Anlaß auf die halb vergessene Geschichte vom Schluße des Rastadter Congresses zurückzukommen. „Man fügt bei", schrieb Cobenzl am 4. October an Colloredo, „daß sich unter diesen Papieren ein Billet Thugut's befinde das ihn in diese Angelegenheit verwickelt; dieser letztere Umstand scheint mir eine verleumderische Erfindung der Böswilligkeit zu sein"; unter allen Umständen scheine es gerathen diese Papiere nicht von jedermann einsehen zu lassen, sondern sie von den andern Acten auszuscheiden [158]) . . . Wurden sie in Folge dieses Winkes vertilgt? . . . Thatsache ist daß man dieselben, so wie die Villinger Untersuchungs-Acten, heute in allen Archiven vergebens sucht.

Thugut selbst erfuhr vielleicht von alledem nichts. Er weilte in Presburg zurückgezogen, doch ohne die Gesellschaft ganz zu meiden, von Zeit zu Zeit aufgesucht von einem seiner Getreuen die ihn in einem Wirken kennen und verehren gelernt hatten. Auch seinen Widersachern blieb der „Kriegs-Baron" noch Jahre hindurch in der Erinnerung und tauchte, wenn die Geschicke Österreichs einem Wendepunkte sich näherten, immer wieder der Argwohn auf, er möchte wohl das Ohr des Monarchen von neuem gewonnen haben. Allein er

blieb still und ruhig, und die welterschütternden Ereignisse, die vom Ende des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts bis zum Sturz Napoleon's alle Aufmerksamkeit in Spannung erhielten, drückten sein Andenken in den Hintergrund. Er konnte zuletzt unbemerkt und unangefochten nach Wien zurückkehren wo er, ein hochbetagter Greis, die letzten Jahre seines Lebens zubrachte.

III.

Das ungelöste Räthsel.

Kritik und Metakritik.

Tout le monde fut accusé, tout le monde désavoua, cela devait être . . . Il y a toujours un mystère qui environne les coupables; on peut indiquer beaucoup de causes, mais on ne peut pas signaler la main.

Capefigue.

23.

Die Zeiten des Buonaparte'schen Consulates, dann des Napoleon'schen Kaiserthums, zuletzt des europäischen Befreiungskampfes, der Pariser Friedensschlüße und des Wiener Congresses waren so überreich an den aufregendsten, hier überraschenden dort darniederbeugenden, nach allen Seiten hin folgenschwersten Ereignissen, daß die nächtliche That des 28. April 1799 bald in Vergessenheit gerieth und nur von Zeit zu Zeit irgend ein Geschichtsschreiber, wenn ihn der Gang seiner Erzählung zu diesem Punkt führte, die Geister der erschlagenen Minister wieder heraufbeschwor, die vergebliche Frage an sie richtend wem sie die Schuld ihres frühen Hingangs in das Schattenreich gäben.

Diese Frage beschäftigte in eben so begreiflicher als berechtigter Weise zumeist jene Persönlichkeiten die dem Ereignisse unmittelbar nahe gestanden hatten und denen die Aufhellung der daran sich hängenden Zweifel, so oft die Erinnerung sie darauf zurückführte, immer wieder von neuem zu schaffen gab. Den ersten Versuch solcher Art machte, noch vor Ablauf des ersten Jahrzehents unseres Jahrhunderts, der

dänische Legations-Rath von Eggers in seinen „Briefen über den Rastadter Congreß" an welch letzterem er als einer der Abgeordneten für Holstein theilgenommen hatte. Er entwickelt seine Ansicht maßvoll und ohne Leidenschaft, und als blose Vermuthung; denn, so leitet er seine diesfälligen Betrachtungen ein, „die Urheber werden nie gerichtlich ausfindig gemacht, dem kaiserlichen Hofe wird nie etwas über die Untersuchung bekannt". Er habe, fährt er fort, vier verschiedene Erklärungen gehört, von denen die eine auf Österreich hinweise, eine andere das französische Directorium beschuldige, die dritte „dem englischen Gelde" die That zuschiebe. Allein was Österreich betreffe so stoße sich die Sache, „wenn man auch alles andere für möglich halten wollte, an dem Vortheil; ein solches Verbrechen begeht man nie, wenn es nicht reichlich der Mühe lohnt!" Auf was konnte es Österreich abgesehen haben? Auf gewisse im Besitze der französischen Gesandten befindliche Papiere! Was aber habe Österreich aus solchen Papieren wollen in Erfahrung bringen was sich der Mühe verlohnt hätte, oder was es sich nicht auf anderem Wege leichter verschaffen konnte? Eben so wenig lasse sich für das französische Directorium ein Beweggrund auffinden der eine so abscheuliche That ausreichend zu erklären vermöchte. „Von den rückkehrenden Ministern verrathen zu werden daß es den Frieden nie gewollt habe war keine so schreckliche Besorgnis, eine unauslöschliche Feindschaft zwischen Frankreich und Österreich zu stiften blieb immer ein problematischer Erfolg". Das letztere gelte auch von England, in dessen Macht es immer liege Krieg gegen Frankreich anzuspinnen und zu unterhalten ohne „ein so bedenkliches Wagstück" nöthig zu haben. Endlich gebe es Solche „die eines einzelnen Mannes schwarzer Rachsucht die Schandthat zuschreiben; sie wagen nicht mit der Beschuldigung geradezu hervorzutreten, sie ist zu abscheulich um sie ohne einige Begründung einzugestehen". Nachdem nun Eggers gezeigt auf wie schwachen Füßen auch diese Vermuthung ruhe, rückt er mit seiner eigenen heraus die er in folgende Sätze zusammenfaßt: „Nach allerhöchster Wahrscheinlichkeit haben österreichische Husaren die Mordthat ausgeführt; allein, ohne höhern Befehl, blos um einen Bubenstreich auszuführen. Die Husaren haben gemordet um desto sicherer rauben zu können. Sie haben geraubt was sich gleich wegbringen ließ; was sie nicht verbergen

konnten, wollten sie in das Stand-Quartier ihres Commandirenden bringen um nach Kriegsgebrauch damit zu verfahren" [159]). —

Zu ungefähr demselben Ergebnisse kommt ein anderer Zeitgenosse und Theilnehmer des Rastadter Congreßes Freiherr von Drais, der zwar in seinem „Gemälde aus dem Leben Karl Friedrich's von Baden" (S. 151 f.) die Meinung ausspricht, es sei um die Habhaftwerdung gewisser auf die von Frankreich im westlichen Deutschland angezettelten und in Gang erhaltenen revolutionairen Umtriebe bezüglicher Papiere abgesehen gewesen, und habe unter solchen Umständen „der anerkannte Satz des Völkerrechts" seine Geltung verlangt „daß, wenn ein Gesandter die Gränzen seiner Mission bis zu feindlichen Handlungen gegen die ihn empfangende Staatsgewalt überschreitet, seine Privilegien aufhören und er als Feind des Staates, ja als Hochverräther behandelt werden könne"; die eigentliche That aber, meint der Chef der damaligen Rastadter Congreß-Polizei, sei einzig als „Exceß des Eigennutzes gemeiner Menschen und in dem Wahne einer guten Prise im wieder ausgebrochenen Krieg" aufzufassen . .

An Eggers und Drais schließt sich Johann Gottfried von Pahl der, aus Dohm's mündlichen Mittheilungen schöpfend, in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 123—125) die That „einem unter dem Befehle des Rittmeisters Burkhard stehenden Commando von Szekler-Husaren" zuschreibt und den „eigentlichen Zweck" derselben, „das französische Gesandtschafts-Archiv zu erbeuten", als „nicht mehr zweifelhaft" hinstellt — ohne, nebenbei gesagt, den geringsten Beweis für diese seine Behauptung vorzubringen —, dabei aber ausdrücklich bemerkt, die blutige Ausführung habe allerdings nicht in der Absicht der Anstifter gelegen, was freilich die letzteren „in keinem Falle irgendwie entbinde weil es, nachdem sie das Zeichen zu dem ersten Verbrechen gegeben hätten, nicht mehr in ihrer Macht gestanden habe das zweite zu hindern". —

Major von Harrant, der unmittelbar nach der That auf dem Schauplatze erschienen und sich bei den Nachforschungen überaus thätig erwiesen, hat von seinen Wahrnehmungen und Muthmaßungen, so viel uns bekannt, nichts aufgezeichnet; uns steht nur ein ziemlich verspätetes

Zeugnis von dritter Hand zu Gebote, das selbst wieder erst nach langen Jahren zu Papier gebracht wurde und um dieser doppelten Verzögerung willen nicht den Anspruch machen kann, in gewissen Einzelnheiten, wenn solche mit andern Berichten nicht im Einklang stehen, auf's Wort genommen zu werden. Harrant war nämlich bereits General-Lieutenant als er um das Jahr 1832 in der „Post" zu Rastadt seine Ansicht über den Gesandtenmord einem jungen badischen Prakticanten entwickelte, der in der Zeit seines spätern Ruhestandes das vor so langer Zeit Vernommene aus der Erinnerung niederschrieb.

Diesem Berichte zufolge wäre es bei dem Anfalle vor dem Rheinauer Thore zunächst darauf abgesehen gewesen, „schriftliche Beweise zu erhalten wie die französische Gesandtschaft" als Leiterin der revolutionairen Umtriebe im südwestlichen Deutschland „die Gränzen ihrer Mission überschritten habe"; dazu sei „noch das unerhört rohe und übermüthige Benehmen jener Gesandten" gekommen die „auch schändliche Äußerungen über den österreichischen Hof, insbesondere die Kaiserin und deren Mutter die Königin von Neapel sich erlaubten". Deshalb sei man der Ansicht gewesen „daß die französischen Minister nicht mehr als unter völkerrechtlichem Schutze stehende Gesandte, sondern als Feinde des Staates, als Hochverräther anzusehen und zu behandeln seien", wobei zu berücksichtigen komme „daß der Friede von Campoformio ohne Aufkündigung von Seite der französischen Republik verletzt und der Krieg gegen Österreich schon seit zwei Monaten geführt wurde und daß der Congreß thatsächlich aufgelöst war". So sei denn „von dem österreichischen Ministerium" der Befehl „sich der Gesandtschafts-Papiere zu bemächtigen" gegeben, und Rastadt am 28. April von mehr als 300 (?!) Szeklern besetzt worden, von denen während des Aufenthaltes der Kutschen vor dem Rheinauer Thore der Rittmeister „eine Abtheilung von 60 Husaren unter dem Befehl eines Wachtmeisters außerhalb jenes Thores hatte aufstellen lassen". Bei der Rückkehr in die Stadt nach vollbrachter That habe „der Wachtmeister kein Geheimnis daraus" gemacht „daß zur Tödtung der Gesandten und Beschlagnahme ihrer Schriften an das Vorposten-Commando Befehl von Wien aus ertheilt gewesen, und daß zum Vollzug dieses Befehles der flüchtige Jean Debry verfolgt werde. Das gleiche

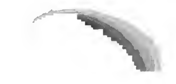
bestätigte Rittmeister Burkhard der die Szekler in Rastadt commandirte, als er zur Aufnahme des Inventars der Gesandtschafts-Papiere den badischen Oberbeamten herbeirufen ließ“ (Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten, S. 112—117) ....

Also Burkhard hätte — im Widerspruch mit seiner Äußerung zu den deutschen Gesandten: „auf Befehl sei es nicht geschehen“ — dem badischen Oberbeamten geradezu versichert: „Befehl von Wien aus sei ertheilt worden“?! Und so wenig Hehl hätte man militärischerseits aus einem so folgenschweren und so heikelen Umstand gemacht daß ihn sogar „der Wachtmeister“ gekannt?! Andrerseits wolle man noch folgendes in's Auge fassen. Dohm und dessen Mitarbeiter am gesandtschaftlichen Bericht, die alle Einzelnheiten und Äußerungen mit solchem Bienenfleiße zusammengetragen, Harrant in der Nacht vom 28. zum 29. und am folgenden Tage wiederholt gesprochen und ausgeholt, hätten sich so bezeichnende Kundgebungen entgehen lassen?! Sollte da nicht das Gedächtnis des greisen Harrant oder das seines jetzt kaum minder betagten Nacherzählers — zwischen dem Gespräche „zur Post“ in Rastadt und der Herausgabe der „Erinnerungen“ liegt ein Zeitraum von nahezu vierzig Jahren! — einigermassen auf Abwege gerathen sein? Sollte nicht vielleicht, wie dies ja zu kommen pflegt, das was Harrant wirklich erlebt oder was der badische Beamte wirklich erfahren, im Laufe der Decennien mit allerhand Beiwerk dessen versetzt und vermischt worden sein, was sie etwa von andern Seiten über den räthselhaften Gegenstand gehört oder gelesen oder sich wohl gar selbst darüber zusammengereimt oder ausgeklügelt hatten?

Von deutschen Schriftstellern, die sich zwar nicht auf ihre eigenen Wahrnehmungen, aber auf die Zeugenschaft solcher die zu der That in gewissen Beziehungen standen zu berufen vermochten, sei noch der bekannte „rheinische Antiquarius“ erwähnt der sich's, völlig abweichend von dem Urtheile der Vorgenannten, bis an sein Lebensende nicht nehmen ließ: Franzosen selbst hätten die Unthat begangen. In seinem 1837 erschienenen Buche: „Das Moselthal zwischen Zell und Konz“ beruft sich Stramberg auf das Zeugnis des Buchhändlers Voigt in Ilmenau, der sich erinnerte „als junger Mensch im Pfarrhause zu

Pfungstadt bei Darmstadt von dem Lieutenant Keil von Szekler-Husaren die vielbetheuerte Behauptung mit angehört zu haben, daß es erwiesen sei wie kurz vor dem Rastadter Gesandtenmord die Uniformen dieses Regiments in Straßburg seien nachgemacht worden um französischen Meuchelmördern als Masken zu dienen". Dem fügt nun Stramberg die Versicherung bei, ihm selbst seien „einige Umstände bekannt geworden zur Bestätigung des Verdachtes dienend, es habe das Pariser Directorium in seiner Armseligkeit und Nichtswürdigkeit den Gesandtenmord befohlen". Aus dem Munde eines Theilnehmers, Franzosen von Geburt, will er folgendes erfahren haben: Eines Abends habe der Quartiermeister des 3. Husaren-Regiments in Straßburg um Mitternacht ihrer vierzehn versammelt, sie statt ihrer Uniformen eigens vorbereitete Stallwämser — „das waren blaue Dolmans, von Farbe und Schnitt wie sie mir oft, aber nicht freundlich begegnet waren" — anziehen und auf's Pferd sitzen geheißen, worauf man über die lange Brücke auf's andere Ufer geritten sei und sich dort zerstreut habe so daß sich jeder einzeln seinen Weg habe suchen müssen. Um 6 Uhr abends in dem Holz bei Iffezheim sei das Stelldichein für alle gewesen, ein und der andere jedoch erst gegen 8 Uhr eingetroffen. Nun habe der Quartiermeister begonnen ihnen auseinander zu setzen: wie diese Spitzbuben, diese Rabulisten, diese Federnfechter sich in Paris der Regierung bemeistert; wie sie den Frieden den man allgemein gewünscht und erwartet untergraben hätten; wie sie jetzt nur nach Paris zurückzukehren sännen um dort neue Schelmenstreiche auszuhecken; „den größten Dienst den ihr der Republik erweisen könnt wäre, sie von solchen Vögeln zu befreien; wollt ihr mir helfen bei der Arbeit?" Nun sei man aufgebrochen, an Ort und Stelle habe man sich nicht lang besonnen. „Noch freue ich mich", erzählte der Franzose von sich, „daß ich es war den ersten Säbelhieb zu geben; er fiel in einen fetten runden Buckel, der war so fett von des armen Volkes Schweiß!" . . . „So weit der Erzähler", fügt Stramberg bei, „dessen Namen ich verschweige; es gibt aber in Coblenz noch viele Personen die sich erinnern werden die Geschichte aus seinem Munde gehört zu haben".

Ein weiterer Beweis für seine Behauptung ist ihm das Benehmen der Witwe Roberjot. Dieselbe habe, versichert der „rheinische



Antiquarius", öffentlich und bei jeder Gelegenheit Debry als Anstifter von ihres Eheherrn Mord bezeichnet, „und ich bin Zeuge geworden wie im Salon Debry's, damals Präfecten in Besançon, meines Schwagers Aide-de-Camp, auf das Ereignis von Rastadt hindeutend, den Herrn vom Hause auf das gröblichste insultirte ohne daß dieser von fern gewagt hätte zu repliciren" [160]).

Stramberg's Erzählung stimmt, was die Witwe Roberjot betrifft, in auffallender Weise mit dem überein was in den Tagen bald nach dem Ereignisse der preußische Gesandte aus Paris nach Berlin berichtete. Die Geschichte mit den vierzehn Verkleideten von Anfang bis zu Ende für wahr zu halten wird nicht leicht jemand sich bereit finden; allein eben so schwierig wäre es anzugeben wo das Körnchen Wahrheit in dieser überreichen Umhüllung stecke, wie viel davon Aufputz und was probehältiger Stoff sei. Denn daß die Sache ganz erdichtet und aus der Luft gegriffen, ist doch auch wieder hart zu glauben.

24.

Von französischer Seite hat man sich in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts mehr bemüht Verdächtigungen fern zu halten als selbst welche zu erheben, wie dies einer der dahin gehörigen Schriftsteller Graf Toulongeon (Histoire de France VII S. 167) mit klaren Worten ausspricht. „Die Muthmaßungen schwanken hin und her", sagt derselbe, „und der Geschichte ist es noch nicht vergönnt irgend eine festzuhalten; sie muß sich vorderhand darauf beschränken ungerechten Argwohn abzuwehren". Der ungerechteste und unsinnigste, meint er, habe sich gegen das Directorium erhoben; „denn es hätte ihm, um die That auszuführen, eine österreichische Truppe zur Verfügung stehen müssen, und die kaiserliche Regierung würde gewiß nicht gezaudert haben diesen Umstand zum Sturze der französischen zu benützen".

Ähnlich urtheilt Lacretelle in seiner „Geschichte von Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts" (XIV S. 320—322). Nachdem er mit wenig Worten den auf österreichische und britische Seite geworfenen Verdacht erwähnt und die völlige Unwahrscheinlichkeit des einen wie des andern nachgewiesen hat, bespricht er etwas eingehender den wider das französische Directorium angeregten Argwohn. „Aber wo war die Möglichkeit der Ausführung? Hätte nicht das Directorium seine Mitschuldigen unter den kaiserlichen Officieren haben müssen um von diesen in seinem Vorhaben nicht gehindert zu werden? War es ferner für die 20 bis 30 Mann seiner Soldaten, die sich zu einer solchen Unthat herbeigefunden hätten, so leicht über den Rhein zu kommen? Und wie wollten sie den Streifwachen der Szekler von denen die ganze Gegend besetzt war ausweichen um unerkannt an Ort und Stelle zu kommen?" ꝛc.

Auch Schöll in seiner Fortsetzung von Koch's „Abgekürzter Geschichte der öffentlichen Verträge" u. s. w. (V S. 187 f. Anm. 1) vertheidigt das Directorium. Wenn dieses, meint er, „bei Abschluß des Friedens noch bestanden hätte, würde es gewiß eine feierliche Genugthuung für die an seinen Gesandten verübte Schandthat verlangt haben; allein die Regierung welche auf die Fünfmänner folgte war gar nicht böse ihrem Andenken jenen Flecken anhängen zu lassen, als ob nicht das was sie wirklich gethan hingereicht hätte sie verabscheuungswürdig zu machen". Zuletzt stellt Schöll als seine eigene Ansicht eine ähnliche Muthmaßung wie der deutsche Pahl hin. „Wäre es denn nicht möglich", meint er, „daß irgend ein Mann von entschiedener und heftiger Gemüthsart, willens persönliche Beleidigungen zu rächen und gleichzeitig seinem Hofe den Besitz wichtiger Papiere zu verschaffen, einen untergeordneten Officier mit dieser letzteren Aufgabe betraut und dabei sich solcher Ausdrücke bedient hätte, die einem rohen Kriegsmann eine Ermächtigung zu sein schienen mehr zu thun als man ausdrücklich von ihm verlangte?" . . .

Cicero sagt bekanntlich von den Philosophen, es gebe nichts so unsinniges das nicht einer und der andere dieser gelehrten Herren zu behaupten und zu vertheidigen sich berufen gefühlt hätte. Denselben Aus-

spruch könnte man auf die Geschichtsschreiber in Fällen anwenden, wo ihnen der feste Boden der Thatsachen fehlt und sie sich auf die schwankenden Wogen der Combinationen und Conjecturen hinauswagen müssen. So ist denn, was die Urheberschaft des Rastadter Gesandtenmordes betrifft, in den ersten zwanziger Jahren von französischer Seite eine der eigenthümlichsten Verdächtigungen wieder aufgegriffen und mit eben so viel Anmaßung als Unwissenheit in Scene gesetzt worden. Der letzte Präsident des Directoriums von 1799 Gohier beruft sich auf die Zeugenschaft des von uns früher erwähnten Publicisten Koch, der zu jener Zeit eben in Wien gewesen sei als auch die Königin Karolina von Neapel daselbst ihren Aufenthalt hatte und ihre verbrecherischen Ränke spann; „es war diesem grausamen Weibe nicht genug sich in dem Blute ihrer Unterthanen gebadet zu haben", ruft Gohier mit sittlicher Entrüstung aus, „sie brauchte auch französisches Blut!" Die Sache hätte sich, nach Koch's angeblichem Berichte, also verhalten: „Die in Wien für ihr von den Franzosen bedrängtes Land Hilfe suchende Königin, der alles daran gelegen war es zu keinem Frieden kommen zu lassen, den Rastadter Congreß zu sprengen und an den Franzosen Rache zu nehmen, wußte eine geheime Zusammenkunft mit dem Szekler-Obersten Barbaczy zu veranstalten, den sie im Namen des Kaisers aufforderte die französischen Minister niedersäbeln zu lassen; als jener einen schriftlichen Befehl hiezu verlangte wurde er von der Königin angeherrscht: sie spreche im Namen des Kaisers, Er habe sie betraut dem Obersten dieses Gebot zu überbringen" [161]) . . .

Die Geschichte ist eigentlich zu dumm um darüber ein Wort zu verlieren, und daß die Herzogin von Abrantes sie zehn Jahre später von neuem aufwärmte und mit der ihr eigenen Ungenirtheit als unumstößliche Wahrheit hinstellte [162]), hätte im Grunde wenig auf sich. Da aber selbst ein Mann von dem Rufe Fr. Chr. Schlosser's so unüberlegt war dieser Ansicht einen Platz unter den berechtigten Muthmaßungen über die Genesis des Rastadter Attentates einzuräumen [163]), müssen wir uns dennoch etwas dabei aufhalten um, so hoffen wir, ein für allemal mit diesem Märchen ein Ende zu machen. Wir haben die Geschichte „zu dumm" genannt, und man wird diese Bezeichnung kaum ungerechtfertigt finden wenn man bedenkt: daß Bar-

baczy von dem Augenblicke da er das Vorposten-Commando in Gernsbach zugewiesen erhielt nicht in Wien gewesen sein und folglich Karolina ihn daselbst nicht gesprochen haben, daß letztere aber vor diesem Zeitpunkte unmöglich wissen konnte, erstens ob überhaupt die österreichische Armee noch vor Auflösung des Congresses bis in die Nähe von Rastadt kommen, und zweitens ob gerade ihr Auserwählter es sein werde den die Dislocation seines Regiments nach Gernsbach führen werde. Dazu kommt nun aber — was nicht gewußt zu haben man wohl nicht der leichtsinnigen Schwäzerin Junot, allerdings aber einem Historiker von Schlosser's Namen vorrücken darf —, daß Königin Karolina von Neapel die ganze Zeit über nicht einen Augenblick in Wien, sondern bei sich zu Hause in der größten Bedrängnis war, fast ohne Mittel ihrer Lage eine bessere Wendung zu geben, Monate lang abgeschnitten von allem Verkehr mit, in gänzlicher Unkenntnis von allem was über den Horizont ihrer eigenen Angelegenheiten hinausging. „Wir leben", schreibt die unglückliche Fürstin am 3. Februar 1799 an ihre Tochter die Kaiserin Theresia von Österreich, „in vollständigem Dunkel, während ihr wahrscheinlich von allem unterrichtet sein werdet was uns begegnet ist ... Uns vergehen die Tage in einer See von Kümmernis und Bitterkeit, wie wir ähnliches nie zu erfahren meinten". Und am 18. März: „Seit dem 11. November (1798) sind wir ohne alle und jede Nachricht von Euch — siamo assolutamente privi di Vostre notizie". Erst in den ersten Tagen April, also nach einem Zwischenraum von fünf vollen Monaten, kamen sieben Couriere auf einmal in Palermo an, die nicht weniger als sechzehn Briefe ihrer kaiserlichen Tochter, vom 24. October bis 4. März, brachten. Und in diesem Augenblicke soll die Königin, die mit dem Rastadter Congresse gar nichts zu schaffen, von der Persönlichkeit der drei französischen Minister vielleicht gar keine Kenntnis hatte, nichts eiligeres zu thun gehabt haben als einen Blutbefehl gegen sie nach Wien zu senden?! Zu dieser Zeit waren übrigens ihre Leiden und Gefahren noch lang nicht zu Ende. Denn erst im Juni, wie wir früher erzählt, wurde ihre festländische Hauptstadt vom Feinde befreit und erst zu Anfang Juli konnte sie dieselbe wieder betreten. Erst ein Jahr später, im Hochsommer 1800, fand Karolina Anlaß den kaiser-

lichen Hof zu besuchen und ihre geliebte Theresia nach beinahe zehnjähriger Trennung wiederzusehen. Sie kam dabei dem Kaiser Franz, und noch mehr dem Freiherrn von Thugut, sehr zur ungelegenen Zeit; letzterer fürchtete ihre Plaudereien und kleinen Ränke und suchte sie nach Möglichkeit von seinem Monarchen fernzuhalten[164]). In der That zog sich der Kaiser mit seiner Familie nach Baden, während der königlichen Schwiegermutter das Lustschloß von Schönbrunn eingeräumt wurde um allen Schein vertraulicheren Verkehrs zu vermeiden, der sich denn in der That darauf beschränkte daß man sich zeitweise besuchte, daß die Königin ein und das andremal ihre Tochterkinder zu sich erbat u. dgl. Bei so bewandten Umständen voraussetzen, Karolina hätte in den Reihen der kaiserlichen Armee irgend einen Einfluß geltend machen, die Autorität und das besondere Vertrauen des Kaisers wirksam vorschützen können, ist nur eine Ungereimtheit mehr.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre begannen französische Historiker und Memoiristen die frühern Fährten zu verlassen und sich fast ausschließlich gegen Österreich zu wenden.

Der erste in dieser Art war der Abbé Montgaillard im fünften Bande seiner „Geschichte von Frankreich". Er läßt sich über die Berichte Debry's von Straßburg und von Paris in ganz ungeschminkter Weise aus, über die Widersprüche in der Erzählung der verschiedenen Einzelnheiten[165]), über die falsche Sentimentalität mit der Debry seinen Vortrag aufzuputzen suche. Andrerseits hält er das französische Directorium aller Erbärmlichkeiten und Schlechtigkeiten fähig. Dennoch, meint er, sei kein vernünftiger Grund vorhanden dem Directorium gerade diese That aufzubürden, da es in dessen Interresse gelegen habe Frieden zu machen, nicht aber die kriegerischen Leidenschaften neu zu entflammen. Dieser letztere Zweck habe sich vielmehr auf der andern Seite geltend gemacht und daher könne man, nach dem juristischen Grundsatze: Is fecit cui prodest, den Verdacht der Schuld nur auf das österreichische Cabinet werfen dem alles daran gelegen war seine verlornen Provinzen zurückzubekommen, die erlittenen Niederlagen zu rächen und, als letztes Ziel, in Frankreich den vorigen Stand der Dinge herzustellen. Der österreichischen Regierung, meint

der gelehrte Abbé der hierbei die Person des Kaisers Franz und des „hochherzigen" Erzherzogs Karl als über jeden Verdacht erhaben überall heraushält, der österreichischen Regierung sei übrigens so etwas wohl zuzutrauen. „Ohne der Ermordung Waldsteins, des Werkes Ferdinand II. zu gedenken, so hat das Cabinet von Wien in den letzten Jahrhunderten in Venedig und in Mailand wiederholt Beispiele solchen Schlages geliefert, wobei man sich die Dinge so denken muß daß die Minister das Verbrechen anordnen ohne daß der Souverain die geringste Ahnung davon hat"[166]). Aber auch England, „dessen Machiavellismus während des Verlaufes der französischen Revolution vor keiner Schandthat zurückschreckte", dürfte mit seinen Ränken und Aufreizungen jenem Verbrechen nicht fern gestanden haben . . .

Wenn Montgaillard für seine schweren Verdächtigungen der österreichischen und britischen Politik außer der „Ermordung" des Friedländers keinerlei Beweise beibringt, so hat sich der berühmte Geschichtschreiber „der französischen Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs" die Sache für den gleichen Zweck noch leichter gemacht. Mit sehr großer Selbstgenügsamkeit stellt Thiers an den unvorsichtigen Leser die Zumuthung ihm auf's Wort zu glauben, das Wiener Cabinet habe um jene Zeit (Frühjahr 1799) „einen schmählichen Anschlag ausgesonnen der für lange Zeit seiner Politik Unehre gebracht"; um gewisser Papiere habhaft zu werden habe es den Plan gefaßt die Gesandten Frankreichs während ihrer Heimreise „anzuhalten, zu berauben, zu verunglimpfen, vielleicht sogar sie zu tödten"; so sei es gekommen daß die republicanischen Minister „erst schlecht empfangen, dann während eines Jahres äußern Friedens beschimpft"[167]), zuletzt in unwürdiger Weise hingeschlachtet wurden; das Schreiben des Erzherzogs Karl, „frostig und geschraubt", zeige die Verlegenheit in welcher der Prinz dasselbe abgefaßt habe u. s. w. Wahrlich wenn man solche Stellen liest dann versteht man das Wort Guizot's der, vor Jahren einmal von einem längeren Krankenlager aufgestanden, einen befreundeten Besuch empfing, und um sein Befinden befragt lächelnd erwiederte: „Es geht schon besser; Sie sehen, ich lese bereits — Romane!" Es war ein eben erschienener Band von Thiers' Geschichte den er in der Hand hielt! . . .

Auch der neueste Geschichtschreiber des Directoriums Barante ist von der Schuld der österreichischen Regierung überzeugt. Er hält sich dabei zumeist an den Bericht des preußischen diplomatischen Agenten an Hardenberg vom 12. Mai 1799 (s. oben S. 126) und spricht von „Weisungen oder einem Auftrag, ausgegangen von einer über dem Erzherzog stehenden Autorität"; nur lasse sich annehmen, fügt er bei, daß der Auftrag nicht gelautet habe die Gesandten zu ermorden, sondern sich ihrer Schriften zu bemächtigen" (Histoire du Directoire III S. 388—391).

25.

Es war übrigens nicht von französischer Seite, es war von der unserer sogenannten „Heilig-Alliirten", den Russen und Preußen, von denen zu Anfang der zwanziger Jahre die gegen die österreichische Regierung schon 1799 erhobenen Vorwürfe und Beschuldigungen hervorgeholt und mit allerhand neuen Zugaben und Entstellungen ausstaffiert wurden.

Den Reigen eröffnete im Jahre 1822 der kais. russische Generallieutenant und Flügel-Adjutant des Kaisers Alexander Jomini (Histoire des guerres de la révolution XI S. 142 f.) mit folgender Erzählung: „Das Wiener Cabinet, dem daran lag in Erfahrung zu bringen wie weit sich deutsche Reichsstände mit dem Directorium eingelassen hätten, beauftragte den Grafen Lehrbach auf Mittel zu sinnen wie man in den Besitz der bezüglichen Correspondenz gelangen könnte, und wies ihn zugleich an den Erzherzog Karl wegen der für einen Handstreich etwa erforderlichen Truppen. Nach einigem Widerstreben fand sich der Generalissimus dazu herbei, worauf der Oberst der Szekler-Husaren in's Vertrauen gezogen wurde. Der zur Ausführung beorderte Officier sollte sich darauf beschränken die die gesuchten Papiere enthaltende Cassette in seine Gewalt zu bekommen, wobei man es ihm nicht verwehren wollte allenfalls Bonnier und Jean Debry, als Strafe für ihr hochfahrendes und beleidigendes

Wesen, ein wenig durchzubläuen; Roberjot, ehemaliger Mitschüler Lehrbach's und durch Freundschaft mit ihm verbunden, wurde ausdrücklich von dieser letzteren Behandlung ausgenommen. Nach Abgang des Grafen Lehrbach begannen die Husaren in der Umgegend von Rastadt zu streifen ... Allein die ihnen gegebenen Weisungen vergessend, hieben diese zum größten Theile vollgetrunkenen Soldaten auf die Gesandten ohne Unterschied der Personen mit ihren Säbeln ein" ....

Der russische Generallieutenant ist uns den Nachweis schuldig geblieben, wie wann und wo der deutsche Reichsfreiherr spätere Reichsgraf von Lehrbach und der um vielleicht mehr als drei Jahre jüngere französische Kleinstädter dazu kamen „Mitschüler" gewesen zu sein. Aber noch bedauerlicher ist daß er vergessen konnte mitzutheilen woher er seine im Tone voller Zuversicht vorgetragenen Angaben geschöpft habe. Es kommt uns vor als habe damals in gewissen Kreisen die historische Persönlichkeit des Grafen Lehrbach gleichsam für vogelfrei gegolten, gegen deren Andenken man sich erlauben dürfe Unglimpf und Argwohn aller Art zu erheben ohne sich mit der Erbringung von Beweisen dafür besondere Mühe geben zu müssen. So hält sich z. B. Freiherr von Gagern in seinem 1823 erschienenen „Antheil an der Politik", wo er auf das Rastadter verbrecherische Ereignis zu sprechen kommt, für ermächtigt ohne weiters zu erklären: „Lehrbach's rohem Charakter ist es wohl zuzutrauen", und sich höchstens auf die Autorität Talleyrand's zu berufen der — wann? wo? gegen wen? — auf die Frage, wem man den Gesandtenmord zur Schuld mache, geantwortet habe: „Dem Baron von Lehrbach" [168]).

Die Jomini'sche Erzählung stellt sich übrigens als die Herrichtung der ersten Fäden eines Gewebes heraus, das zehn Jahre später, 1833 und 1834, von einer Reihe von Händen immer feiner und kunstvoller weiter gesponnen wurde. Zuerst waren es die „Memoiren eines deutschen Staatsmannes" (S. 168 f.) welche Lehrbach zwar nicht ausdrücklich benannten, aber in ganz unverkennbarer Weise als denjenigen bezeichneten der in allen Dingen „allein sein Gift dazu" gemischt habe. „Ihn hatte Rachegefühl entflammt und bestimmt sich die geheimsten Papiere der Gesandten, es koste was es wolle, anzueignen. In den rohen Husarenhaufen hatte er seine Werkzeuge gefunden. Die Elenden

glaubten, was ein im Dienst hochgestellter Mann verlange sei auch der Wille ihres Herrn ... Wunderbar ist unter anderm daß in ihm, als er in der Folge bei dem schnellen Vorrücken der Franzosen in Augsburg Gefahr lief gefangen zu werden, nicht die Folter des Gewissens sondern die Furcht für sein Leben erwachte, und er nun ängstlich in seinem Wohnzimmer im Gasthofe umherlief, laut sein Schicksal bejammernd wenn er in die Hände der Nation fiele deren Gesandte er ermordet hätte. Sein Zimmernachbar vernahm die Ausbrüche seiner Verzweiflung" ... Wir haben somit, der ursprünglichen Jomini'schen Darstellung gegenüber, folgende Bereicherungen des „Lehrbach-Mythos", wie es Mendelssohn-Bartholdy nennt, zu verzeichnen: erstens daß Lehrbach geradezu als jener angedeutet wird der die Gesandten durch die Hände roher Husarenhaufen „ermordet" habe, während der Russe blos von einem Auftrag Lehrbach's, zwei der Gesandten tüchtig durchzubläuen (administrer la bastonnade), wissen will; zweitens daß Lehrbach ein von einem unvermutheten Lauscher vernommenes Bekenntnis seiner Blutschuld abgelegt habe. Dabei hat aber der Schwiegersohn des Rastadter Grafen Görtz-Schlitz — denn Freiherr von Labes ist es welchem die anonym erschienenen „Memoiren" zugeschrieben werden und bei welchem darum eine aus erster Quelle überkommene Feindseligkeit gegen den österreichischen Minister nur zu leicht zu erklären wäre — in seiner Erzählung eine unaufgeklärte Lücke übrig gelassen. Das Vorrücken der Franzosen in die Nähe von Augsburg fand erst im Sommer 1800 statt und erfolgte keinesfalls in dem Grade rasch daß ein kaiserlicher Armee-Bevollmächtigter, der doch jedenfalls mit dem Vorpostendienst nichts zu schaffen hatte, nicht beizeiten im Rücken seiner Truppen das weite suchen konnte.

Darum haben andere Schriftsteller das Gasthofsgespräch Lehrbach's von Augsburg nach München, und aus der zweiten Hälfte Juni 1800 in die Tage unmittelbar nach Bekanntwerden des Rastadter Ereignisses verlegt. Hören wir zuerst was uns die französisch geschriebenen „Erinnerungen eines Sechzigjährigen" von Arnault glauben machen wollen! „Der pfalz-zweibrücken'sche Staats-Minister Commandeur Salabert zu Frankfurt habe, kaum daß er den Bruch der Rastadter Unterhandlungen vernommen, einerseits die französische Gesandtschaft durch Bonnier

warnen lassen, andrerseits seinen Attaché Grafen A * * * mit einem Gesandtschaftsbeamten nach München geschickt wo dieselben im Gasthofe zum goldenen Hirschen ein Zimmer bezogen, das nur durch eine Flügelthüre vor welche man ein Canapee gestellt hatte von einem anstoßenden Salon getrennt war. Eines Abends kommt Graf A * * * vom Schauspiel nach Hause und vernimmt im Nebensaal lautes Gespräch, das bald seine ganze Aufmerksamkeit in Spannung versetzt und ihn die Stimme des Grafen Lehrbach und dessen Secretärs Hoppé erkennen läßt. Am folgenden Abend um dieselbe Stunde das gleiche Zwiegespräch. Graf A * * * hält den Athem an und verlegt sich auf's Horchen, wo er zu seinem großen Erstaunen erfährt daß Lehrbach seinem Mann wohlgeordnet und ausführlich erzählt: wie Österreich alles daran gelegen sein mußte in die Kenntnis jener Reichsstände zu kommen die sich mit Frankreich tiefer eingelassen; wie er sich in Thugut's Auftrag diesfalls an den kaiserlichen Generalissimus gewandt habe; wie dieser nach einigem Sträuben dahin gebracht worden sei den Obersten Barbaczy zu beauftragen sich den Befehlen Lehrbach's zu fügen [169]); wie er, Lehrbach, jetzt in der größten Unruhe sei ob die Sache gut ausgefallen 2c. Der Horcher an der Wand säumt nun nicht länger dem Minister Montgelas von seiner Entdeckung Bericht zu erstatten und empfängt von diesem den Auftrag seine Beobachtungen fortzusetzen. In der dritten Nacht platzt die Bombe. Um Mitternacht hört man ein Posthorn schallen, dem Grafen Lehrbach wird die Depesche über die gelungene That überbracht; doch ist er mit dem Erfolge in hohem Grade unzufrieden. Ich habe dem Obristen aufgetragen, ruft er, durch seine Leute diesen insolenten Bonnier ein wenig durchprügeln (houspiller) zu lassen. Sie haben ihn getödtet! So sei's denn! Aber Roberjot, diesen sanften redlichen ehrenhaften Mann, auch ihn haben sie niedergemacht! Wenn es noch Debry gewesen wäre! . . . Lehrbach wirft sich auf das Canapee, er jammert und wehklagt über den unerwarteten Ausgang [170]), zuletzt gewinnt der Diplomat die Oberhand: Alles in allem wird Österreich jetzt seine Feinde kennen lernen!" —

Dieselbe Erzählung brachten ein Jahr später Graf Thibaudeau in seiner „Denkschrift über den Rastadter Congreß" und L. G. Förster in den „Memoiren des Marschalls Ney", doch mit

mannigfachen Abänderungen. Nach dem ersteren wäre Lehrbach nach seinem Abgange von Rastadt der kais. Armee als „dirigirender Minister" zugetheilt worden und hätte in dieser Eigenschaft, sich überdies auf einen von Thugut erhaltenen Befehl stützend, vom Erzherzog-Generalissimus militärische Unterstützung verlangt und erhalten; in München habe er dann mit Ungeduld die Ankunft des die Nachricht von der Vollziehung seiner Befehle überbringenden Couriers abgewartet und sei dabei von dem Grafen Gravenreuth [171]) belauscht worden u. s. w. „Man begreift jetzt", fügt Thibaudeau bei, „warum die feierlichen Zusagen, die sowohl der Erzherzog als der Kaiser bezüglich der mit aller Strenge und Gerechtigkeit durchzuführenden Untersuchung gemacht hatten, niemals erfüllt wurden. Ob Thugut und Lehrbach die Ermordung der Gesandten geradezu angeordnet oder ob eine brutale Soldatesca ihre Weisungen nur misverstanden und überschritten haben ist eine müßige Frage; die Verantwortung für das Verbrechen in all seiner Scheußlichkeit fällt darum nicht minder auf die beiden österreichischen Minister, deren Namen die Geschichte, die Mörder brandmarkend, an die Seite jener von Barbaczy und Burkhard stellen wird!" Nach Förster (I S. 297—299 Anm.) wäre es eigentlich Erzherzog Karl gewesen der dem Grafen vorstellte „daß es für die österreichische Monarchie von der größten Wichtigkeit sei die von einzelnen Reichsständen mit Frankreich getroffenen Abreden kennen zu lernen; die französischen Minister, nach dem Betragen das sie eingehalten, könnten keine Schonung und Nachsicht in Anspruch nehmen" ꝛc. Nach diesen Expectorationen sollte man meinen daß der Armee-Minister, mit seinem Anliegen ihm die Mittel zur Ausführung zu Gebote zu stellen, dem Generalissimus nur gelegen kommen mußte; doch weit gefehlt: „Erzherzog Karl zeigte einen Widerwillen der nur durch die Mittheilung der Instructionen des Herrn von Thugut besiegt werden konnte". Nachdem Lehrbach in Händen hat was er wollte, trifft er seine Anstalten: die Husaren sollen sich der Papiere bemächtigen, dabei Debry und Bonnier durchprügeln so wie den Baron von Albini „wenn er in ihre Hände fallen würde", und reist nun nach München ab, wo er einen Baron von * * *, „der Sendung des Commandeurs Salabert Ministers des Kurfürsten in Frankfurt attachirt", und einen Herrn

von M * * *, „damals in der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten zu München angestellt“, zu Wandnachbaren hat. Diese, sobald sie ihren Vortheil ersehen, lassen die Kerzen in ein Nebenzimmer bringen „ohne daß der Schimmer durch die Verbindungsthüre dringen und die Bewohntheit des Zimmers verrathen konnte“, lauschen dann im tiefsten Schweigen und schreiben sich was sie vernehmen sogleich auf; „nach jeder Unterhaltung vereinigten sie ihre Bemerkungen und machten daraus eine einzige Darstellung welche sie unterzeichneten und alltäglich bei den auswärtigen Angelegenheiten eingaben“.

Diese Aufzeichnungen, meint Förster, müßten sich „noch in den bayerischen Staats-Archiven befinden“. Arnault stellt dies letztere als ausgemachte Thatsache hin und versichert aus zuverläßiger Hand — „par un homme dont la sagacité en garantissent l'exactitude“ — von dem Actenstücke Kenntnis erlangt zu haben; „ich habe meinen Bericht von ihm in die Feder dictirt erhalten“. Allein gleich darauf erfährt man, daß der Dictirende selbst nicht aus eigener Erfahrung spricht sondern seine Daten wieder von einem andern hat, nämlich „aus dem Munde eines Staatsmannes dessen amtliche Beziehungen ihn in die Lage setzten mehr als einem Geheimnis auf den Grund zu kommen“ .... So lauft zuletzt alles wie es scheint auf eine Gellert'sche Frau-Orgon-Geschichte hinaus, und sind denn auch die gewonnenen Ergebnisse ganz darnach angethan, auf solch unsicheres und unkritisches Basengeschwäz als deren erste Quelle hinzuleiten. Die Einen nennen Augsburg, die Andern München als Schauplatz des Ereignisses; bald ist es ein Graf A * * * bald ein Baron * * * bald ein Graf Gravenreuth der die Rolle des Hauptborchers zu spielen hat; sein Gefährte ist dem „Sechzigjährigen“ zufolge ein aus Frankfurt herbeibeorderter Gesandtschaftsbeamter, während Förster seinen „Herrn von M * * *“ in den Münchener Kanzleien angestellt sein läßt. Die Behorchungsgeschichte selbst leidet an Unwahrscheinlichkeiten wie man ärgere kaum ersinnen kann. Sind Dinge wie die, so zwischen Lehrbach und Hoppé besprochen worden sein sollen, von einer Art daß man sie an einem halböffentlichen Orte, als welchen jeder halbwegs besonnene Mensch ein nur durch einfache Flügelthüren von den anstoßenden Räumen getrenntes Gasthof-Zimmer auffassen wird, mit lauter in's Neben-

gemach vernehmbarer Stimme verhandeln kann? Und liegt nicht geradezu eine Abgeschmackheit darin, zwei seit mehr als Jahresfrist in ununterbrochenem Geschäftsverkehr mit einander stehende Diplomaten gleich Schauspielern auf einer Theater-Bühne auftreten zu lassen, wo die Handelnden Vorgänge die sie gegenseitig längst kennen und besprochen haben müssen, um der Zuhörer willen des langen und breiten von vorn heruntererzählen, wie dies Lehrbach am zweiten Abende seines Belauschtwerdens [172]) seinem Rastadter Amtsgehilfen Hoppé gegenüber gethan haben soll? Sehr sinnreich ist in dem einen der Berichte die von den beiden Horchern angewandte Vorsicht erdacht, das Licht in ein Nebenzimmer bringen zu lassen damit das ihre als ein dunkles und unbesetztes erscheine; allein vergessen wurde dabei zu erklären wie die Spione, jeder für sich, im Finstern ihre Aufzeichnungen machen konnten die sie darnach gegeneinander verglichen und vervollständigten?! . . .

Als so widerspruchsvoll und ungereimt, wie nach dem Auseinandergesetzten kaum jemand längnen wird, dies sonderbare Gewebe von Angaben und Behauptungen sich darstellt, und so geneigt man sich darum fühlen muß dies ganze angebliche Zeugnis einfach von der Hand zu weisen, hielten wir uns dennoch verpflichtet Nachfrage zu pflegen, ob ein Document wie das von Förster und Arnault behauptete in den königl. bayerischen Archiven vorhanden sei. Zu unserer nicht geringen Überraschung empfingen wir von maßgebender Seite die Auskunft: es habe sich dasselbe, von dessen Vorhandensein niemand mehr eine Kenntnis gehabt, allerdings vorgefunden und stimme der Inhalt desselben „so ziemlich" mit dem überein was unsere schriftstellerischen Gewährsmänner als Hauptstoff der Gespräche zwischen Lehrbach und Hoppé angegeben hätten; nur sei es unrichtig daß die beiden zweibrückenischen Berichterstatter in höherem Auftrage gehorcht, da sie dies vielmehr aus eigenem Antrieb gethan hätten. Zu Gesicht bekamen wir trotz eifrigen Bemühens das Document oder eine Abschrift desselben leider nicht.

Dieser uns gewordenen Aufklärung gegenüber stellt sich nunmehr die Sache so: Angenommen den äußersten Fall nämlich, das

Document sei authentisch und es stehe darin alles nicht blos „so ziemlich", sondern es stehe genau so wie Arnault Förster und Thibaudeau berichten — in so weit man nämlich diese drei Aussagen als in gewissen Hauptpunkten übereinstimmend annehmen kann —, so sind es zwei Umstände von denen es abhängt ob es gestattet sei aus jener Urkunde grundhältige Folgerungen zu ziehen, und zwar: erstens ob die beiden Wandnachbarn alles was im Nebenzimmer gesprochen worden mit voller und klarer Deutlichkeit vernehmen konnten, und zweitens ob sie das so vernommene mit gegenständlicher Genauigkeit und Treue zu Papier zu bringen gewillt waren. Wollte man diese beiden Voraussetzungen gelten lassen, so würde dies auf nachstehende eigenthümliche Annahmen führen:

a) daß die kaiserliche Regierung einen Werth darauf gelegt habe in den Besitz gewisser Papiere, die sie in den Händen der abreisenden französischen Minister wußte oder vermuthete, zu gelangen —

b) daß sich Lehrbach für diesen Zweck an den Erzherzog-Generalissimus mit dem Ansuchen gewandt habe, ihm Lehrbach kaiserliches Militär zur Verfügung zu stellen —

c) daß Erzherzog Karl, wiewohl nach einigem Sträuben, jenem Ansuchen nachgegeben und an den Szekler-Obersten den Befehl erlassen habe sich den Weisungen Lehrbach's zu fügen —

d) daß Lehrbach diese Gelegenheit benützt habe zugleich sein persönliches Müthchen an zweien der Minister, Bonnier und Jean Debry, zu kühlen, denen Barbaczy durch seine Leute das Leder gerben lassen möge ....

Gibt es wirklich jemand, so dürfen wir fragen, der es für möglich hielte daß ein so feiner Geist und vornehmer Charakter wie Erzherzog Karl sich in eine so plumpe Falle verlocken lassen? Daß er, wir sagen nicht alle Begriffe von Völkerrecht, sondern nur ganz gewöhnlichen Anstand und Sitte, dabei aber zugleich jede politische Vorsicht und Klugheit so sehr habe hintansetzen können, durch seine Soldaten Hand an gesandtschaftliche Personen legen zu lassen? Denn darauf lief es doch, falls die Gesandten die von ihnen um jeden Preis zu erlangenden Papiere nicht gutwillig hergeben wollten, in letzter

Linie hinaus, wenn man auch das Durchprügeln, woraus im Lauf der Begebenheiten ein Todtschlagen geworden sein soll, ausschließlich auf Lehrbach's Rechnung schreiben will. Mit diesen Annahmen wäre es aber nicht einmal abgethan. Man müßte ferner voraussetzen daß der Erzherzog mit dem Grafen Lehrbach sei es vor oder nach der Katastrophe bindende Abrede getroffen habe, ihre amtliche Correspondenz gegeneinander so einzurichten als ob zwischen ihnen nie ein Wort über eine gewaltsame Anhaltung der französischen Minister gefallen, geschweige denn etwas darüber verhandelt und abgemacht worden wäre. In der That, ohne solch voraus abgekartetes Komödiantenthum wäre es unbedingt nicht zu erklären, wie zwischen dem schuldigen Lehrbach und dem mitschuldigen Erzherzog Schreiben solchen Inhalts und Tones hätten gewechselt werden können wie dies in That geschehen ist[173]), wohlgemerkt Schreiben, bei denen man nicht zu besorgen hatte daß davon ein anderer Gebrauch als von Seiten des, nach der obigen Voraussetzung ja gleichfalls mitwissenden Wiener Cabinets gemacht werden könnte!

Faßt man aber weiter ins Auge:

daß gerade an Roberjot, also an denjenigen unter den Gesandten welchen Lehrbach habe geschont wissen wollen, die dreimal wiederholte Frage, ob er es sei, gerichtet worden, damit die Angreifenden nur gewiß nicht irre gehen auf wen sie einhauen wollen —

und nimmt man dazu, was wir später des näheren darthun wollen,

daß alle Umstände des Vorganges gegen die Annahme sprechen,

es habe sich dabei um den Raub gewisser Papiere gehandelt, — mit andern Worten, zeigt es sich daß eben jene beiden Umstände die als das wesentliche und eigenthümliche der von Arnault und Genossen uns aufgetischten Erzählung betrachtet werden müssen, mit den von so vielen Augen- und Ohren-Zeugen uns verbürgten Einzelnheiten des Ereignisses in geradem Widerspruche stehen, so bleibt — immer vorausgesetzt daß das vorhandene Document ursprünglich und ächt sei — nichts übrig als anzunehmen: die beiden Horcher an der Wand haben entweder nicht richtig gehört und verstanden, sondern in ihrer Aufzeichnung niedergelegt was sie, ein-

genommen von den durch Görtz Dohm Rechberg und Andern allerorts verbreiteten Gerüchten, gehört und verstanden zu haben meinten; oder sie haben nicht das zu Papier gebracht was sie wirklich gehört und verstanden haben, sondern jenes was sie gehört und verstanden zu haben wünschten.

26.

Ohne Zweifel waren es diese wahrhaft handgreiflichen Ungereimtheiten warum spätere Schriftsteller die Erzählungen des „deutschen Staatsmanns" und des „Sechzigjährigen" beiseite legten [174], ohne doch darum das einmal erkorene Opfer ihrer Muthmaßungen aus dem Garne zu lassen, sei es daß sie auf den Grafen Lehrbach allein alle Schuld wälzten oder daß sie ihm mehr die Rolle eines Werkzeuges anderer treibenden Kräfte zuwiesen.

In die letztere Kategorie gehört insbesondere der Ritter von Lang, einer der Theilnehmer am Rastadter Congresse der aber seine bezüglichen Erinnerungen mehr als vier Jahrzehente später der Öffentlichkeit übergab. Lang scheint eine misgünstige gallige Natur gewesen zu sein; mindestens treten in seinen „Memoiren" wenige Persönlichkeiten auf denen er nicht etwas anzuhängen wüßte. Vom Grafen Lehrbach hat er eine Schilderung entworfen die ein wahres Zerrbild genannt werden kann: „der Kopf oben chinesisch unten africanisch, das Colorit zigeunerisch, die Locken wie ein Tubus in den Himmel schauend, das dünne Zöpflein über den Kopf emporragend wie die Spitze eines Wetterableiters, übrigens Gang und Haltung wie in einer ewigen Hobs-Anglaise". Dieser Mann des Erbarmens nun hat, nach Lang's „Dafürhalten", den Gesandtenmord „auf seine eigene Faust" herbeigeführt; aber auch wieder nicht auf seine eigene Faust sondern „im Auftrage der Engländer, denen ein solches tragisches Schauspiel der Wuth und Rache als ein Pfand der erneuerten unversöhnlichen Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich galt". England habe nämlich „gar keinen geheimen Vertreter und Unterhändler" bei dem Con-

greß gehabt, sondern diese Mission vermúthlich Lehrbach übernommen „der dann wieder seinen Anhaltspunkt bei der englischen Mission in München gefunden". Dem Grafen habe eine That wie der von England angestiftete Gesandtenmord „noch als recht löblich und ächt tyrolerisch" vorkommen mögen „wobei er nicht lang fragen dürfe, die Billigung komme schon hintendrein" (I S. 321, 347 f.).

Lang's memoiristisches Conterfey des österreichischen Grafen hat ein paar Jahre später ein Mann sich angeeignet der dem Andenken Lehrbach's mehr Schaden zufügte als alle seine Vorgänger, und eben damit ein größeres Verbrechen beging als jenes war dessen er Lehrbach beschuldigte, indem er ohne allen Grund und Beweis, blindem Haß und Geifer die Zügel schießen lassend, Verdächtigungen ausstieß die dann auf seine Autorität hin von vielen seiner Nachfolger ohne weitere Prüfung hingenommen und fortgetragen wurden. Hormayr meinen wir, der jedoch zu dieser seiner Überzeugung (?!) von der Blutschuld Lehrbach's erst in der Zeit gekommen war wo er aus einem Bewunderer und Lobredner Österreichs ein Hasser und Beschimpfer seines früheren Vaterlandes geworden. In der noch in seinen Wiener Tagen geschriebenen allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit (II S. 87 vgl. mit 120 f.) stellte er die Sache ohne irgend eine Verdächtigung dar: „vergeblich gewarnt durch den österreichischen Vorposten-Commandanten" seien die französischen Minister, die aber „vielmehr mordbrennerische Kriegsherolde waren", dem Rheine zugeeilt wo Bonnier und Roberjot „unter den Säbeln eines in Szekler-Husaren vermummten räuberischen Haufens" gefallen seien ꝛc. Kaum aber hatte Hormayr den österreichischen Staatsdienst verlassen und war nach Bayern gewandert, so waren es ihm keine vermummten sondern wirkliche Szekler-Husaren welche die zwei französischen Minister zusammen hieben, und nicht ein Raubanfall sondern eine von weiter Hand angelegte Mordthat war es was vor dem Rheinauer Thore von Rastadt sich ereignete.

Anfangs trat Hormayr mit seiner neuen Behauptung noch ziemlich mild auf. Er ließ zwar an dem Grafen Lehrbach — denn dieser als moralischer Urheber wurde von jetzt an von ihm in den

Vordergrund geschoben — kein gutes Haar. „Kriechend und übermüthig", so schilderte er ihn, „feig aber um so kecker trotzend, mit demjenigen herauspolternd was ein anderer im tiefsten Busen verborgen hätte, eckig und stachlicht in den Formen und selbst in erkünstelter Freundlichkeit unangenehm, ein durch die fühlloseste Compromittirung sich selbst der trefflichsten Werkzeuge beraubender Egoist ohne Moral, ohne einen einzigen ihm eigenthümlichen Gedanken" . . . . Bei einer solchen Persönlichkeit, meinte Hormayr weiter, sei es denn nicht zu verwundern gewesen „daß die öffentliche Stimme ihm manches anschuldigte was er vielleicht nie begangen hatte" [175]). Diese letztere Schranke jedoch, diese Einräumung der Möglichkeit daß dem Grafen Lehrbach durch das was ihm von böswilliger Seite aufgebürdet worden Unrecht geschehen sein könnte, ließ Hormayr von der Mitte der vierziger Jahre ganz und gar fallen; es war ihm nunmehr ausgemacht daß niemand anderer den Gesandtenmord veranlaßt hatte als der „rohe und wilde Lehrbach", dieser Ausbund von Schlechtigkeit, „selbst zum Pfaffenknechte zu gedankenarm und zu gesinnungsleer", der ganz anderer ruchlosen Thaten fähig war als blos ein paar französischen Ministern das Leder gerben zu lassen! „Sollte Lehrbach des Lebens je froh werden so mußte er täglich ein Wehe bereiten, ein Unglück einfädeln oder mit einem Gewaltstreiche losdonnern können" (Andreas Hofer I S. 78 vgl. mit: Kaiser Franz und Metternich S. 30).

Variationen für die Rastadter Geschichte finden sich in den spätern Hormayr'schen Schriften zwei, von denen die eine mit der Politik die andere mit der Soldatesca in Verbindung stehen. Ein doppelgängiger Spion, erzählt er nämlich in seinen „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege", Karl Schulmeister mit Namen, habe einerseits dem Grafen Lehrbach zugeflüstert „was für ein Fang bei den Gesandten zu machen sei", andrerseits aber diesen letztern gerathen „alles wichtige im größten Geheimnis zu verbrennen", was sie denn wirklich in der Nacht vor ihrer Abreise gethan [176]). Den Grafen Lehrbach leitete, unserem Anemonisten zufolge, vorzugsweise das von ihm und seinem Bruder (?) dem Domherrn Damian Hugo mit leidenschaftlicher Haft verfolgte österreichische Tausch-Project mit Bayern; „sie hatten

dieses Erbstück aus dem politischen Testament Eugens und Kaunitzens durch jedes Mittel unter den ungünstigsten wie unter günstigen Constellationen durchzutrotzen gestrebt". Welchen Haß habe nicht Lehrbach bei jeder Gelegenheit gegen die präsumtiven Anwärter auf den bayerischen Besitz Karl und Max Joseph von Zweibrücken geäußert?! „Seine Moralität genoß im Publicum eines so glänzenden Rufes daß Lehrbach und sein Helfershelfer Prinz Christian von Waldeck in Aller Munde waren als gerade im lebendigsten Umtrieb der Austausch-Ideen das alleinzigste junge Reis vom ganzen Stamme Wittelsbach, das neunjährige Söhnlein Herzog Max' und der sächsischen Amalia plötzlich starb"[177]). Dazu müsse man Lehrbach's „triumphirenden Pfauenstolz" 1795 in Innsbruck gesehen, dessen „erotische Scherze bei der Vermählung seines siebenzigjährigen Karl Theodor mit der achtzehnjährigen Erzherzogin Leopoldine" gehört haben! „Wie sicher glaubte er sein Werk vollbracht, wie unbesonnen sprach er zu Vertrauten von einer hoffentlich baldigen österreichischen Vormundschaft und von sich selber als Präses der Regentschaft!" ... Während des Congresses zu Rastadt sei dann der Plan zur Reise gekommen und kein Mittel habe es gegeben vor dem Lehrbach zurückschreckte. Sei nicht der Secretär Mieg „Zeuge der pöbelhaften Drohungen und der goldenen Berge" gewesen von denen Lehrbach in Rastadt gegen den kurpfälzischen Deputirten Zentner abwechselnd Gebrauch gemacht habe um ihn zum Werkzeuge für seine Plane herzurichten? Ja seien nicht Zentner und Mieg „Zeugen" des Rastädter Gesandtenmordes gewesen, die beide „gar wohl wußten" daß es dabei auf Habhaftwerdung gewisser Papiere abgesehen war? (Andreas Hofer I S. 176.)

Doch war es Lehrbach allein, dem die Schuld jener nächtlichen Gräuelthat beizumessen? Mit nichten! Weder in der Einfädelung noch in der Ausführung habe es ihm an mehr oder minder hochstehenden Helfershelfern gefehlt. In ersterer Hinsicht seien es Thugut und „Victoria von Pontet" gewesen die in Wien mit ihm den Schlag vorbereitet[178]). Andrerseits habe er in der kaiserlichen Armee weitverzweigte Berührungspunkte gehabt. Der als k. k. Feldzeugmeister im Pensionsstande verstorbene Baron Mayer von Heldenfeld, im Jahre 1799 Obristlieutenant und Generalstabschef des FML. Sztaray, habe

es wenn er gesprächig wurde „keinen Hehl“ gehabt „daß er selbst auf geheimen Befehl, ohne ein was? oder warum? zu wissen, hinter der spanischen Wand mit der Oberleitung des Ganzen beauftragt gewesen sei“, an dessen Ausführung die Szekler-Officiere Doldalagy Dravetzky Kerezstes[179]) ihren Theil gehabt; „einige fanatische Emigrirte, einige Wiener Naderer als Husaren vermummt“ hätten gleichfalls mitgewirkt. Aber auch einflußreiche Männer der geheimen Kriegskanzlei oder des Generalstabs wie Faßbender, der nachmalige salzburgische Hofkanzler Bleul, Ober-Kriegs-Commissar Floch, Duka 2c. konnten nicht ganz im Dunkel sein“ (Lebensbilder I S. 187 und III S. 129 f.).

Wir haben also, wenn wir alles was Hormayr in seinen letzten Schriften über den Rastadter Gesandtenmord vorgebracht hat zusammenfassen, eine ganze Reihe von Urhebern Thätern Mitschuldigen und Theilnehmern an diesem Verbrechen: zwei kaiserliche Minister, eine hoch-aristokratische Dame, einen Doppel-Spion, neun bis zehn Militär-Beamte und Officiere, eine Anzahl Szekler-Husaren, eine dito französischer Emigranten, eine dito Wiener Spitzeln. War es da nicht wahrhaftig zu wundern daß von all diesen vielen Mitwissern, zu denen noch die beiden „Zeugen“ des Gesandtenmordes Zentner und Mieg zu zählen sind, nur der einzige Heldengreis Mayer aus der Schule geschwazt und den edlen Freiherrn von Hormayr dadurch in die Lage gesetzt hat die Nachwelt über den eigentlichen Hergang einer fast durch ein halbes Jahrhundert dunklen Begebenheit außer Zweifel zu setzen? Aber selbst jener einzige Berichterstatter, was meinte er ernstlich, was gab der Schalk aus eigenem hinzu? Denn oft berührte Mayer, wie wir durch den Anemonisten erfahren, das Thema mehr blos zum Scherz, nämlich „um seinen servil gebückten und lobrednerisch wedelnden Schwager zu ärgern, den General und Kriegs-Archivs-Director Moriz Gomez de Parientos“! Endlich hat Hormayr vergessen uns aus den Mittheilungen des pensionirten Feldzeugmeisters aufzuklären in welchem Verhältnisse dieser, der „hinter der spanischen Wand mit der Oberleitung des Ganzen beauftragt gewesen“, zu Karl Schulmeister gestanden, welcher letztere einerseits für sich doch auch eine Art Urheberschaft und Leitung beim Gesandtenmorde in Anspruch nehmen durfte, während er andrerseits

als „Augenzeuge" der That doch nur in einer der drei Eigenschaften: Szekler, Emigrant, Wiener Naderer, sich an Ort und Stelle befunden haben konnte! . . .

An welche dieser Auslegungen sollen wir uns demnach halten? Es scheint mir thun am besten: an keine von beiden! Es dürfte überhaupt mit der Zeit dahin kommen daß man Hormayr gar nichts mehr glauben wird was nicht von anderer verläßlicherer Seite wenigstens mittelbar Bestätigung findet. Ein Recensent in den vierziger Jahren hat seine Schriften mit einem vollgesogenen Schwamm verglichen: „wenn man druckt so rieselt es aus hundert Poren zugleich"; und ein anderer meinte, es sei nicht ohne Bedeutung „daß Anemone zu deutsch ein Windröschen heißt", da es künftige ernstere Forscher in nicht geringe Verlegenheit bringen müsse die zweiunddreißig Spitzen der Windrose aufzusuchen aus denen der Verfasser seine Dingerchen alle zusammengeblasen. Es lag unstreitig in Hormayr's Kopfe ein ungeheures Material aufgespeichert, allein sein Gedächtnis war nicht überall treu oder gewissenhaft genug um nicht mit seiner lebhaften Phantasie und seiner noch unruhigeren Leidenschaft Allianzen einzugehen, die der Sache zu deren Kämpen er sich zeitweise aufwarf nur schaden konnten.

Allein Betrachtungen wie diese scheint man bisher noch keineswegs häufig angestellt zu haben. Wie wäre es sonst denkbar daß Angaben gleich denen Hormayr's über den Gesandtenmord, mit kecker Stirn ohne den Schein eines Beweises vorgebracht, theilweise mit sich selbst im Widerspruch, in der deutschen historischen Literatur lange Zeit keinen Gegner fanden, ja von Schriftstellern mitunter gefeierten Namens mit einer Art gläubiger Bereitwilligkeit und Genugthuung hingenommen wurden?! Professor Jacob in seinen „Beiträgen zur französischen Geschichte" (S. 331 – 378) wies, vorzüglich auf Hormayr's Autorität gestützt, offen auf Lehrbach als Urheber des Rastadter Gesandtenmordes hin. Wirth in seiner vielgelesenen „Geschichte der Deutschen" (Auflage von 1846 IV. S. 334—336) constatirte die Thatsache, „daß die österreichischen Minister Thugut und Graf Lehrbach wirklich darauf ausgegangen waren den französischen Ge-

sandten bei ihrer Abreise von Rastadt gewisse Papiere abnehmen zu lassen; Oberst Barbaczy erhielt daher von ihnen den Auftrag den Gesandten mit Schonung der Person die bemerkten Briefschaften gewaltsam wegzunehmen" 2c. Wilhelm Wachsmuth (Zeitalter der Revolution III. S. 94—98) nahm keinen Anstand den tückischen Wink zu geben: „Ob Thugut um die Sache gewußt habe bleibt im Zweifel; auch hier heißt es wie von Lehrbach, es ist seinem Charakter wohl zuzutrauen". Und Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (VI. S. 182 f. Anm.) erklärte es, nachdem er erst das Andenken der Königin Karolina von Neapel mit der Möglichkeit dieser Blutschuld befleckt, zuletzt als „ganz zuverläßig", „ganz gewiß", daß „Thugut und seine rechte Hand Lehrbach, um gewisse ihnen verderbliche Papiere wegnehmen zu lassen, nicht um die Gesandten zu tödten, den Plan der Gräuelthat faßten und daß Oberst Barbaczy sie ausführen ließ". Von allen damaligen Historikern war es fast der einzige Rotteck (Auflage von 1833 IX. S. 277) der Anstandsgefühl genug besaß, eine von, ihrer Quelle nach so unlauteren, in ihrem Inhalte so bedenklichen Zeugenschaften unterstützte Thatsache seinem Publicum nicht als glaubwürdig oder gar ausgemacht aufzudringen, sondern sich auf die allgemeine Bemerkung zu beschränken: „Das Directorium benützte diesen bedauerungswürdigen Vorfall zur Wiederaufreizung des Hasses wider Österreich; dieses aber, welches nach dem Verlangen des Reichstages über die Schreckensthat eine Untersuchung verordnet hatte, schlug nachmals dieselbe plötzlich nieder".

Allein selbst noch in den fünfziger und sechziger Jahren durfte es Häusser wagen die Lästerungen und Verdächtigungen Hormayr's [150]) in den Rahmen beglaubigter Geschichte zu fassen. Ja während die Früheren doch mindestens so weit an sich hielten die beiden österreichischen Minister nur der Absicht und Veranstaltung zu zeihen, in den gewaltsamen Besitz gewisser Papiere zu gelangen, dagegen den Mordbefehl ausdrücklich von dem Andenken derselben fernzuhalten, entblödete sich Häusser nicht auch diesen schwer wiegendsten Verdacht böswillig und lästerlich auf die Manen Thugut's und Lehrbach's zu werfen. Wie Danton einst die September-Mordthaten organisirte um jede Umkehr und Versöhnung abzuwenden, so sollten Thugut

und Lehrbach, „die beide ihren Grundsätzen und Mitteln nach allerdings auf gleicher Höhe mit den jacobinischen Schreckensmännern standen", zum Gesandtenmord gegriffen haben „um alle Friedens- und Vermittlungsgedanken unter dem Eindruck dieser entsetzlichen That zu begraben". Dazu sei das Gefühl der Rache für die Veröffentlichung gewisser Österreich compromittirender Artikel, des Friedens von Campoformio und der Convention vom 1. December 1798 (recte 1797) durch die Franzosen getreten, „und Thugut war unzweifelhaft der rechte Mann die Enthüllungen der jacobinischen Gewalthaber rücksichtslos und blutig zu vergelten". Endlich habe es, „eine der eifrigsten Bemühungen der Thugut-Lehrbach'schen Politik", gegolten Bayern „zu compromittiren und in den Augen des wilden Paul von Rußland als Verräther hinzustellen um mit russischer Hilfe endlich die langersehnte Lieblingsbeute zu erhaschen . . Vielleicht war beides anbefohlen: die Papiere zu rauben und sich zugleich des ewigen Stillschweigens ihrer Besitzer zu versichern" . . . „Alles deutet darauf hin daß die Barbaczys Burkhards und ihre Husaren nur die bestellten Werkzeuge gewesen sind; die Haltung der österreichischen Regierung war die eines Mitwissers und Mitschuldigen, der die unparteiische Prüfung mit allen Mitteln zu hindern sucht" (Deutsche Geschichte II. S. 228, 233—336).

27.

Es bedurfte voller siebenzig Jahre seit Gentz' muthvollem Auftreten ehe sich ein bezüglich Österreichs gleich unabhängiger deutscher Schriftsteller fand, um dem gegen das Erzhaus und dessen Organe gerichteten Argwohn und Unglimpf mit offenem Visier entgegenzutreten und jene scheelsüchtige Gier, das Andenken des eigenen damaligen Staatsoberhauptes durch Blosstellung von dessen Dienern zu beflecken, geziemend zu brandmarken. „Schändlich bleibt es immer für die Völker, besonders aber für Deutschland", diese Worte Lehrbach's rief 1869 Karl Mendelssohn-Bartholdy seinen Lesern in's Gedächtnis

(Rastadter Gesandtenmord S. 41), „daß man über zufällige Vorfälle so viel spricht, auch Gift ausgießt, während man über die französischen Mishandlungen alles mit kaltem Blute ansieht und stillschweigt, wohin die Behandlung mit dem Papst, das Versengen in Tyrol (wo man mit Menschen angefüllte Scheuern mit Feuer angezündet hat) und die unzähligen politischen Ungerechtigkeiten in Italien gehören".

Mendelssohn war vor allem bestrebt, dasjenige was die beiden „dunklen Ehrenmänner" Lang und „der unverbesserliche Lügner Hormayr" gegen Lehrbach vorgebracht in das gehörige Licht zu stellen. Die ganze Haltung des Grafen rufe „psychologische Überzeugung von der Richtigkeit der Anklage" hervor; man habe auch nicht den Schein eines Zeugnisses, weder eine mündliche noch eine schriftliche beglaubigte Äußerung Lehrbach's nachweisen können die ihn zu graviren vermöge. „Wo in aller Welt aber war es bisher Sitte", ruft der Verfasser mit gerechter Entrüstung aus, „einen Angeklagten schwerer Verbrechen für schuldig zu erklären ohne ihn selbst gehört zu haben? auf bloses Gerede seiner Gegner hin?" (S. 38). Das Motiv das Lehrbach zur Anstiftung einer so ruchlosen That vermocht haben sollte sei eine Lächerlichkeit; Lang selbst gebe zu verstehen wie er sich „um eine Kleinigkeit" in Rastadt Reichs-Deputations-Protocolle durch seinen „Stiefelwichser und Kleiderausputzer" zu verschaffen gewußt; würden unter solchen Umständen, meint Mendelssohn, nicht „höhere Summen das geheime und geheimste zu Tage gebracht haben?" (S. 44).

Wen solle man nun, wenn der gegen die österreichische Regierung angeregte Verdacht grundlos, für den Urheber halten? „Wenn derjenige die That nicht begangen hat", antwortet Mendelssohn, „der erkennen mußte daß sie gegen sein Interesse stritt, so haben sie jene begangen welche so einfältig waren zu glauben daß sie in ihrem Interesse lag". Da gab es nun allerdings „damals eine Schaar von wilden hirnwüthigen Gesellen auf welche sich naturgemäß der Verdacht lenken mußte ... das waren die Emigranten! Fanatische unbelehrte Anhänger des Alten schürten sie an den Höfen den Haß gegen die neue Zeit und zitterten nur vor der einen Furcht: daß ihre Verleumdungen und Hetzereien erfolglos seien" (S. 45—47). „Als Seine Majestät König Ludwig XVIII. sich im April 1796 bei Höchstdero

‚getreuer Armee in Schwaben‘ einfanden und daselbst mit Pomp empfangen wurden, hieß es bei Musterung der adeligen Infanterie: ‚Hier Euer Majestät Regiment Auvergne!‘ Das Regiment bestand aus acht Mann die vor dem legitimen Monarchen salutirten! Wer also daran gewöhnt war aus Hochmuth und Standesdünkel nicht mehr klar vor den Augen zu sehen und sich selbst und der Mitwelt Illusionen zu bereiten, der besaß auch die hinreichende Verblendung um die französischen Gesandten für große staatsgefährliche Leute, und neben der Bosheit auch die Dummheit um ihre Ermordung als eine preiswürdige politische Maßregel anzusehen“ (S. 60 f.). Möglich, meint Mendelssohn weiter, daß die Fäden der Blutthat in die höchsten Kreise der Emigranten hinaufreichten, und damit wäre dann auch der Schlüssel gegeben warum von den Ergebnissen der Untersuchung nichts bekannt wurde: „Das Wiener Cabinet konnte, zumal im Sommer 1799 da die österreichischen Waffen in siegreichem Fortschreiten waren und da eine Unterwerfung der Franzosen, die Restauration ermöglicht schien, schwerlich daran denken durch Hinweis auf die wahren Anstifter der Blutthat vom 28. April 1799 das französische Volk noch mehr gegen seine ehemaligen Beherrscher zu empören als es schon empört war“ (S. 58). Von diesem Standpunkte aufgefaßt gewinne denn auch das Rastadter Ereignis seine historische Bedeutung: „Die That war eine Folge der Emigranten-Politik, darauf gerichtet einen Bruch herbeizuführen, Österreich mit der französischen Republik unheilbar zu compromittiren. Wie einst im Mai 1649 schottische Emigrirte zu Madrid durch den Mord des englischen Gesandten Doreslaus gegen die englische Republik protestirt hatten, so protestirte jetzt die wilde Ohnmacht der französischen Emigration gegen das Directorium ... Rastadt bezeichnet, wie später Ettenheim und Vincennes, ein Blutmal in der Geschichte jenes gewaltigen welthistorischen Ringens zwischen der Revolution und ihren Gegnern. Auf beiden Seiten paarten sich Rachsucht und Verblendung“ (S. 60—62).

Das ritterliche Bestreben eines deutschen Schriftstellers das damalige Wiener Cabinet und dessen Mitglieder von dem Verdachte einer Blutschuld zu reinigen mußte alle Kreise, denen es gelungen war seit

Jahrzehnten jenen Verdacht einzig auf der österreichischen Fährte zu erhalten, in ungemeine Aufregung versetzen. Rasch nacheinander erschienen ein paar Schriften die den Eindruck der Mendelssohn'schen Beweisführung verwischen sollten.

Das erste war daß man den „authentischen Bericht" vom 1. Mai 1799 in neuer Auflage, sonst ganz in der Form und Schreibweise seines ursprünglichen Erscheinens, abdrucken ließ.

Sodann veröffentlichte der Lyceal-Professor E. Zandt in Karlsruhe auf den Gesandtenmord bezügliche Erinnerungen seines Vaters, auf dessen „bis in's Greisenalter" treues Gedächtniß er sich beruft. Doch bringen diese Notizen im Grunde wenig und nur unwesentlich neues; die stärkste „Erinnerung" von Zandt sen. scheint die an den „authentischen Bericht" selbst gewesen zu sein, dessen Einzelheiten in der Zandt'schen Erzählung mitunter so genau wiederkehren daß man den Bericht selbst zu lesen meint. Als eigentlicher Zweck der Herausgabe des Zandt'schen Schriftchens ergibt sich nicht sowohl der, die Emigranten von der Mitschuld an der That zu entlasten — vielmehr weisen Zandt sowohl sen. als jun. ausdrücklich darauf hin (S. 39 Anm.) —, als vielmehr jener, den Grafen Lehrbach und die österreichische Regierung aus dem Verdachte mittelbarer Urheberschaft nicht herauszulassen. Denn „wenn es sehr wohl möglich ist", sagt Zandt jun., „daß französische Emigranten bei dem Morde die Hand im Spiele hatten, so ist es doch sehr unwahrscheinlich daß sie, und nur sie, die eigentlichen Anstifter des Ueberfalls waren" (Vorwort S. IV). Im Gegentheil, „schon längst" herrsche in Deutschland die Ansicht vor „daß die intellectuellen Urheber jenes Überfalles es überhaupt gar nicht auf die Ermordung der Gesandten, sondern auf gewisse Papiere abgesehen hatten in deren Besitz sie kommen wollten, und auch diese Absicht wird von den Meisten nicht der österreichischen Regierung als solcher, sondern gewissen Personen zur Last gelegt welche damals in Oesterreich eine einflußreiche Stellung inne hatten, namentlich dem Grafen Lehrbach" (S. 2). Zandt jun. sagt nun zwar allerdings an keiner Stelle ausdrücklich daß er selbst auch dieser Meinung sei, aber die ganze Haltung seiner Schrift verräth es daß er niemand andern als den österreichischen Grafen für den Hauptschuldigen gelten lassen will [181]).

Was der Sohn aus dem Nachlasse seines Vaters eigenthümliches bringt, sind größtentheils ganz haltlose Muthmaßungen — wie S. 24 das „Gerücht“ Lehrbach habe seinen Bedienten George, einen gebornen Franzosen, in Rastadt zurückgelassen und dieser sei es gewesen der in Szekler-Uniform gekleidet die Mordthat geleitet habe; oder S. 34 das „Gerücht“ es sei in Kannstadt in das aus dem Haupt-Quartiere des Generalissimus gesandte Militärpaquet ein mit der Unterschrift des Erzherzogs in täuschender Weise nachgemachter Befehl eingeschoben worden —, oder Anekdoten von ganz untergeordnetem Werthe. Oder soll z. B. aus dem Umstande daß der S. 32—34 erwähnte k. k. Officier in der Wirthsstube zu Stockach dem Notar Mezger zuflüsterte: „Sie müssen nicht sagen die Szekler hätten die Gesandten ermordet, Franzosen haben es gethan“, etwa der Beweis fließen die Franzosen hätten es nicht gethan, sondern die Szekler hätten es gethan?! . . .

Der mit Waffen so unstatthafter Art angegriffene Mendelssohn hatte vollen Grund, gegen diese „Anekdoten-Sammlung“ des Herrn Zandt sen. mit gespitzter Feder zu Felde zu ziehen und das dilettantenhafte Unterfangen von Zandt jun. mit dem Zuruf zurückzuweisen: Sutor ne ultra crepidam! In der entschiedensten Weise spricht er sich gegen den „Lehrbach-Mythos“ aus „der sich gebildet hatte und den jetzt zu zerschlagen mir Pflicht und Befriedigung ist“, und verbietet er sich ein für allemal die Anwendung der „Zweiseelen-Theorie“, hinter der sich von allem Anfang die meisten Anschuldiger des österreichischen Grafen zu verschanzen suchten: „Einen so hochgestellten und einflußreichen Mann wie den Grafen Lehrbach kann man wegen eines Staatsverbrechens nicht anklagen ohne zugleich die Regierung zu beschuldigen der er dient“ (S. 6). Und wenn man sagen wolle die Weisung Lehrbach's sei blos dahin gegangen sich mit Gewalt gewisser Papiere zu versichern, tauche nur ein neues Räthsel auf; denn „könne man österreichischen Soldaten zutrauen daß sie auf eigene Faust mordeten? Und wenn sie es nicht thaten wer ermuthigte sie ihre Ordre zu überschreiten?“ (S. 7). —

Eine Gegenschrift von ungleich größerer Bedeutung als die Zandt'sche „Anekdoten-Sammlung“ erschien fast gleichzeitig mit der

letzteren aus der Feder des Freiherrn Reichlin-Meldegg, eine Arbeit von um so bedenklicherem Charakter als sie sowohl durch die Versicherung des Verfassers „den Quellen" nachgegangen zu sein, wie durch den anständig ruhigen Ton ihres Vortrages auf den unbefangenen Leser den Eindruck unparteiischer Forschung machen könnte, wovon sie von Haus aus das gerade Gegentheil ist. Dem Kundigen muß schon bei der Darstellung des Ereignisses, die den I. Abschnitt der Reichlin'schen Schrift bildet und sich sonst vielfach, mitunter in langen wortgetreuen Auszügen, an den Dohm'schen Bericht vom 1. Mai 1799 hält, auffallen, daß sorgfältig alles vermieden ist was darauf führen könnte daß von den angreifenden Dunkelmännern französische Worte gesprochen worden seien. Noch auffallender tritt die Absicht mit welcher der Verfasser seine Feder in die Hand genommen aus dem Umstande hervor daß er, unmittelbar nach der Darstellung des Ereignisses, im II. Abschnitte das „Verhalten der österreichischen Regierung" einer Behandlung unterzieht welche, mehrere wichtige Mittelglieder beiseite lassend oder überspringend, zu dem Endergebnisse eilt: daß jenes Verhalten „keinen anderen Schluß ziehen lasse als daß man gegen den Anstifter des Mordes, beziehungsweise gegen denjenigen auf dessen Befehl die Szekler handelten, nicht vorgehen wollte, und daß jene Person eine Stellung eingenommen hat die sie einerseits ermächtigte von dem Obersten der Szekler Befolgung ihrer Befehle zu erwarten andrerseits aber vor gerichtlicher Verfolgung schützte" (S. 26 f.). Auch Reichlin hat, gleich den beiden Zandt, nicht den Muth „jene Person" mit Namen zu bezeichnen; er beschuldigt nur im allgemeinen die „österreichische Regierung" der es um den Besitz wichtiger Papiere zu thun gewesen sei, und spricht dieselbe höchstens von dem Verdachte des Mordbefehles frei da ihr „wohl die Erlangung der Gesandtschafts-Schriften nicht aber der Tod der Gesandtschafts-Personen von Wichtigkeit sein konnte" (S. 37). Einen schlagenden Beweis gegen die Mendelssohn'sche Anschauung erblickt Freiherr von Reichlin darin, daß innerhalb eines Umkreises von vier Stunden um Rastadt keine Emigranten sich aufhalten durften und daß nach dem Armeebefehle vom 22. April 1799 alle Emigranten sich auf mehrere Stunden hinter die Armee zurückziehen mußten (S. 31). Als ob Gebot und Befolgung ein und dasselbe Ding wären! Und als

ob es nicht festgestellt wäre daß trotz wiederholter scharfer Weisungen und Maßregeln immer wieder, und bis in die allerletzten Tage wo das Ereignis stattfand, Emigranten in Rastadt oder doch in unmittelbarer Nähe des Ortes getroffen wurden! Den widerlichsten Eindruck macht die Reichlin'sche Schrift, wenn man inne wird wie der Verfasser aus allen Winkeln Gründe aufliest und zusammenklaubt die es bezüglich der französischen Regierung sollen erklärlich erscheinen lassen warum sie keine ernsten Schritte gethan habe die Auffindung und Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen (S. 37 f.), während er der damaligen deutschen Regierung aus einer ähnlichen, nur nicht so grellen Unterlassungssünde — denn von Wien aus war doch mindestens die Untersuchung eingeleitet und allen Ernstes in Angriff genommen worden! — das größte Verbrechen macht.

Im Contexte seiner Schrift beruft sich Baron Reichlin auf einen „einige Tage nach dem Morde" geschriebenen „Brief des Rittmeisters Burkhard" dessen Inhalt keinen Zweifel an der Betheiligung der österreichischen Regierung übrig lasse. Der Verfasser verschweigt daß er Form und Wortlaut dieses Briefes nicht selbst eingesehen, sondern nur eine sehr verschwommene Kenntnis von der Existenz eines solchen aus dritter Hand geschöpft hat. Reichlin's Citate nachgehend fanden wir nämlich in Nr. 66 des „Schwäbischen Mercur" vom 19. März 1869, „Kronik" S. 773, das „Eingesendet" eines „Dr. F. N." (Notter), das wir mit Weglassung des unwesentlichen Einganges schon darum vollinhaltlich hersetzen wollen weil es, wie wir selbst erfahren haben, unendlich schwer hält ein Exemplar jenes Zeitungsblattes aufzutreiben:

> Als ich im Jahre 1821 in Tübingen studirte, kam ich täglich in das Haus des wegen seines ausgebreiteten und vielseitigen Wissens wie wegen der Eigenthümlichkeit seines Wesens gewiß noch Vielen wohl erinnerlichen Dr. Hehl. Dieser war vor dem Gesandtenmord und noch zur Zeit desselben Erzieher in der Familie des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg gewesen und hatte daselbst die Bekanntschaft eines Lieutenants von den Szekler-Husaren gemacht, der bei Herannahen des erneuerten Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich mit einem Theile seiner Mannschaft in dem Städtchen Kirchberg im Winter-Quartier gelegen und vom Fürsten häufig zur Tafel gezogen worden war. Genannter

Officier war kein anderer als der bei Mendelssohn angeführte, einstweilen wie es scheint zum Rittmeister beförderte Burkhard. Wenige Tage nach dem Mord hatte er dem Dr. Hehl den ganzen Hergang schriftlich berichtet, weniger weil er mit Jenem etwa in weiterer Correspondenz gestanden wäre, als weil ihm daran gelegen gewesen zu sein scheint über die Sache die natürlich großes Aufsehen erregte an den Hof in Kirchberg einiges nähere gelangen zu lassen, und diesen Brief ließ mich Hehl eines Tages als geschichtliche Merkwürdigkeit lesen. Des Wortlauts desselben erinnere ich mich jetzt nach vollen 48 Jahren selbstverständlich nicht mehr genau, wohl aber des Inhalts im allgemeinen, wornach der Briefsteller sich höchst naiv und unverhohlen über das Ereignis ausspricht, nicht dem mindesten Zweifel an der Ehrenhaftigkeit der Handlung Raum giebt und, wie sich in seiner Lage erwarten läßt, vollkommen überzeugt ist den Befehl dazu von der österreichischen Regierung erhalten zu haben. Den Umstand daß französische Emigranten sich in der Uniform seines Regimentes unter die die Blutthat vollziehenden Husaren gemischt oder überhaupt irgendwie bei derselben betheiligt gewesen, deutet er so weit ich mich entsinne nirgends an. Natürlich wäre dies jedoch weder ein Beweis gegen eine solche Betheiligung an sich noch gegen Burkhard's Wissen um dieselbe. Jedenfalls ist wahrscheinlich daß letzterer schon am Hofe von Kirchberg Bekanntschaft mit den damals sich notorisch dort umtreibenden Emigranten gemacht; eben so mochte sein in dem Bericht genannter Oberst Barbaczy, von welchem jener der Natur der Sache nach den unmittelbaren Befehl zur That erhalten haben mußte, wohl schon im Hohenlohe'schen mit den Emigranten in ein vertrauteres Verhältnis getreten sein, vorausgesetzt er habe gleichzeitig mit Burkhard in Kirchberg oder an einem anderen der Hohenlohe'schen Höfe sein Quartier gehabt ....

Der Einsender spricht zum Schluße die Hoffnung aus daß sich, da mehrere Neffen des Dr. Hehl noch am Leben seien, das Burkhard'sche Schreiben vielleicht noch werde beibringen lassen, eine Hoffnung die sich, wie wir durch gütige Privat-Mittheilung erfahren haben, leider nicht erfüllt hat. Welchen Werth kann nun die Rotter'sche Nachricht so wie sie vorliegt in Anspruch nehmen?

Wenn man es glaublich findet daß ein im Felde befindlicher k. k. Officier über ein mit seinem Dienste in unmittelbaren Zusammenhang gebrachtes Ereignis von unberechenbarer Tragweite, über das er im ersten Augenblick, wie Dohm und Genossen bezeugen, ganz verwirrt

und bestürzt gewesen, einem zufällig Bekannten an einem kleinen deutschen Hofe Eröffnungen zu machen sich herbeilasse —

wenn man es für möglich hält daß sich Rittmeister Burkhard, über welchen schon am dritten Tage nach dem Ereignis auf ausdrücklichen Befehl des Erzherzogs-Generalissimus die strengste Untersuchung verhängt worden, zur selben Zeit („wenige Tage nach dem Mord") darüber in einem Privatbriefe „höchst naiv und unverhohlen" ausgesprochen habe —

wenn man es mit den Anschauungen Begriffen und Gewohnheiten eines in Dienst und Pflicht stehenden Militärs, notabene unter den gegen heute noch ungleich strengeren Verhältnissen der damaligen Zopf- und Gamaschen-Zeit, zu vereinigen versteht daß derselbe einem Privaten gegenüber eine That, die vom ersten Augenblicke so ungeheures und so unliebsames Aufsehen gemacht, als auf „Befehl" seiner Regierung ausgeführt dargestellt habe —

und ferner: wenn man sich geneigt findet auf ein Zeugnis irgend ein Gewicht zu legen, das nach 48 Jahren nach dunkler und zweifelhafter Wissenschaft („im allgemeinen", „so weit ich mich entsinne", „erinnere ich mich selbstverständlich nicht mehr genau") über den Inhalt eines einmal („eines Tages") eingesehenen Schreibens abgelegt und dabei mit einer Anzahl eigener Ansichten Muthmaßungen Schlußfolgerungen (z. B. rücksichtlich der Theilnahme der Emigranten) derart vermengt wird, daß einem unwillkürlich der Zweifel aufstößt ob sich nicht etwa auch in seinem Gedächtnisse das, was er vor beinahe einem halben Jahrhundert aus dem Briefe ersehen zu haben glaubt, mit dem vielen und verschiedenen vermischt habe was er in diesem langen Zeitraume über das Ereignis anderswo gehört und gelesen, sich selbst zusammengelegt und zusammengereimt hat —

wenn man, sagen wir, sich über alle diese Bedenken hinauszusetzen Lust hat, dann kann man sich nach dem Vorgange Herrn von Reichlin's auch noch ferner auf das Schreiben des „Lieutenants" Burkhard als Beweismittel berufen: für uns, offen herausgesagt, existirt als solches weder der Brief noch der räthselhafte Briefsteller. Denn so müßen wir letzeren nennen den der junge Tübinger Student wenige

Monate nach dem „Winter-Quartier“ vom Lieutenant zum Rittmeister avanciren läßt, eine Carrière die in einer so kurzen Spanne Zeit allenfalls ein Prinz von Geblüt machen kann. Und doch ist es unserem „Einsender“ mit der Lieutenantschaft des angeblichen Burkhard Ernst, davon spricht er bestimmt, während er das Rittmeisterthum desselben mit einem: „wie es scheint“ nur vermuthungsweise hinstellt. Nun war aber Burkhard im April 1799, wie die von uns eingesehenen Regiments-Acten nachweisen, bereits zwölf Jahre und zwei Monate Rittmeister — 1 Jahr 2 Monate Second-, 11 Jahre Premier-R. — nachdem er früher 8 Jahre 6 Monate Oberlieutenant, und vordem 9 Jahre 3 Monate Lieutenant gewesen war. Der Burkhard also dessen Schreiben Dr. Rotter vor so geraumer Zeit zu Gesicht bekommen haben will, war auf keinen Fall der in die Gesandtenmord-Geschichte verflochtene Rittmeister, sondern irgend ein anderer im Dienst- und Lebensalter viel jüngerer Officier, falls die Rückerinnerung Rotter's ihm nicht etwa auch bezüglich des Familiennamens jenes Briefstellers einen Streich gespielt haben sollte.

28.

Der um die Geschichte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vielverdiente Forscher Alfred Ritter von Vivenot hat sich von seinem ersten Auftreten als der Mann gezeigt dem es nicht gegeben ist einen seinem Vaterlande angethanen Unglimpf mit kaltem Blute hinzunehmen, wie er denn auch in der Frage des Rastadter Gesandtenmordes keinen Anlaß vorübergehen ließ das häßliche Streben einer gewissen literarischen Clique, um alles in der Welt Österreich nicht aus einer Anklage herauszulassen in die man es durch mehr als siebenzigjähriges unablässiges Deuteln und Zischeln hineingebracht hatte, gebührend zu kennzeichnen. Im allgemeinen findet Vivenot daß „die That die Beachtung durchaus nicht verdient die man ihr besonders in den gegen Österreich gerichteten Schriften zu geben versucht . . . während dieselbe historische Schule bei viel wichtigeren und unendlich traurigeren

Ereignissen, wie z. B. bei der politischen Ermordung der deutschen Nation im J. 1795, ziemlich kalt bleibt, so zwar daß das National-Verbrechen des Baseler Friedens neben dieser Rastadter Episode in jenen Geschichtsbüchern schier als ein untergeordnetes Ereignis Beachtung findet" (Zur Geschichte des Rastadter Congresses S. CXXII f.).

Daß Vivenot den Minister Thugut in der nachdrücklichsten Weise gegen jeden, auch den leisesten Verdacht in Schutz nehmen würde, ließ sich erwarten. Aber auch für Lehrbach legt er seine Lanze ein; ja er versichert uns daß „gerade die völlige Schuldlosigkeit Thugut's und Lehrbach's an dem Rastadter Verbrechen durch seine Forschungen zu einer apodiktischen Gewißheit geworden" sei. „Auch in der künstlichsten Sprache des Schuldigen", fährt er fort, „pflegt der Psycholog Spuren des Schuldbewußtseins zu entdecken; die Depeschen Thugut's aber wie seine Vorträge an den Kaiser dürften jede solche Prüfung, und wäre sie noch so argwöhnisch, aushalten".

Soll nun aber Vivenot seine Meinung aussprechen wen er für Urheber und Thäter halte, so geräth er in ein gewisses Schwanken. Einerseits gestattet er nicht, die französischen Emigranten für die That verantwortlich zu machen da „die selbständige Thäterschaft der Szekler-Husaren außer allem Zweifel" stehe, und hält er sich überzeugt daß diese letzteren „an den französischen Gesandten einen Act militärischer Lynchjustiz" ausübten „für welchen niemand verantwortlich gemacht werden kann als die Thäter". Er weist auf die in allen Kreisen damals herrschende gereizte Stimmung gegen die Franzosen, auf die besonders gesteigerte Erbitterung in den Reihen des österreichischen Militärs, und hier wieder ganz vorzüglich der ungarischen und siebenbürgischen Husaren welcher der Vorfall mit dem Major Lovász neuen Zündstoff zuführte, besonders als sich das Gerücht verbreitete die Franzosen hätten den Gefangenen ermordet, und wofür die That am 13. April vor Schaffhausen ein blutiges Zeugnis ablegte. Auf solche Art, meint Vivenot, werde man „in fast überzeugender Weise auf die wahren Ursachen eines in solchen Zeiten und bei solcher Stimmung der Gemüther nicht nur sehr leicht möglichen, sondern sogar schwer zu vermeidenden Soldaten-Excesses" geleitet; „als solchen betrachteten ihn

die österreichischen Quellen kurz nach geschehener That, und bis nicht eine andere Schlußfolgerung, auf die bisher unauffindbaren Untersuchungs-Acten gegründet, ihre bessere Berechtigung erweist wird unsere Darstellung als die natürliche Erklärung der Thatsachen erscheinen" (Rastadter Congreß S. XXXV, CXXI).

Andererseits nimmt aber Vivenot doch wieder Anstand den Mord als blosen Soldaten-Exceß, die Szekler-Husaren als die allein verantwortlichen Thäter gelten zu lassen, sondern gibt die Möglichkeit einer ferner stehenden Urheberschaft zu. Denn es sei „die Vermuthung" nicht ausgeschlossen „daß die That im Felde geplant und ausgeführt wurde", indem „in einigen Kreisen der Armee sich eine gefährliche Neigung zu gewaltthätigen Repressalien gegen Jacobiner ausgebildet hatte, eine Neigung welche durch immer neue Willkürthaten des Feindes zuletzt bis zu einer wilden Leidenschaft sich steigerte". Es läge dann die Sache so, daß die Husaren „einen bestimmten Auftrag erfüllten oder theilweise überschritten der ihnen vielleicht von Seite einflußreicher Personen des Haupt-Quartiers ohne Wissen des Erzherzogs-Generalissimus gegeben wurde ... War dies der Ursprung des Gesandtenmords so erklärt, wenn auch nicht entschuldigt, sich zugleich einigermaßen der spätere Rückfall in die alt-österreichischen Vertuschungs-Gewohnheiten denen wir übrigens sicherlich nicht das Wort reden wollen". Diesen letzteren Gedankengang verfolgend zeigt Vivenot sogar auf die Persönlichkeit hin, der ihrer Stellung, ihrem Einfluße, ihren Eigenschaften nach eine solche Einflußnahme möglich gewesen wäre. „Einer der schönen Streiche des Faßbender", um einen Ausdruck Thugut's zu gebrauchen, wäre es nämlich, jenes kurtrierschen Professors „von eitlem und lebhaften Charakter" der „in der Eigenschaft eines blosen Secretars die Reichs-Kriegsgeschäfte allein beinahe nach Gutbefinden, gegen seine eigentliche Bestimmung, zufälliger Weise" dirigirte und dem daher sowohl ein überstürzter Entschluß in der Rastadter Sache als die Macht denselben zur Ausführung bringen zu lassen zuzutrauen wäre. „Was sonst von diesem übelberüchtigten Manne bekannt ist", bemerkt Vivenot, „scheint dem gerade nicht sonderlich zu widersprechen" (S. CXXXI f. und Anm. *) ...

Wie man sieht, hat Vivenot hier seine Phantasie von Hormayr'schen Trugbildern und Vorspiegelungen auf Irrpfade verleiten lassen. Würde sonst er, der in so ritterlicher Weise sich um die Manen Thugut's und Lehrbach's angenommen, in denselben Fehler verfallen sein, auf blose Vermuthungen, auf schwankende Voraussetzungen, auf ein in ganz anderem Sinne hingeworfenes Wort Thugut's hin einen Mann der Urheberschaft des Rastadter Verbrechens zu zeihen, für dessen Schuld sich eben so wenig ein irgend haltbarer Anhaltspunkt vorbringen läßt als für die beiden kaiserlichen Minister? . . .

Ein Aufsatz Friedrich Giehne's über den Gesandtenmord, zuerst als Feuilleton-Artikel in der N. Fr. Presse erschienen, sodann einer: „Studien und Skizzen" überschriebenen Sammlung einverleibt (S. 188—202), ist nur eine Umschreibung der ersten Vivenot'schen Ansicht, daß nämlich die That als einfacher Soldaten-Exceß aufzufassen sei.

Für die Behauptung daß dieselbe von Szeklern begangen worden beruft sich der Verfasser auf eine „im Munde des Volkes beharrlich" gehende Sage, „jene Reiterschaar der die drei Gesandten in die Hand fielen habe die lateinische Sprache verstanden. ‚Sprachen lateinisch wie Wasser', sagte mir einst ein alter Jäger mit einer Betonung die dem vollen Bewußtsein des Geheimnisvollen Ausdruck verlieh", ein Umstand der nur auf Ungarn und dessen Nebenländer hinweise; „dort konnte man damals ein Latein hören das aus der Schule in das Leben heraustrat; es erklang parlamentarisch und im geselligen Umgang, es war gleichsam die lingua franca der verschiedenen Nationalitäten Ungarns" (S. 190).

Die kaiserliche Regierung wird von Giehne auf das entschiedenste in Schutz genommen. Aus dem Gesammtinhalt aller von Vivenot gelieferten Actenstücke „hebt sich mit Klarheit hervor was Thugut wollte; man empfängt den Eindruck daß er das was er aussprach ehrlich meinte und daß es ihm mit dem praktischen Anstreben seines Zieles Ernst war. Sieht man doch wie er die Ankläger förmlich herausfordert bestimmte Inzichten beizubringen oder sich zur Abgabe beglaubigter Zeugenaussagen zu entschließen. So geht ein Minister

nicht zu Werke der die Gräuelthat, wie er selber sie nennt, innerlich gebilligt oder auch ohne Billigung nachträglich gern gesehen oder gar vollends eine vorgängige Aufmunterung dazu gegeben hätte". (S. 201) . . .

Im Einzelnen widerfährt übrigens dem Verfasser, der für seinen Vorwurf offenbar über den Gesichtskreis des Vivenot'schen Buches nicht hinausgeblickt hat, allerhand Misgeschick. So ist es ihm um die armen Szekler leid sie als Mörder gebrandmarkt zu sehen; die That, meint er, „erscheint in einem milderen Lichte falls sie nicht ein vorbedachter Mord war (und das ist nirgends erwiesen), sondern aus einem Zusammentreffen unvorhergesehener Umstände hervorging. Es war Krieg; Couriere anzuhalten und Depeschen aufzufangen gehörte mit in den militärischen Dienst. Wenn nun, wie nicht unwahrscheinlich, die Angehaltenen sich in herausfordernder Weise benahmen und etwa auf beschimpfende Worte oder Geberden sofort Säbelhiebe als Antwort erfolgten, so nennt die gerichtliche Sprache das nicht Mord sondern Todtschlag" (S. 192 f.) . . . Woher es Giehne hat daß sich die französischen Gesandten herausfordernd zur Wehre gesetzt, ein Umstand der mit gar keiner der von uns geprüften Zeugenschaften zusammenstimmt, hat er uns mitzutheilen leider unterlassen.

29.

Die jüngste Behandlung der Gesandtenmord-Frage hat Georg Müller aus Frauenstein im Königreich Sachsen in einer „Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorswürde" unternommen. Einerseits durch Vivenot's urkundliche Nachweisungen vor manchen Misgriffen seiner Vorgänger bewahrt, wie insbesondere bezüglich der beiden österreichischen Minister Thugut und Lehrbach, hat er sich andrerseits gleichwohl von Hormayr'schem Geschwätze verführen lassen Dinge wie die zweifelhaften Redereien des Feldzeugmeisters Mayer auf Treu und Glauben hinzunehmen, aus denen er dann die gewagtesten Schlüße zieht und zuletzt zu einem Ergebnisse

gelangt dem man heutzutage kaum mehr zu begegnen erwarten durfte.

Den Ausgangspunkt von Müller's Erörterungen bildet das Billet Cobenzl's an Colloredo vom 4. October 1804 (s. oben S. 173) worin der Minister von gewissen Papieren spricht die über jene räthselhafte Begebenheit Licht verbreiten könnten und rücksichtlich deren alles daran liege sie nicht zur Kenntnis „so vieler Leute" kommen zu lassen, die man vielmehr von den andern auf die fragliche Angelegenheit sich beziehenden Acten auszuscheiden gut thun würde. Jedes Wort in diesem kurzen Schreiben hat für unsern Verfasser Werth, den größten die Wendung: „mais enfin" rc., aus welcher hervorleuchte daß Cobenzl „die eigentliche Bedeutung der Sache nicht unbekannt ist" (S. 6 f.) und daß es sich bei dieser systematischen Verheimlichung um „gewisse Personen" handeln mußte „denen gegenüber sich der Premierminister wohl in Acht nehmen und lieber gefällig erweisen will, also wohl offenbar Personen die am Hofe einen Einfluß hatten, unverringert durch Schandthaten ähnlicher Art und wohl viel unumschränkter als der Cobenzl's" (S. 25). In diesem seinem Verdachte findet sich der Verfasser bestärkt, je länger er seine Aufmerksamkeit auf die Zeilen Cobenzl's heftet; „die ganze fast schüchterne Form des Billets" ist ihm (S. 67) ein Beweis mehr, wie hoch die Person gestanden sein müsse „um deren Schonung es sich dem Minister handelte".

„Wer ist nun der große Schuldige", so fragt der Verfasser S. 42, „in dessen Seele der Mordplan entstanden und dessen mächtige Hand zuerst die Auctorität des Feldherrn so umstoßen konnte daß untergebene Officiere ihr zuwider handelten, und dann sich wieder in ein so dichtes Dunkel zurückzuziehen vermochte daß auch anerkannt reine Männer wie der Erzherzog sich selbst lieber in ein falsches Licht stellen ließen als daß sie mit Gewalt den Schleier vor den Augen der Welt wegzogen, ja der auch seine Hauptwerkzeuge von vorn herein so gut zu schützen wußte daß sie nur durch ihre eigenen Ausplaudereien ans Tageslicht kamen?" „Ein Mitglied des kaiserlichen Hofes", heißt es S. 73 f. zur Antwort, „muß jene Schandthat auf dem Gewissen haben; denn nur dann finden wir einen Schlüssel für

alle die Schwierigkeiten zugleich, von welchen die einen dem, die andern jenem Ergebnisse der verschiedenen Untersuchungen widersprechen. „Erklärlich wird dann an der That selbst zunächst, daß man nur die Ermordung der drei officiellen Gesandten befiehlt die dem Stolze der alten Regierungen so manchen verletzenden Stoß versetzt haben und wodurch die That selbst fast wie eine officiell befohlene erscheint". Erklärlich werde ferner, wie der Verfasser meint, die Verheimlichung des Ergebnisses der Untersuchung das seinerzeit bekannt zu geben der Kaiser wiederholt und so feierlich zugesagt, so wie die völlige Straflosigkeit aller jener die von Mayer v. Heldenfeld bis auf Burkhard herab ihre Hand im Spiele gehabt; „der Kaiser, Thugut und auch der Erzherzog würden höherer Militärs wegen ihr so bestimmt und öffentlich verkündetes Versprechen nicht unerfüllt gelassen, sie würden nicht gezögert haben, nach ihren so ausdrücklichen Versprechungen, auch einen sonst verdienstvollen General zu entfernen" (S. 66). „Gefunden ist dann auch ein voller Grund für die Vorsicht welche die fremden Höfe sich in dieser Frage zur Richtschnur machen, die Napoleon von dem Verlangen der Bestrafung abhält und die Preußen besonders bis zur offenen Ungerechtigkeit gegen seinen Gesandten treibt" (S. 75).

Und welches wäre jenes Glied der kaiserlichen Familie auf welches die angeführten Anzeichen hinleiten? S. 71 erfahren wir es: „Die Königin von Neapel Maria Karolina ist es in deren Seele wir den Mordplan entstanden glauben, und wir glauben dies trotzdem namhafte Historiker diesen Gedanken für eine Abenteuerlichkeit erklärt haben". „Die Idee einer so unpolitischen That", heißt es S. 69 f., „konnte nur entspringen inmitten einer von Leidenschaften erregten Hofpartei die, von einer Karoline von Neapel beeinflußt, leider über alle Häupter hinweg ihre Gewalt erstreckt und deren Schandthaten später aus rein persönlichen Gründen vertuscht werden müssen". Karolina ist durch ihre Tochter die regierende Kaiserin, „die wir hinter vielen Ränkeschmiedereien vermuthen", und den Grafen Franz Colloredo allmächtig in dem geheimen Cabinet des Kaisers; sie ist es im Hofkriegsrathe, gegen dessen Einfluß Suvarov sofort so stark protestirte „weil er von ihr und ihren Creaturen Befehle erhielt". „Alle Wege standen ihr offen um jene That bei Rastadt . . . ohne große Hinder-

nisse vollführen zu lassen. Nachdem sie einem oder auch mehreren ihrer willenlosen Anhänger in Wien den Gedanken des Mordes eingeimpft, übermittelten diese denselben . . . in Form eines dictatorischen und durch ein wenigstens theilweises Licht das auf den Urheber fiel begründeten Befehles einer Person bei der Armee, die nun an Mayer v. Heldenfeld oder Barbaczy die directen Anordnungen ergehen ließ".

Wenn sich nun aber vor allem die Frage aufdrängt ob denn Karolina von Neapel einer Blutthat wie der vom 28. April 1799 fähig gewesen, so macht es sich unser Verfasser in dieser Beziehung etwas leicht; ja S. 81 sagt er geradezu: wenn es auch eine falsche Behauptung Colletta's wäre daß Karolina es gewesen die, um den Minister Salicetti zu vernichten, den Befehl gegeben „das ganze Gebäude in dem 53 Personen schliefen in die Luft zu sprengen", so meine er doch „im allgemeinen bewiesen zu haben, daß man der Königin kein Unrecht zufügen würde wenn man sie auch einer That wie der vor Rastadts Thoren für fähig hielte". Und welches sind denn die anderen „Beweise" daß man Karolina einer solchen Rachethat für fähig halten könne? Man höre! Der Tod des Cabinetscouriers Ferrari „der von allen zeitgenössischen Schriftstellern mit Aeußerungen des Verdachts gegen sie erwähnt wird" (S. 82); das „Gerücht" daß sie geheime Befehle gegeben habe, „eben so wie ihre Flotte unter deren Feuerschein sie abfuhr, ganz Neapel anzuzünden und die höhere Bürgerschaft bis herab zur Classe der Notare zu ermorden" (S. 81); ein Brief des Fürsten Pignatelli an den piemontesischen Minister Priocca: „Fachen sie den Patriotismus des Volkes bis zur Wuth an, so daß jeder Piemontese nach der Ehre trachtet einen Feind seines Vaterlandes zu seinen Füßen niederzustoßen" rc. Nun dergleichen Worte, so dürfen wir einwenden, sind wohl auch von Anderen gesagt gerufen geschrieben worden, wenn in erbittertem Kriege gegen den Erbfeind die Dinge zu einem Kampf auf's Messer gediehen waren, ohne daß irgend wer Vernünftiger den Sprecher oder Schreiber derselben darum für fähig halten wird auch unter ganz anderen Umständen einen gemeinen Mord zu begehen. Und selbst wenn es buchstäblich zu nehmen wäre was der Verfasser S. 81 sagt, Karolina habe, als es sich um die Wiedereroberung Neapels gehandelt, „all'

die Briganten-Häuptlinge Calabriens zum Raub und Mord gegen ihr eigenes Volk aufgestachelt", so wäre das noch immer etwas von dem Rastadter Ereignisse ganz Verschiedenes.

Allein selbst angenommen es sei der Nachweis geliefert die Tochter Maria Theresia's sei eines Mordverbrechens fähig gewesen, so müßte ja noch ferner gezeigt werden: Erstens, daß sie einen Beweggrund hatte solches zu planen; und hierüber läßt uns Dr. Müller ganz im Dunkeln, man müßte denn als Motiv gelten lassen wollen, was wir bereits oben angeführt, daß ihr die drei Gesandten ein Dorn im Auge gewesen weil dieselben „dem Stolze der alten Regierungen so manchen verletzenden Stoß versetzt haben" (S. 74). Denn auf was man sonst als Beweggrund rathen könnte, nämlich: den Krieg zwischen Österreich und Frankreich durch eine unerhörte Gräuelthat unabwendbar zu machen, so bedurfte es ja einer solchen Aufstachelung auf Österreichs Seite nicht, da die Feindseligkeiten bereits seit langen Wochen im Gange und Österreichs Waffen im Siegen waren. Zweitens, daß sie Anlaß hatte ihren Plan auszusinnen. Maria Karolina war zu jener Zeit, wie wir wissen, in ihrem eigenen Lande aufs äußerste bedrängt, sie war vollauf beschäftigt darauf zu denken, wie sie sich von nah und fern Hilfsmittel verschaffe um aus ihren Drangsalen herauszukommen. Die französischen Gesandten hatten mit alledem nicht das geringste zu schaffen; ist es auch nur wahrscheinlich daß sie sich damit abgegeben habe ihnen den Tod bereiten zu wollen? Drittens, daß sie Gelegenheit hatte ihren Vorsatz in Ausführung zu bringen. Dr. Müller weist in dieser letztern Hinsicht auf folgende Umstände hin. Einmal darauf daß im September 1798 — also gut sieben Monate vor dem Ereignisse von Rastadt! — Belmonte Pignatelli der Vertraute Karolinens von der „Clique in Wien" . . erwartet wurde (S. 89). Um dieselbe Zeit, heißt es weiter, weilte ein Baron Awerverck, Vertreter Pitt's, Freund des russischen Fürsten Repnin und des alten Grafen Metternich, „einer der ersten Urheber der Uneinigkeiten in den Conferenzen von Rastadt" am neapolitanischen Hofe; Quelle: Colletta der diese Thatsache „in einem fast geheimnisvollen Tone" mittheilt (S. 91). „Aber noch bedeutender" als diese beiden Umstände ist dem Verfasser „ein Brief vom 15. Mai.

1799, also gleich nach der That von Rastadt", d. h. streng genommen nicht „gleich", sondern siebenzehn Tage später. Ueber was belehrt uns nun dieser „bedeutende" Brief? Daß Kaiser Franz sehr ärgerlich über den toscanischen Minister Manfredini ist; daß er dessen Briefwechsel mit dem Großherzog untersuchen lassen; daß Thugut darin „une complication inextricable de tripotage" gefunden, in welcher Hinsicht Manfredini „nicht nur für sich sondern auch für Karolina gewirkt habe"; daß die vom Kaiser über jenen verhängte Strafe der Verbannung aus den österreichischen Staaten Thugut noch viel zu gering erschienen sei 2c . . . Nun, wenn man unter den Ausdruck „tripotage" einen complicirten und raffinirten Blutbefehl subsumiren kann, dann wollen wir die Beweisführung unseres Verfassers gelten lassen! . .[182])

Bedenken wir nun aber daß Karolina von Neapel, deren Einfluß und Verbindungen am Wiener Hofe Müller als „allmächtig" hinstellt, die ganze Zeit über bei ihrer kaiserlichen Tochter und ihrem Schwiegersohne mehr die Rolle einer devoten Supplicantin als die einer herrschsüchtigen Mutter spielte — wie es ja auch von Thugut's Seite nur das Geträtsche und die Fraubaserei war was er von Karolinens Seite fürchtete —, und erinnern wir uns daß sie, was wohl das entscheidendste ist, gerade in der Zeit da von ihr das Rastadter Ereignis hätte geplant werden müssen, durch fast ein halbes Jahr vom November 1798 bis April 1799 ohne alle und jede Kenntnis dessen war was jenseits der Alpen vorging und wie dort die Dinge standen, daß sie also gar nicht wissen konnte was der Congreß zu Rastadt inzwischen für einen Verlauf genommen, ja ob er noch überhaupt bestehe, so können wir keinen Augenblick anstehen die Ansicht Dr. Müller's, bei allem Aufwand von Scharfsinn und Combinationsgabe womit er dieselbe zu unterstützen sucht, in das Bereich eitler Hirngespinste zu verweisen. —

30.

. . . So stünden wir denn in der geheimnisvollen Angelegenheit des Rastadter Gesandtenmordes, wenn wir es näher besehen, fast

auf demselben Flecke auf welchem unsere Großväter ein paar Monate nach dem Ereignisse im J. 1799 standen, d. h. es gibt heute wie damals nichts als einen Wust der verschiedensten Muthmaßungen ohne daß eine derselben einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit näher gebracht wäre, aber auch andrerseits ohne daß eine derselben eine derartige Widerlegung gefunden hätte daß nicht der erste beste sich getrauen dürfte dieselbe wieder hervorzuziehen und zu der seinigen zu machen. Es scheint somit doch wohl an der Zeit zu sein die verwickelte Aufgabe methodisch anzufassen, sei es auch daß man nichts anderes dabei gewönne als daß gewisse Richtungen, in denen eine Aufhellung der obwaltenden Zweifel versucht worden, ein für allemal als unstatthaft beseitigt, somit die Gränzen der berechtigten Zweifel und Voraussetzungen auf ein engeres Gebiet beschränkt würden.

Beginnen wir mit der That selbst und fragen wir uns: Wer waren die unmittelbaren Thäter?

Daß Szekler-Husaren darunter waren leidet keinen Zweifel; von allen andern Erwägungen und Wahrnehmungen abgesehen ist schon der Umstand allein daß, nach Aussage der unbetheiligten Kutscher, ungarisch gesprochen worden, Beweis genug.

Allein gleich über den Umfang und die Art der Betheiligung der Szekler-Husaren tauchen Zweifel auf. Man wolle sich nur gegenwärtig halten daß es stockfinstere, anfangs nur durch die vor jedem Wagen einherschreitenden Fackelträger in kleinen Umkreisen etwas erhellte, andrerseits durch Sturm und Regen wieder schrecklicher gemachte Nacht war in welcher das Ereignis sich abspielte; daß die eigentliche Handlung, nämlich das Niedermetzeln der Gesandten, das Werk weniger Minuten war; man möge weiter die Gemüthsanfregung nicht aus den Augen lassen in welche die Angegriffenen durch das plötzliche Auftauchen dunkler Gestalten aus dem schwarzen Hintergrunde und durch alles andere versetzt wurden was nun Schlag auf Schlag, Geschrei auf Geschrei, Angst auf Angst rasch aufeinander folgte, um es begreiflich zu finden daß die von einer so großen Anzahl Personen gemachten Aussagen fast über gar keinen einzelnen Umstand vollkommen zusammenstimmen.

Fragt es sich für's erste: welches die Zahl der auf dem Mordplatze erschienenen Husaren gewesen sei, so gehen die verschiedenen Mittheilungen schon ungeheuer weit auseinander. Die einen sprechen von sechs, die andern von etwa sechzig Husaren. Es kann beides wahr sein, und dann kommt es nur darauf an, auf welche Art aus den sechs sechzig, oder vielleicht umgekehrt aus den sechzig sechs geworden sein können. Von der ersteren Voraussetzung ist unseres Dafürhaltens auszugehen: denn von den sechs sprechen solche Zeugen die über den Beginn des Ereignisses aussagen', von den sechzig oder nahezu sechzig solche die offenbar die weitere Entwicklung im Sinne haben. Mit Bestimmtheit wissen wir nur von fünf oder sechs Personen die unmittelbar bei der That betheiligt waren; von ihnen wurde zuerst Debry's Kutsche angefallen und dieselben Thäter waren es, so scheint es, welche der Reihe nach eine der Gesandtenkutschen nach der andern in die Arbeit nahmen. Anhaltspunkte für diese Auffassung bieten nicht nur die Aussagen der Kutscher, sondern ein gewisser Umstand scheint uns hierbei von ganz besonderer Wichtigkeit. Jean Debry berichtet in seiner ersten, also noch ungefälschten Rastadter Aussage: „er habe, als er sich von seiner Betäubung etwas erholt, bemerkt daß alles still war; er richtete sich auf, kroch aus dem Graben" ꝛc. (Eggers I. S. 401). Das trifft nun auffallend mit der Rastadter Erzählung von Roberjot's Kammerdiener zusammen: „seine Herrschaft sei, als sie Lärm bei den vordern Wagen vernommen, in's Feld gelaufen; dann aber, als der Minister bemerkte daß nun bei den Wagen alles wieder still war, habe er zu seiner Frau gesagt: ce n'est rien, rapprochons nous de ma voiture“ ꝛc. (Authent. Bericht S. 33). Es hat also eine Art Pause während des Ereignisses stattgefunden, die sich nicht wohl erklären ließe wenn man voraussetzte daß alle Wagen gleichzeitig und von einer großen Anzahl, wohl aber wenn man annimmt daß sie der Reihe nach und nur von Wenigen angegriffen wurden. Denn was wäre bei dieser letzteren Annahme natürlicher als daß die Angreifenden, zur dritten Gesandtenkutsche gelangt, in der ganzen Reihe der fünften, die sie für den Augenblick leer fanden, erst stutzig

wurden und dann an sich hielten um ihr Opfer, falls es wieder herankommen wollte, nicht abzuschrecken?

Man vergegenwärtige sich nur Schauplatz und Lage! Der vorderste Wagen war der Debry's. Roberjot und seine Frau vernehmen von dorther verworrenes Geschrei und Gekreisch — daß die einzelnen Kutschen in einiger Entfernung von einander gefahren sein und darum einen ziemlich langen Zug gebildet haben müssen ist nicht zu zweifeln (s. oben S. 97. und Anm. 89) —; erschrocken springen sie aus dem Wagen und laufen in's Feld, während schon die Reihe an Bonnier ist, was neuen aber kurzen Lärm verursacht, da dieser keine Angehörigen bei sich hatte deren Angstrufe und Jammern, wie bei Debry, einen länger dauernden Nachhall bilden konnten. Darauf alles still, das Häuflein der Angreifenden, bei Roberjot's Kutsche angelangt, steckt die Köpfe zusammen und hält leise Berathung. Diesen Zeitpunkt benützt Debry um in ihrem Rücken und ziemlich fern von ihnen aus dem Straßengraben zu kriechen, während die im nächtlichen Sturm und Regen verschwommenen Umrisse zweier sich wieder zu den Kutschen heranbewegenden Gestalten die volle Aufmerksamkeit der Angreifenden in Anspruch nehmen. Nun folgen die wiederholten Fragen an Roberjot ob er es gewiß sei, das Einhauen auf ihn, seine Hilferufe, das Geschrei seiner Frau, sein gräßliches Ende.

Roberjot's Kutsche war unter den letzten, also von jenen die angefallen wurden die nächste an der Stadt. Durch den in Folge dessen stärker vernehmbaren Lärm aufgeschreckt kommen, nachdem die Mordthat bereits vollzogen, mehr und mehr Husaren herbeigeströmt, theils vielleicht solche die nächtliche Streifungen in die Nähe des Mordplatzes brachten, theils solche die ihr Standlager außerhalb der Stadt nächst dem Rheinauer Thore hatten [153]). Nun belebt sich die Straße und die Umgebung der Wagen mit einer Menge von 40, 50, 60 Husaren — wer mochte die Zahl in dem nächtlichen Gewirre mit einiger Genauigkeit angeben? —, in deren Gewühl die eigentlichen Thäter die ihr Werk vollbracht zu haben glauben sich aus dem Staube machen. Nun verändert sich aber auch in jeder andern Hinsicht die Scene. Während die Angreifenden, um nur schnell fertig zu werden, zusammenraffen was sie in der Eile am Leibe, aus den Taschen der

Angegriffenen rauben können, Papiere die ihnen unter die Hände kommen beiseite werfen ꝛc., fassen die jetzigen Ankömmlinge den Stand der Dinge, wenn der Ausdruck gestattet ist, aus einem höhern Gesichtspunkte auf, aus dem völkerrechtlichen. Im einzelnen wird nichts mehr weggenommen, dagegen der ganze Zug als Kriegsbeute erklärt welche sie, wie sie gegen Major Harrant kein Hehl haben, um Rastadt herum zu ihrem Regiments-Commando bringen wollen; bis in die Stadt hinein wird sorgfältig acht gegeben daß aus den Wagen nichts entfernt werde, ein Benehmen worin sie herbeikommende Officiere bestärken und unterstützen. Wenn ferner die ersten Angreifenden unbarmherzig und rücksichtslos nichts zu thun haben als zu tödten und zu plündern, lassen sich mehrere der spätern Ankömmlinge in Gespräche mit den Hinterbliebenen der Ermordeten ein; einige zeigen sich allerdings roh, halten sich über das endlose Jammern und Wehklagen der Weiber auf, andere aber lassen Theilnahme wahrnehmen, bieten den Frauen Erfrischungen an, leuchten, den Damen Debry zu Gefallen, überall herum um den verschwundenen Minister zu suchen. Es ist auch ein feinerer Mann unter ihnen der italienisch spricht. Aus dieser nachgekommenen größeren Menge — beim Scheine der Fackeln die früher erloschen waren — können sehr leicht Einzelne am andern Tage, als der Zug an das Rheinufer sich bewegte, von den Reisenden oder deren Kutschern wieder erkannt worden sein, nur daß letztere ihre Einbildungskraft täuschte wenn sie meinten einen oder den andern der ersten Angreifenden zu erblicken[154]).

Über alle dem ist viel Zeit verstrichen und Major Harrant auf dem Schauplatze erschienen der eine Menge von Gemeinen, aber keinen Officier unter ihnen trifft. Als er erfährt Debry sei nicht gefunden will er gleich auf und davon um ihn zu suchen; allein die Husaren lassen sich dazu nicht bewegen, sie haben keinen Auftrag und sie können sich mitten in der Nacht, wo sie auf unbekannte Streifwachen stoßen möchten, dazu nicht hergeben. Es ist genug daß sie, in Abwesenheit eines eigenen Officiers, dem badischen Major Folge leisten und die Wagen, von denen die hintersten bereits den Weg über Muckensturm nach Gernsbach eingeschlagen haben, nach Rastadt bringen lassen.

Inzwischen hat das Gerücht daß Debry nicht gefunden worden weitere Verbreitung gefunden und ist auch zu jenen gedrungen die den Schauplatz, weil sie ihre Schuldigkeit an allen drei Ministern gethan zu haben meinten, längst verlassen hatten und die sich nun zu Pferd werfen, Busch und Auen durchstreifen, in das Dorf Rheinau kommen u. s. w. Daß dieser Theil der Handlung viel später, erst gegen Morgen des 29. erfolgte, zeigt der ganze Zusammenhang. Wenn die Angreifenden, die den Debry für todt liegen gelassen, noch an Ort und Stelle erfahren haben würden er sei ihnen abhanden gekommen, würden sie nicht sogleich alles daran gesetzt haben den noch Lebenden wieder in ihre Gewalt zu bekommen? Auch die Erzählung des Geretteten stimmt damit überein. Debry hatte die Nacht auf dem Baume zugebracht, dann gegen Morgen, wo ihn der Schlag einer Nachtigall aus seiner Betäubung weckte, seinen Zufluchtsort verlassen und war eine Weile ziellos herumgeirrt, als er Pferdegetrampel vernahm und sich in's Gebüsch warf ꝛc. Diese Reiter nun können Harrant und Solms nicht gewesen sein, da der Reichsgraf, wie er selbst erzählte, von Zeit zu Zeit laut Debry's Namen rief weil der französische Minister ihn nach seiner Stimme hätte erkennen müßen . . .

Es sind also, wenn von dem nächtlichen Ereignisse vor dem Rheinauer Thore die Rede ist, zwei Zeitabschnitte wohl auseinander zu halten, wo sowohl Personen als Handlung wechseln:

der erste, der sich sehr kurz abspielt, begreift das Gemetzel in sich woran sich nur fünf bis sechs Angreifende betheiligen;

im zweiten bewegt sich eine große Anzahl von Herbeigekommenen auf dem Schauplatze, neugierig was sich da ereignet habe, theilnehmend oder roh gegen die Leidenden, im Begriff die ihnen in die Hände gerathene Beute nach kriegerischem Brauch zu behandeln, aber dabei den Weisungen der Vorgesetzten gehorchend.

Alles räthselhafte des Ereignisses, alle dabei auftauchenden Fragen und Zweifel beziehen sich immer nur auf den ersten Theil und Zeitabschnitt desselben.

Diese Unterscheidung muß sogleich gemacht werden wenn die Frage auftaucht:

welcher Kategorie die auf dem Platze thätigen oder doch anwesenden Husaren angehörten?

Was den ersten Abschnitt des Ereignisses betrifft so will der „glaubhafte Mann“ im Wirthshause „zum Engel“ allerdings aus dem Munde des reumüthigen Szeklers vernommen haben, wie dieser durch seinen „Officier“ zum Einhauen auf Roberjot gezwungen worden sei. Sonst weiß blos der Postillon Jacob Glaßer von der Gegenwart eines „Wachtmeisters oder Corporals“, während Andere nur überhaupt von einem Leiter des Anfalls sprechen dessen Grad und Charakter sie nicht zu bestimmen wüßten[155]). Dagegen sagt der Bürger Siegriest der den zweiten Wagen kutschirte ganz bestimmt: „während des Mordens und der Plünderung habe sich kein Officier sehen lassen“. Das ist auch ohne Frage das richtige. Die Irrung oder der Zweifel bei einigen der Angefallenen die sich über diesen Punkt unsicher ausdrückten, erklärt sich ganz einfach daraus daß der einzige Berittene den ganzen Anfall sichtlich leitete, die Fragen an die Minister stellte, durch sein Einhauen auf Debry und Roberjot, und so ohne Zweifel auch auf Bonnier, das Signal zum Gemetzel gab und nach alle dem als ein Solcher erschien welchem die vier oder fünf Szekler-Husaren Folge leisteten.

Ob während des zweiten Zeitabschnittes ein Officier an Ort und Stelle war läßt sich schwerer beantworten. A priori ist zu sagen daß es auffallen müßte wenn dies *nicht* der Fall gewesen wäre; wo vierzig bis fünfzig Husaren durch den Tumult herbeigelockt wurden, sollte keiner der Escadrons-Officiere aufmerksam geworden sein? In diesem Falle möchte sich in dem Einen der die Damen Debry italienisch anredete der Lieutenant Fontana, ein Mailänder von Geburt, erkennen lassen, der dann am andern Tage am Ufer des Rheines wieder in der Mitte der Geretteten erschien, wo er Debry mit gutem Gewissen versichern konnte er habe an der Blutthat keinen Theil gehabt. Wäre dem wirklich so daß Fontana auf den Mordplatz gekommen, dann wäre andrerseits nichts natürlicher als daß er daselbst nicht geblieben, sondern davon geeilt war seinem Escadrons Commandanten von dem Vorgefallenen Bericht zu erstatten. Darum konnte Major Harrant,

als er vor dem Rheinauer Thore anlangte, unter den zahlreich anwesenden Husaren keinen Officier mehr treffen, wie er denn auch jenen, als sie ihm nicht gehorsamen wollten, zu Gemüthe führte „daß er im Namen des Rittmeisters als der einzige Officier itzt hier commandire und allein über die Wagen zu disponiren habe" (Auth. Bericht S. 11). Diese letztere Aussage ist darum entscheidend weil Harrant als Militär und darum als Sachverständiger spricht. Der erste kaiserliche Officier, der von da an mit der Sache unmittelbar etwas zu thun bekam, war jener der, nachdem die Wagen in tiefer Nacht vor das Schloß gebracht waren, hinzutrat, das Abführen derselben zur kaiserlichen Wache anordnete, den Soldaten Recht gab daß sie nichts aus den Kutschen herauslangen lassen wollten 2c.

31.

Bezüglich des ersten Zeitabschnittes des Ereignisses, also des eigentlichen Gemetzels, haben wir uns noch mit einer wichtigen Frage zu beschäftigen. Es ist, wie wir sahen, nicht zu läugnen daß Szekler Husaren ihre Hand dabei hatten, allein etwas anderes ist es:

> ob es **nur** Szekler-Husaren waren von denen die Schlächterei ausgegangen? ob Szekler-Husaren **allein** die That begangen haben?

Wir wissen daß gleich in den ersten Tagen nach dem Ereignisse das Gerücht auftauchte, es hätten in den Husaren-Uniformen andere Leute gesteckt. In den Kreisen der kaiserlichen Armee wurde begreiflicherweise diese Kunde mit großer Genugthuung aufgenommen und nach allen Richtungen hin verbreitet. Aber auch von anderen Seiten kam man wiederholt auf diese Auffassung zurück. Eine in Frankfurt a. M. in Querform erschienene, vom 15. Mai 1799 datirte „Vorstellung des traurigen Vorfalls welcher denen französischen Ministern auf ihrer Rückreise von Rastadt in der Pappel-Allee den 28. April 1799 in der Nacht begegnet ist", stellt die Thäter in Bauernkleidung und die Husaren-Uniformen blos hilfeleistend vor. Auch waren Er-



zählungen mit verschiedenem Aufputz in Umlauf nach deren einer die Wirthin Wallraf in Gernsbach (?!) gesehen haben soll wie die Franzosen die nach Plittersdorf reiten wollten österreichische Uniformen anzogen, während Andere diese Uniformen durch einen Schneider in Straßburg, den sie genau gekannt zu haben versichern, anfertigen lassen, u. dgl.

Was war es nun was die Meinung, es hätten in den Husaren-Uniformen andere Leute gesteckt, aufkommen lassen konnte? Und sind aus den Umständen der That, wie solche von so zahlreichen Zeugen angegeben wurden, Anhaltspunkte herauszufinden die jenen Argwohn bestärken? Von österreichischer Seite wurde allerdings ein solcher Umstand, und zwar gleich nachdem die ersten Einzelnheiten des Vorfalls bekannt geworden, hervorgehoben und von da an mit allem Nachdruck darauf bestanden, nämlich der: daß bei der That französisch gesprochen worden, eine Sprache deren Kenntnis man bei den siebenbürgischen Natursöhnen vergeblich suchen konnte. Ja nicht einmal die „Szeculy"-Officiere waren dieser Sprache alle mächtig, wie daraus hervorgeht daß Major von Harrant die Abschiedsworte, welche Jean Debry am 29. April vor dem Besteigen des Ueberfuhrschiffes an den Führer der kaiserlichen Escorte richtete, diesem erst in deutscher Sprache verständlich machen mußte.

Ist es aber, so müssen wir weiter fragen, erwiesen daß von Seite der Angreifenden während des Gemetzels französisch d. h. auch französisch gesprochen wurde? Denn daß dabei viel deutsche und ungarische, etwa auch lateinische Worte fielen leidet keinen Zweifel.

Es haben zwar Einige sich an die Aussage der in Rastadt einvernommenen markgräflichen Kutscher halten und daraus den Beweis herleiten wollen, die Behauptung daß unter den Angreifenden Franzosen gewesen sei eine irrige [156]. Diese Kutscher gaben nun allerdings nirgends an es sei bei dem Angriffe französisch gesprochen worden, allein sie sagten im allgemeinen auch nicht aus die Angreifenden hätten deutsch oder ungarisch geredet [157]; sie erklärten sich über diesen Punkt überhaupt nicht, wie man auch offenbar sie nicht darum gefragt hatte. Sie gaben die Erzählung ihrer Wahrnehmungen und Eindrücke in ihrer

eigenen Muttersprache und in ihrer schlichten Weise ohne sich, wo sie Fragen und Anrufe erwähnten, die Mühe zu geben dies mit den Worten und der Ausdrucksweise der Redenden zu thun. Wenn jemand meinen wollte: gerade aus dieser schlichten Art und Weise ihrer Wiedergabe gehe hervor daß bei der That nicht französisch gesprochen worden weil sie ja sonst, als gemeine Kutscher und Fuhrknechte dieser Sprache nicht mächtig, das Gesprochene nicht würden verstanden haben und folglich außer Stande gewesen wären darüber zu berichten, so müßte man einen solchen Einwurf gelten lassen wenn es sich um eine Begebenheit handelte die im Herzen deutschen Gebietes vorgefallen. Hingegen ist es eine allerorts und zu allen Zeiten gemachte Erfahrung daß in Gegenden wo sich zwei große Sprachgebiete nahe berühren, eine wenn auch rohe und mangelhafte Kenntnis der jenseitigen Sprache selbst bei dem gemeinen Manne anzutreffen, und eine ganz gewöhnliche Erscheinung besonders bei solchen Leuten ist deren Beruf es mit sich bringt zwischen jenen beiden Gebieten, wie Postknechte Schiffer u. dgl., fortwährend zu verkehren. Ausnahmslos ist diese Kenntnis selbst unter solchen Umständen allerdings nicht, und so scheint auch von den „markgräflich badischen Stallbedienten“ einigen, vielleicht Neulingen in ihrem Dienst, solch internationale Gewandtheit nicht eigen gewesen zu sein, und sich auf diese letztern die Randbemerkung zu beziehen die der Zeitgenosse Zandt sen., wie von dessen Sohne (a. a. O. S. 25 Anm.) bezeugt wird, nachträglich zu seinem Manuscripte mit eigener Hand gemacht hatte:

> „das Zeugnis von diesen wurde nicht verlangt; es hieß: da sie nicht französisch und ungarisch verständen, so wüßten sie nicht ob die Husaren Szekler oder Franzosen gewesen seien“.

Denn der Wagen waren acht, Debry's Kutscher Siegriest ging mit seinem Herrn nach Frankreich, eben dahin auch Jean François Troyon Kutscher des ermordeten Bonnier, bleiben also noch immer sechs — darunter der von Jacob Ohnweiler erwähnte „Hoppas“ — von denen man in Rastadt nur vier einvernahm.

Wenn also die Angaben der in Rastadt abgehörten Kutscher als kein Beweis des Gegentheils gelten können, so leidet nach der Darstellung welche Debry unmittelbar nach seiner Rettung in der Wohnung

des Grafen Görtz lieferte die Sache wohl keinen Zweifel. Er sei, gab er an, angerufen worden: „Est-ce que tu es Jean Debry?“ Diese Aussage bringt nicht blos der authentische Bericht [188]), sondern, und zwar genau in derselben Formel: „Est-ce que tu es Jean Debry?“, der Legations-Rath Eggers der bei der Erzählung Debry's unmittelbar gegenwärtig war, und Debry ließ hierbei keine Andeutung fallen daß ihm in Ton und Ausdruck womit jene Frage an ihn gerichtet wurde irgend etwas aufgefallen sei. In gleichem Sinne hat auch jener Rastadter Kaufmann den Kammerdiener Roberjot's unmittelbar nach der Rückfahrt der Kutschen in der Nacht des 28. April sagen hören: „Was weiß ich wer die Angreifer waren?! Es waren verschiedene Leute, einige trugen Hüte, andere sprachen französisch“ — ohne daß derselbe das „französisch“ als ein fremdartiges nothdürftiges verdächtiges bezeichnet hätte. Erst in Frankreich wollte es Jean Debry plötzlich Wort haben daß es „gebrochen“ französisch, „schlechtes“ französisch gewesen sei was man zu ihm gesprochen; und so haben auch bei ihrer Einvernehmung in Paris, wie von uns schon früher angemerkt wurde, die meisten andern Zeugen die gleiche Bemerkung zu machen nicht unterlassen [189]). Fünfunddreißig Jahre später erfahren wir sogar von einem Schriftsteller, wenn wir nicht irren Thibaudeau, wie jenes „schlechte Französisch“ gelautet habe, nämlich: „Minisse Chan Depitz“. Und eine solche Verhunzung der französischen Aussprache sollte dem Minister Debry nicht gleich im Momente aufgefallen sein, sollte er seinen theilnahmsvollen Zuhörern bei dem Grafen Görtz nicht mitgetheilt haben?! Aber auch die Damen Debry, die den deutschen Ministern doch gewiß gleichfalls den Vorgang erzählt haben mußten, sollen erst in Paris zur Erkenntnis gelangt sein, es sei „en mauvais français“ gewesen womit ihr Familienhaupt angerufen worden?!

Wollte man letzteres als wahr annehmen so schlöße dies die Voraussetzung in sich, es seien die französischen Worte den siebenbürgischen Gebirgssöhnen eingeleiert worden. Das ließe sich allenfalls für die kurzen Fragen glaublich finden: „es-tu Debry?“ „es-tu Bonnier?“ oder — nach dem Berichte der badischen Subdelegirten bei Mendelssohn Gesandtenmord S. 27 — : „le ministre Roberjot?“, wobei

man überdies davon absehen müßte daß in der ursprünglichen Erzählung Debry's die Frage anders lautet, nämlich viel künstlicher: „Est-ce que tu es Jean Debry?“ Aber will man uns überreden, die rohen Szekler hätten förmliche Lectionen im Französischen erhalten um auch für alle Zwischenfälle, die sich bei Erfüllung ihres Auftrages etwa ereignen könnten, schlagfertig zu sein? Um nur etwas ganz einfaches zu erwähnen, wußte der Bauernbursche aus der Csik oder Háromszék etwas von „domestique“? hatte er den Ausdruck je auf seiner Haide oder in seiner wilden Thalschlucht gehört? Auf diese Erklärung von Roberjot's Kammerdiener erfolgte aber bekanntlich das begütigende: „Bedienter bleib, nichts bös“, was eben so gut das gebrochene Deutsch eines Franzosen als das eines Magyaren oder Romanen gewesen sein kann. Nach einer andern Version wäre es sogar der Angreifende selbst gewesen der den Ausdruck „domestique“ in seiner Frage an den Kammerdiener gebrauchte, worauf dieser bejahte 2c. — Auth. Bericht S. 12 vgl. mit S. 34 —.

Die Frage, ob es Szekler-Husaren **allein** gewesen denen die Schuld der Blutthat vom 28. April beizumessen sei, muß aber noch aus einem andern Gesichtspunkte als dem blos linguistischen erörtert werden. Oberst Barbaczy hat wie wir wissen, nach den ersten durch die Gesandten ihm zugekommenen Nachrichten über die Schreckensthat, schriftlich sein tiefes Bedauern ausgesprochen daß dieselbe

> „durch einige raubsüchtige Gemeine unter dem Schutze der Nacht begangen worden sei“.

Diese Auffassung ist dann auch in den Bericht des Obersten an seinen unmittelbaren Vorgesetzten FML. Kospoth, in jenen des letzteren an den Höchst-Commandirenden, endlich in das Schreiben des Erzherzogs Karl an die Wiener oberste Kriegsbehörde übergegangen. Von den Schriftstellern über das Ereignis hat diese Ansicht zuerst Eggers zu der seinigen gemacht:

> „die Husaren haben gemordet um desto sicherer rauben zu können“ —

und ist dieselbe neuester Zeit von Vivenot getheilt worden, indem er das Ereignis einfach in die Kategorie



„eines in solchen Zeiten und bei solcher Stimmung der Gemüther nicht nur sehr leicht möglichen, sondern sogar schwer zu vermeidenden Soldaten-Excesses" —

reihen zu dürfen meint.

Eine solche Auffassung aber ist, nach dem was sich als Ergebnis unserer vorstehenden Betrachtungen herausgestellt hat, ein für allemal fallen zu lassen.

Aber auch noch aus anderen Gründen.

Waren die Husaren die alleinigen Thäter so konnte es ihnen nur darauf ankommen: entweder an den Franzosen gegen die sie im Felde standen ihren haßerfüllten Muth zu kühlen, oder deren fahrende Habe raubsüchtig in ihren Besitz zu bekommen, oder beides zugleich zu erreichen. Hatte es mit irgend einer dieser Absichten auch nur im allerentferntesten etwas zu schaffen daß der eine der französischen Minister Bonnier, der zweite Jean Debry, der dritte Roberjot hieß? Gewiß nicht! Man hat für die Annahme, Soldaten hätten aus blindem Franzosenhaß die Minister niedergemacht, auf den Vorfall am 13. April vor den Mauern von Schaffhausen hingewiesen. Allein gerade dieses letztere Ereignis ist alles andere als ein Analogon zu der That am 28. April. Damals haben die Husaren jene beiden Männer die ihnen von der Stadt her entgegenkamen zusammengehauen weil sie dieselben, deren schweizerische Uniformen miskennend, für Franzosen hielten denen als ihren Gegnern im Felde den Garaus zu machen sie sich für berechtigt und für herausgefordert fühlten, und haben deshalb nicht erst nach dem Taufschein ihrer Opfer gefragt deren Namen und Stand ihnen vollkommen gleichgiltig war. So würden sie auch vor Rastadt, wäre es ihnen nur darum zu thun gewesen an den verabscheuten „Jacobinern" und „Königsmördern" Rache zu nehmen, die ganze in den Wagen sitzende französische Sippschaft in die Pfanne gehauen haben, ohne zwischen Minister und Secretar einen Unterschied zu machen, geschweige denn mit den ihnen ganz unbekannten und ungewohnten Namen der ersteren ihr Gedächtnis zu beschweren.

Dieselbe Bemerkung gilt in völlig gleichem Maße wenn man Raub als den eigentlichen Beweggrund der Rastadter Unthat annehmen wollte. Ob derjenige, den einer um den Inhalt seiner Börse und

seiner Koffer leichter machen will, Peter oder Paul heißt ist dem Strauchdieb, und war ihm zu allen Zeiten und an allen Orten, vollständig gleichgiltig. Zudem fand die Beraubung bei dem Rastadter Ereignisse offenbar nur in zweiter Linie statt; es wurde nicht, wie Eggers meint, gemordet um sicherer rauben zu können, sondern umgekehrt: geraubt wurde um gleichsam mit den Gemordeten seine Rechnung voll zu machen, oder um eine so gute Gelegenheit zu etwas zu kommen nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Wenn einigen der Lebenden die mit den Husaren in unmittelbare Berührung kamen gleichfalls Uhren Börsen und was sie sonst bei sich trugen abgenommen wurden, so war das von keiner so großen Bedeutung und geschah offenbar auch nur gelegenheitlich. Dagegen fand eine eigentliche vorherbedachte und planmäßig ausgeführte Beraubung nirgends statt. In dem ersten und unmittelbarsten Zeugnisse, in dem „authentischen Bericht" (Zusatz Nr. 14 S. 41) heißt es über diesen Punkt ausdrücklich:

> „Man kann nicht sagen daß die Wagen geplündert worden seien, indem von der eigentlichen Bagage so wenig auf dem Mordplatz als in der Stadt etwas weggenommen ward" 2c.

Gelogen wurde nachderhand allerdings sehr viel, wie: daß der räthselhafte George, den einige zu einem Kutscher Metternich's andere zu einem Bedienten Lehrbach's machen, am 29. in Rastadt von Haus zu Haus gegangen sei sich seinen Antheil am Raube wechseln zu lassen, daß die Szekler-Officiere sich mit ihren Leuten in den Raub getheilt, daß die Husaren in Gernsbach Kleidungsstücke der Ermordeten zum Verkauf ausgeboten hätten 2c.[190]) In letzterer Hinsicht ist zu bemerken daß, wie die amtliche Besichtigung der beiden Leichname am 29. April ergab, nur allein Bonnier seines Anzuges beraubt, der Körper Roberjot's dagegen an Ort und Stelle, bis auf einen Schuh der nicht zu finden war, vollständig bekleidet angetroffen wurde ....

Also selbst wenn sich annehmen ließe nur Szekler-Husaren seien die unmittelbaren Thäter gewesen, so war es doch nicht ein von ihnen ausgehendes Interesse das dabei als Hauptziel verfolgt wurde, und wir werden daher unausweichlich getrieben nach jenen zu forschen die hinter ihnen die Fäden geleitet haben möchten.

32.

Unser Augenmerk fällt dabei in erster Linie auf die nächsten Vorgesetzten der verbrecherischen Husaren: den Rittmeister Burkhard und den Obersten Barbaczy.

Liegt ein Zeugnis vor oder gibt es sonst einen stichhaltigen Anhaltspunkt, der dafür spräche daß diese beiden Persönlichkeiten oder doch eine von beiden um die That vorher gewußt, oder gar dieselbe geplant und angeordnet haben?

Nein!

Es lassen sich nur solche Nebenumstände und Äußerungen anführen die allerdings, wenn die Mitwissenschaft oder Mitschuld als anderweitig erwiesen oder doch dringend verdächtig dastünde, als hiermit in Zusammenhang oder darauf sich beziehend angenommen werden müßten, die aber, so lang jener anderweitige Erweis oder dringende Verdacht mangelt, ganz natürlich aus Veranlassungen zu erklären sind die mit einem bösen Vorbedacht oder einem Schuldbewußtsein bezüglich der That nichts zu schaffen haben.

Vor allem hat man, insbesondere von französischer Seite seit dem Vorgange Debry's [191]), auf den langwierigen Aufenthalt hingewiesen den am Abend des 28. die zur Hinausfahrt durch das Rheinauer Thor Gerüsteten unvermuthet erfahren mußten, ehe durch wiederholte Beschickung des vor dem Ettlinger Thore einquartirten Rittmeisters Burkhard die Erlaubnis zur Abreise ertheilt, die Beigabe einer Escorte aber verweigert wurde. „Das sei doch offenbar", wollen uns solch voreilig schließende Schriftsteller glauben machen, „daß man diesen Aufenthalt absichtlich eintreten ließ um draußen vor dem Thore seine Vorbereitungen zum Vollzuge des Anschlages treffen zu können. Waren übrigens nicht", fragen sie weiter, „die Wagen der französischen Gesandten, während sie in solcher Weise halten mußten, von Husaren umringt die mit dem Ausdrucke größter Neugier die darin sitzenden Personen anstarrten? Und haben nicht die Brüder Boccardi in dieser gaffenden Menge den in einen Reisemantel (houppelande) gehüllten

Diener Metternich's gesehen, wie dieser mit einzelnen Husaren gesprochen, ihnen diesen und jenen Minister gezeigt und benannt hat?" [192]) . . .

Wie einfach und natürlich erklären sich doch all diese Umstände, wenn man sie ohne Voreingenommenheit in's Auge faßt! Oder lag etwas auffallendes darin daß sich um die zur Abfahrt bereiten Wagen der französischen Minister neugieriges Volk ansammelte, darunter auch Husaren die erst vor wenig Stunden angekommen waren und für welche darum in der ihnen unbekannten Stadt alles neu und sehenswürdig war? oder daß irgend ein dienendes Individuum sich nach Art solcher Leute mit seiner persönlichen Kenntnis aller in den Wagen sitzenden Personen wichtig machte und den Fragenden Auskunft gab: „Das ist der, und jener dort heißt so", „dieser da ist Boccardi der ligurische Minister" ꝛc.? [193])

Der langwierige Aufenthalt entstand aus der zweimaligen Beschickung des Rittmeisters der außerhalb der Stadt vor dem Ettlinger Thore einquartirt war, und zwar das erstemal weil die Rheinauer Thorwache sich auf den Befehl berief durchaus niemand aus- oder einzulassen, und das zweitemal weil die Reisenden bei schon tief hereingebrochener Dunkelheit eine Escorte bis an den Rhein haben wollten.

Bezüglich des ersten Umstandes kam von Seiten Burkhard's die Entschuldigung: es sei die Ausnahme bezüglich der französischen Gesandtschaft zu machen unterlassen worden. „Und war diese Entschuldigung", wirft man von gewisser Seite hier ein, „nicht an und für sich eine verdächtige?" Wir wüßten, wenn man die Sache unbefangen erwägt, in der That nicht wo Grund zu einem Argwohn liegen sollte! Das Unterlassen des besondern Auftrages wegen der französischen Gesandten lag nicht blos, wie niemand läugnen wird, als ein einfaches Übersehen im Bereiche der Möglichkeit, es lag unter den obwaltenden Umständen sogar in jenem der Wahrscheinlichkeit. Die französischen Minister hatten gegen sieben Uhr abends die Weisung des Obersten Barbaczy erhalten Rastadt binnen 24 Stunden zu verlassen: war militärischerseits vorauszusetzen daß sie noch denselben Abend diesem Auftrage Folge leisten würden? War nicht viel eher anzunehmen daß sie ihre Abreise, um nicht in so wechselvollen Kriegszeiten in die Dunkelheit hineinzugerathen, auf den morgigen Tag verschieben würden?

Bekanntlich wurde ihnen auch dies von aller Welt gerathen, ja wurde von ihnen selbst, und noch mehr von ihrer weiblichen Begleitung, dieser Rath theils offen theils in vertraulicher Mittheilung gebilligt, und war es zuletzt nur der Starrsinn Bonnier's der die unmittelbare Abreise durchsetzte.

Was die erbetene Escorte anbelangt, so verschanzte sich Burkhard hinter seiner Dienstpflicht: „er könne dies ohne höhern Befehl nicht auf sich nehmen; übrigens würden sie kein Obstacle in ihrem Wege finden". Der eigentliche Sinn der letztern Worte konnte kein anderer als der sein daß, nachdem der französischen Gesandtschaft einmal die Bewilligung zur Abreise gegeben worden, dieselbe auf dem Wege bis zum Rhein keine weitere Behelligung seitens seiner Truppe zu besorgen habe[194]). Daß ihnen auch keine französische Streifwache aufstoßen werde, diese Bürgschaft konnte Burkhard ihnen allerdings nicht geben; allein einer solchen Versicherung bedurfte es auch nach menschlicher Voraussicht keineswegs. Denn hatten die französischen Minister, wenn sie auf eine Patrouille ihrer eigenen Armee stoßen würden, etwas zu befürchten?! Anders war es mit den österreichischen Husaren die als Escorte verlangt wurden; ja gerade dieser Umstand scheint es gewesen zu sein der Burkhard Anstand nehmen ließ, bei dunkler Nacht einige seiner Leute einem Zusammenstoße mit feindlicher Mannschaft auszusetzen. Ein solches Begegnis aber lag für den kaiserlichen Rittmeister gar nicht außer dem Bereiche der Denkbarkeit. Standen doch französische Vorposten diesseits des Rheins bis über Bühl hinaus, wenige Stunden südlich von Rastadt, und liefen gerade in diesen Tagen Gerüchte umher, Franzosen hätten Plittersdorf besetzt[195]).

Was sonst noch von Äußerungen vorgebracht wird die Burkhard bei diesen und späteren Anlässen gemacht haben soll, so mußten diese auf jeden Unbefangenen den Eindruck machen, daß er es mit einem rauhen barschen Kriegssohne der sich streng an seine Befehle hält und sonst nicht viel Federlesens macht, und nachderhand mit einem Solchen zu thun habe der durch die Kunde von dem stattgefundenen Ereignisse offenbar verblüfft war. Den dänischen Gesandten Rosenkranz, der ihn wegen der Abreise der französischen Minister molestirt, trumpft

er mit den Worten ab: „er möge nur auf seine eigene Sicherheit bedacht sein“. Als man ihm in der verhängnisvollen Nacht, nachdem schon verschiedenes nicht ohne Leidenschaft hin und her gesprochen worden, seine früheren Worte: „die Gesandten könnten ohne Besorgnis abreisen“ vorhalten will, fährt er den Interpellanten an: „Wollen Sie mit mir eine Inquisition anstellen?“ [196]) Und als jene immer wieder auf das Unerhörte der vorgefallenen Ermordung zurückkommen, ruft er mürrisch-ungeduldig dazwischen: „Meinen Sie, uns seien nicht auch schon Generale todtgeschoßen worden?!“

Ähnliches wie über den Rittmeister Burkhard ist über den Obersten Barbaczy zu sagen. An muthwilligem Verdacht, aufgeworfen von österreich-feindlicher Seite, fehlt es auch hier nicht. „Warum habe Barbaczy auf die ihm durch eine morgens am 28. um eilf Uhr abgeschickte Ordonnanz zugekommene Frage erst um die siebente Abendstunde Antwort ertheilt, da man doch füglich in zwei Stunden von Rastadt nach Gernsbach reiten könne? Scheine es nicht, daß man absichtlich erst so spät Auskunft gegeben damit die Abreise in der Nacht erfolgen sollte?“ rc. (Häberlin IV. S. 270 f.) Hierauf erlauben wir uns zu bemerken: Erstens war die Verzögerung in Wahrheit keine so gar auffallende. Zwei Stunden in scharfem Ritte nach Gernsbach, eine Stunde Aufenthalt, zwei Stunden zurück nach Rastadt, gibt fünf Stunden im günstigsten Falle. Nun war aber der Fall eben nicht der günstigste weil gerade in diese Stunden das Einlangen der erzherzoglichen Ordre an den Obersten, der Aufbruch des letztern mit einem Theile seiner Berittenen nach Rothenfels, die Anstalten zur Besetzung von Rastadt u. dgl. fielen. War es dann etwas besonderes wenn aus der einen Stunde Aufenthalt fast zwei, aus den zwei Stunden des Rittes von Gernsbach nach Rastadt oder zurück etwa drei wurden, wenn folglich der Bescheid statt um 4 Uhr, wie die ungeduldig Harrenden wünschten und sich vorspiegelten, erst nach 6 Uhr in Rastadt ankam? Dann aber, was hätte man mit einer absichtlich herbeigeführten Verzögerung bezweckt? Es dahin zu bringen daß die Gesandten sich in der Nacht auf den Weg machen, unter deren Schutz allein die Unthat begangen werden



konnte? Aber dann durfte man ihnen ja nicht eine vierundzwanzig stündige Frist zur Abreise geben! Dann mußte man militärischerseits vielmehr, wenn der Bescheid in später Abendstunde ihnen zukam, auf ihrer unverzüglichen Abfahrt bestehen, anstatt denselben, wie es doch thatsächlich am Abend des 28. geschah, Schwierigkeiten aller Art in den Weg zu legen! . . .

Einen eben so lockern Boden haben die Muthmaßungen die Einige an verschiedene Reden Barbaczy's knüpfen wollen. Während er am 28. mit andern Gästen im Pfarrhaus von Gernsbach zu Tische saß habe man ihm ein verschlossenes Schreiben überbracht, beim Lesen desselben sei er sichtlich aufgeregt worden und habe sich mit der Entschuldigung dringender Dienstgeschäfte entfernt, bis an die Treppe von seinem geistlichen Wirthe begleitet dem er die Hand drückte und sagte: „Ein so unangenehmer Auftrag wie ich hier erhalten ist mir in meinem Leben nicht zugekommen!“ [197]) Der Obrist sei darauf mit einer Abtheilung Husaren nach Rothenfels aufgebrochen wo er sich erst beim Pfarrer Dietz einquartirte, diesen aber gegen Abend wieder verließ: „er werde in den nächsten Stunden viele Staffeten bekommen“, und für die Nacht im Wirthshause seinen Sitz aufschlug. Hier habe er sich in Gegenwart des Pfarrers, der ihn also in das Wirthshaus begleitet haben muß, ungemein aufgeregt gezeigt und wie im trunkenen Zustand allerhand räthselhafte Reden geführt; eine Weile sei er nachdenklich im Zimmer auf und ab gegangen und habe gerufen: „Barbaczy, was wird die Welt zu Deinem alten Kopfe sagen!?“ . . . Wir fragen jeden Besonnenen ob diese und ähnliche Reden, vorausgesetzt daß sie als constatirt angenommen werden können [198]), irgend einen nothwendigen Zusammenhang mit dem Vorfalle vor dem Rheinauer Thore verrathen, ob sie nicht vielmehr ungezwungen und einfach auf die allgemeine Lage der Dinge bezogen werden können? Von der wohlbesetzten Pfarrerstafel in Gernsbach unverweilt nach Rothenfels aufzubrechen und von da durch seine Husaren Rastadt zu einer Zeit besetzen zu lassen, wo ein Theil der Congreß-Gesandten daselbst noch versammelt und allerhand Reibungen und Auseinandersetzungen mit den delicaten Herren, wie er dies ja seit seinem Einrücken in den Vorpostendienst von Gernsbach bereits wiederholt erfahren hatte, voraus-

zusehen waren, war doch unter allen Umständen keine angenehme Sache. Kam nun dazu daß er, wie der Befehl seines Generalissimus lautete, die französischen Minister aus der Stadt entfernen und doch „alle mögliche Vorsicht und Klugheit bei der Ausführung“ beobachten sollte, so war dies sicher ein Auftrag der zu den heikelsten gehörte und einem unbescholtenen, aber rauhen und vielleicht, wie es bei solchen Naturen vorzukommen pflegt, etwas beschränkten Reiter-Obersten den Schweiß auf die Stirne treiben, einen Angstruf nach dem andern auspressen konnte. Daß er unter solchen Verhältnissen auf häufigen Depeschen-Wechsel, auf verschiedene Staffeten die in der Nacht kommen könnten, gefaßt sein mußte, daß er, um seinem neuen Wirth dem Pfarrer in Rothenfels nicht lästig zu fallen, lieber in's Gasthaus übersiedelte, daß er, an einem Tage zweimal an geistlicher Tafel bewirthet, zuletzt etwas aufgeregt war, wie in trunkenem Zustande zu sein schien und etwa, sich dieser Stimmung bewußt, sich gewaltsam zusammennahm um sich eine Verdrießlichkeit, den Andern ein Ärgernis zu ersparen — was wäre in alle dem so besonderes das zu ganz außergewöhnlichen Vermuthungen führen sollte?!

In der That stieg auch den ersten noch unbefangenen Beobachtern der Haltung der beiden Männer unmittelbar nach dem Ereignisse irgend ein Verdacht durchaus nicht auf: der Eindruck war vielmehr ein entgegengesetzter, nämlich der daß ihr Benehmen mit einem Schuldbewußtsein bezüglich der That nicht in Verbindung gebracht werden könne. Der Verfasser des „authentischen Berichtes“ bezeichnet das Schreiben Barbaczy's vom 29. April „eines Mannes von Ehre und Herz würdig“, und der Berliner Gentz (Historisches Journal a. a. O. S. 214 f.) macht dazu die gegründete Bemerkung: „Es gehört eine seltene Kühnheit dazu den Brief, worin Barbaczy den versammelten Ministern seinen Schmerz über die Begebenheit schildert, für ein Product der Verstellung und der Heuchelei zu erklären: enthält aber dieser Brief Wahrheit so konnte der Verfasser desselben kein Theilnehmer an dem Bubenstück sein“. In gleichem Sinne äußerte sich Legations-Rath Eggers (Briefe I. S. 388 f.) am 29. April, ein paar Stunden nach dem nächtlichen Auftritte im Wirthshause „zur

Laterne" in Gegenwart mehrerer Gesandten über den Rittmeister Burkhard, daß er denselben „für vollkommen ununterrichtet" halte. „Aus unserer Unterredung, behauptete ich indem ich mich auf die anwesenden Herren von Dohm und von Reden berief, sei es klar daß er nicht aus böser Absicht sondern aus großer Verlegenheit so viele Schwierigkeiten machte, durchaus nicht wußte wie er seinen Dienst mit den Regungen des Mitleidens das wir so stark zu reizen suchten vereinigen sollte. Zwar schien er freilich kein Mann von sehr lebhaftem Gefühl. Allein auch hier mußten wir um billig zu sein seine Verhältnisse nicht mit den unsrigen verwechseln, von dem Vorpostenkrieger nicht die Rücksichten des Diplomatikers erwarten" .... Erst auf dem Wege von Rastadt nach Karlsruhe scheinen mehrere der deutschen Gesandten andern Meinens geworden zu sein und sich an letzterem Orte durch Dohm Gatzert u. a. überreden lassen zu haben, ihre Namen unter ein Schriftstück zu setzen das ganz darnach angethan war das kaiserliche Militär, und ganz besonders den Rittmeister Burkhard, im zweideutigsten Lichte dastehen zu lassen.

Wer neuerer Zeit einen dringenderen Verdacht gegen die Szekler-Officiere anregte, das war auch hier wieder der leichtfertige Hormayr, ein Schriftsteller, wie ihn Grillparzer („Selbst-Biographie" Werke X S. 146) treffend charakterisirte, „dem es nicht an Verstand und Witz, wohl aber an Rechtschaffenheit und eigentlichem Fleiß fehlte". Dem geschwätzigen Anemonisten kommt es auf ein paar Schatten mehr oder weniger, die er ob der Rastadter Gräuelthat in den Tartarus werfe, nicht an, und so nennt er frischweg Faßbender Bleul Duka Floch &c., und von Szekler-Officieren, merkwürdigerweise nicht Burkhard Fontana oder Ruzuska, dafür aber: Doldalagy Dravetzky Kereszte*s*, die dem Ereignisse nicht fremd gewesen sein sollen oder dürften. Und für all diese gehäuften Anschuldigungen führt er keinen andern Gewährsmann vor als den alten schrullenhaften Mayer von Heldenfeld, der „in redseliger fröhlicher Laune oder im habituellen Ärger über Grünne und Wimpffen oder über noch Höhere", mitunter „auch blos um seinen Schwager zu ärgern", verworrenes Zeug über den Rastadter Gesandtenmord durcheinander plauschte! An eigentlichen Beweisen, ja auch nur an stichhältigen Anhaltspunkten,

den Rittmeister oder den Obersten oder andere Officiere des Szekler-Regiments zu Mitschuldigen oder doch Mitwissern zu stempeln, fehlt es durchaus. Daß Erzherzog Karl nachdem er den beklagenswerthen Vorfall erfahren, sowohl Barbaczy als Burkhard als die nächsten Vorgesetzten der schuldigen Husaren vor die Gerichts-Commission zu Villingen ziehen ließ, war begreiflich. Daß aber diese Untersuchung, die auf's strengste zu führen vom Kaiser befohlen war, keine Schuld an ihnen gefunden haben kann, beweist wohl der Umstand am besten daß wir noch bis in das Jahr 1801 hinein den einen an der Spitze seines Regiments, den andern an jener seiner Escadron antreffen. Erst nach Beendigung des Krieges traten beide in den Pensionsstand: Barbaczy, wie es scheint auf eigenes Ansuchen, am 27. Mai 1801 nach dreiunddreißigjähriger Dienstzeit mit dem Generals-Charakter; er zog sich nach Presburg zurück wo er in hohem Greisenalter am 17. Juni 1825 starb. Burkhard am 11. August 1801, wegen Sand und Stein dann Hämorrhoidal-Zuständen „als Real-Invalid zu keiner Dienstleistung mehr geeignet", mit gleichzeitiger Beförderung zum Major; auch er nahm seinen Aufenthalt in Presburg und starb daselbst am 15. Jänner 1820; er hatte im ganzen 36 Jahre gedient und ein Lebensalter von 75 Jahren erreicht.

Über die Officiere des Szekler Husaren-Regiments liegt uns eine „Conduite-Liste" vor, zu Langen am 16. Februar 1800 vom Oberstlieutenant und — in Abwesenheit des Obersten — interimistischen Regiments-Commandanten Geringer unterzeichnet und mit dem Regiments-Siegel versehen [199]). Darin finden wir u. a.

Ludwig Burkhard, Premier-Rittmeister, geboren zu Kitzingen „im Röhmischen Reich", 52 Jahre alt, Gemüthsbeschaffenheit: „gute"; Sprachen Geschicklichkeit Kenntnisse ꝛc.; Reuter: „mittelmäßiger" ꝛc.; sonst im Dienst: „eifrig"; verdient das Avancement: „ja".

Franz Fontana, Unter-Lieutenant, Geburtsort: Mailand, 26 Jahre alt; Gemüthsbeschaffenheit: „könnte besser sein"; Aufführung mit dem Civile: „nicht die beste"; im Regiment: „eben so" ꝛc.; verdient das Avancement: „noch nicht".

Nicolaus Dravetzky, Unter-Lieutenant, aus Debreczin, 32 Jahre alt, Gemüthsbeschaffenheit: „gutte", Eifer und Application: „sehr viell"; sonst im Dienst: „sehr gutt zu gebrauchen"; verdient das Avancement: „besonders".

Martin Keresztes, Unter-Lieutenant, aus Csik-Szent-György, 38 Jahre alt &c.; „sehr gutt zu gebrauchen"; verdient das Avancement: „besonders" . . .

Wir geben diese Auszüge, einmal deswegen weil sie Officiere betreffen deren Namen uns bereits aufgestoßen sind [200]), und zweitens zum Beweis daß die Charakterisirung der verschiedenen Persönlichkeiten keineswegs nach der Schablone gearbeitet sondern von Fall zu Fall erwogen und bemessen war, und knüpfen daran folgende Betrachtung: die Ergebnisse der Villinger Untersuchung waren zur Zeit da jene Conduite-Liste abgefaßt wurde allerdings nicht bekannt gemacht, die Acten der militärischen Commission lagen in Wien in sicherem Gewahrsam. Allein andrerseits währte zu Anfang 1800 der Krieg mit der Republik fort, und wer gab Bürgschaft daß nicht Frankreich seinerzeit, wenn es zum Frieden käme und falls sich irgend eine Schuld auf österreichischer Seite finden ließe, auf Mittheilung des Processes und eclatanter Satisfaction bestehen würde? Wäre es unter solchen Umständen nicht eine herausfordernde Unklugheit gewesen, die betreffenden Officiere nicht nur insgesammt in ihren Stellungen zu belassen, sondern auch als würdig oder „besonders" würdig für eine dienstliche Beförderung zu bezeichnen? Und selbst von dem Standpunkte politischer Vorsicht abgesehen, durfte es dem Höchst-Commandirenden gegenüber, dessen edlen Charakter niemand in Zweifel zog, irgend ein Stabs-Officier wagen Untergebenen, wenn sie in eine so weltkundige und dabei so abscheuliche That auch nur im entferntesten verstrickt gewesen wären, anerkennende Zeugnisse auszustellen, wie dies bezüglich Burkhard's Dravetzky's Kereszteś' thatsächlich der Fall war? Die nicht sehr schmeichelhafte Beurtheilung der Gemüthsbeschaffenheit Aufführung und Verdienstlichkeit Fontana's und mehrerer anderer von dessen Kameraden zeigt, daß sich der Aussteller der Conduiteliste seiner Verantwortlichkeit bezüglich des Inhalts derselben sehr wohl bewußt, daß er von eitler Schönfärberei frei war und

daß ein so wichtiger und gravirender Umstand, wie die Theilnahme oder auch nur Mitwissenschaft am Gesandtenmorde, ihm weder entgangen noch von ihm durch einfaches Stillschweigen vertuscht worden sein konnte.

Aus all dem gesagten halten wir uns für berechtigt den Schluß zu ziehen: daß von irgend einer schuldbaren Verflechtung des Obersten Barbaczy und der Officiere seines Regiments in den verbrecherischen Anschlag gegen die französischen Minister keine Rede sein könne.

33.

Mit Ausnahme eines oder des andern Franzosen, dem etwa der Rachetaumel im Mai und Juni 1799 in den Kopf gestiegen war, hat es niemand gewagt die Person des deutschen Kaisers oder seines Bruders des Generalissimus mit dem Rastadter Ereignisse in irgend einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen; im Gegentheil hören wir selbst österreich-feindliche Schriftsteller die Versicherung aussprechen daß weder „der biedere Erzherzog Karl" den Befehl gegeben, noch dessen kaiserlicher Bruder „in seinem edlen Gemüthe" um den Anschlag gewußt haben könne. Weniger Zwang hat man sich von allem Anfang rücksichtlich der „österreichischen Regierung" auferlegt, und mit diesem allgemeinen Ausdruck bald nur überhaupt das Wiener Ministerium, bald gewisse besondere Organe desselben in den Verdacht mehr oder weniger naher Urheberschaft an einem so abscheulichen Verbrechen zu bringen gesucht.

An irgend eine Mitschuld Thugut's des damaligen Leiters der auswärtigen Angelegenheiten zu denken fiel anfangs keinem Menschen bei, konnte auch nach dessen ganzer Haltung keinem Vernünftigen in den Sinn kommen. Thugut vorzüglich war es der beim Kaiser darauf drang die Untersuchung auf's schärfste einleiten und führen zu lassen, und den Grafen Lehrbach wegen dessen bekannter Energie und Rücksichtslosigkeit mit der Leitung der bezüglichen Commission betraut

wissen wollte. Wie überrascht Thugut von der Hiobspost gewesen war ergibt sich unter anderem daraus daß er anfangs, gleich Burkhard Barbaczy und dem Haupt-Quartier des Erzherzogs, die Szekler-Husaren für die alleinigen Thäter hielt, es unbegreiflich fand wie Rastadt von kaiserlichen Truppen habe besetzt werden können so lang der Congreß noch nicht auseinander gegangen[201]), und erst nach und nach, wie von verschiedenen Seiten Mittheilungen und Nachrichten eintrafen, in seiner Meinung irre wurde. „Die Wahrheit", schrieb er am 24. Mai an Ludwig Cobenzl, „muß sich erst aus den gerichtlichen Depositionen ergeben, zu welchen alle Augenzeugen des Vorfalls aufgerufen werden . . . Daher wir denn auch ganz ruhig der Entwicklung des Hergangs entgegensehen und fest entschlossen sind die Sache, wie sie sich immer verhalten mag, seiner Zeit in ihrer wahren Gestalt der Welt vorzulegen".

Erst beinahe zwei Jahre später, im Februar und März 1801, wo es nichts so unsinniges, nichts so ruchloses, nichts so entlegenes gab, was Thugut's Feinde nicht benutzten um den von ihnen eben so gehaßten als gefürchteten Minister unmöglich zu machen, scheinen sie auch den halb vergessenen Gesandtenmord hervorgezogen zu haben um diese scheußliche That mit dem Namen ihres Opfers in Verbindung zu bringen. Dieses verleumderische Gerede erneuerte sich, wie wir wissen, drei Jahre später als irgend ein Anlaß gewisse auf die Villinger Untersuchung sich beziehende Papiere in die Hände von Officieren des kaiserlichen Generalstabes brachte, worüber Cobenzl nicht umhin konnte seine Misbilligung dieses Vorgangs auszudrücken.

Von jenen die Thugut aus dem Umgang und aus seinen Amtsverhältnissen kannten war niemand fähig auf ihn einen so schwarzen Verdacht zu werfen. Sein Bild steht rein und edel da wenn wir zeitgenössische Urtheile, nicht blos seiner Vertrauten und Anhänger, sondern unbefangener Beobachter, ja selbst persönlicher Feinde und Gegner, abhören wollen. Der preußische Diplomat Lucchesini und der belgische Fürst de Ligne, so übel beide im Durchschnitt auf ihn zu sprechen sind, wissen ihm gleichwohl große Vorzüge nachzurühmen, seine Charakterfestigkeit, seinen überlegenen Geist, seine Uneigennützigkeit;

statt gewinnsüchtig zu sein, erzählt de Ligne, habe er einmal 200,000 fl. die sein Monarch ihm schenken wollte nicht angenommen. Die britischen Gesandten sind voll des Lobes über ihn. Oberst Craufurd fand ihn „aufrichtig, durchaus ehrenhaft, zurückhaltend gegen Fremde, aber mittheilsam seinen Freunden gegenüber"; Sir Morton Eden nannte ihn in seiner Politik den „Pitt Österreichs", in seinem Privatcharakter warm und offen, niemals sei er von Thugut getäuscht worden. Der Schweizer Johannes von Müller, der unter Thugut in der Staatskanzlei arbeitete ohne sich damals seinem Chef besonders zu nähern, that dies um so eifriger nachdem der Minister vom Schauplatze abgetreten war. „Für alles Große habe ich eine Art abgöttischer Verehrung", schreibt er 1802 im Juli, und erwähnt dann eines Unfalls in Geldsachen der ihn getroffen und wo er „Theilnahme und Gunst eines berühmten Mannes" erfahren habe „dessen Geist und Kraft gegen den Unstern lang standhaft gekämpft". Er entwirft uns (Werke VII. S. 37, 82 f.) von Thugut, als er ihn im August 1803 in Presburg wieder aufsucht, das Bild eines liebenswürdigen heitern gemüthsfreien Greises; „er ist in seiner Einsamkeit wo er doch viele Gesellschaft sieht sehr vergnügt, sieht wohl aus und überläßt wie ich der Vorsehung was auch er nicht ändern kann".

Es gab außer Johannes von Müller noch Andere die dem gestürzten Minister ihre aufrichtige Achtung und Theilnahme bewahrten; der wärmste darunter war jener Graf, später Fürst Franz Joseph von Dietrichstein, einer der feinsten und vielseitigsten Geister der damaligen österreichischen Aristokratie. Im Jahre 1767 geboren, hatte er seine Laufbahn auf den Schlachtfeldern der türkischen und französischen Kriege begonnen, durch seine heldenmäßige Ausdauer bei dem großen Hornwerk von Valenciennes 25.—28. Juli 1793 das Theresienkreuz errungen und war 1794 dem Generaldirectorium des Ingenieur- und Fortifications-Wesens zugetheilt worden, in welcher Stellung er 1797 zum General-Feldwachtmeister emporrückte. Bereits hatte er den militärischen Dienst mit dem diplomatischen vertauscht, versah unter Thugut's Ministerium den Gesandtschaftsposten in Berlin, dann durch mehrere Jahre an dem Hofe des launischen Paul von Rußland, bis er im Feldzuge von 1800 wieder zum Degen griff.

Doch nicht auf lang. Denn mit dem Rücktritte Thugut's, dessen Politik er aus voller Überzeugung theilte und unterstützte, legte auch er seine Stellen nieder und sagte, kaum 34 Jahre alt, dem Staatsdienst Lebewohl. Erst 1809 fand er sich wieder zu einem Hofdienst bei Erzherzog Franz von Este in Galizien herbei, welchem Lande er bis zum Wiener Frieden in der Stellung eines Hof-Commissars seine Thätigkeit widmete. Am 28. Mai 1818 starb Thugut in Wien wohin er sich in den letzten Jahren gezogen hatte, und da war es wo Dietrichstein durch Gentz' Feder jenen ehrenden Nachruf im „Öster. Beobachter" einrücken ließ, der den Verdiensten des großen Verkannten ihr nachträgliches Recht widerfahren zu lassen bestimmt war: „Alle die ihn näher kannten, besonders welche unter ihm arbeiteten oder in Geschäftsverbindungen mit ihm standen, leisten ihm das Zeugnis eines unermüdlichen Diensteifers, der äußersten Sorgfalt bei Verwaltung der ihm übertragenen Staatsgeschäfte so wie der verschiedentlich damit verbunden gewesenen Staatsgelder, und einer Thätigkeit die ihn für alle seinem großen Wirkungskreise fremden Gegenstände, selbst für solche die sein unmittelbares Interresse betrafen, gleichgiltig und unempfänglich machten . . . Nur den treuen und aufmerksamen Händen, denen er die Verwaltung seines Vermögens überlassen hatte, muß es zugeschrieben werden daß dieses nicht noch mehr herabgeschmolzen ist als nach seinem Tode sich gezeigt hat . . . Die welche dereinst die Geschichte seiner Zeit der Nachwelt zu überliefern berufen sind werden die Aufgabe die er zu lösen, die Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen hatte, den Zweck der ihm vor Augen schwebte und sein beharrliches, wenn auch nicht immer von Glück gekröntes Streben nach großen und würdigen Resultaten, mit Gerechtigkeit darzustellen wissen" . . . Der hochgeborne Fürst nahm keinen Anstand, den Manen des aus bescheidenen Lebenskreisen entsproßenen Staatsmannes, der ihm ein Bild patriotischer Hingebung und Beharrlichkeit gewesen, in seiner Ahnen-Gruft zu Nicolsburg ein Denkmal setzen zu lassen. —

Doch sollte es lang genug dauern ehe dem Andenken Thugut's jene Gerechtigkeit wurde welche der edle Dietrichstein für seinen Freund von der Nachwelt erwartete. Was in dem ersten Lustrum unseres

Jahrhunderts nur im Gerede gewisser Gesellschaftskreise umherlief, das fühlte sich, vom Beginn der dreißiger Jahre an, der gewissenlose Hormayr berufen in die geschichtliche Literatur einzuführen und von Thugut ein Charakterbild zu entwerfen das all jenen bösen Gerüchten gewissermassen zur Rechtfertigung und Erklärung dienen sollte. Zwar dem Geiste seines literarischen Opfers ließ er scheinbar Gerechtigkeit widerfahren: „Streng und fest griff der Schiffmeistersohn nach dem Ruder und handhabte es mit möglichst wenigem Plätschern, aber desto stärkerem Schlag. Selbst überlegenen Talenten fiel es nie ein ihn geringzuschätzen. Von Kindheit besaß er seltene Beherrschung seiner selbst um sich selbst desto besser zu dienen. Die Tafel hatte für ihn keinen Reiz" 2c. Nun kommen aber die Schattenseiten: „Unerbittlich und unversöhnlich besaß er ganz die Geduld des Hasses. Seine Politik kannte weder Tugend noch Laster, sondern nur Mittel. Selbständige Charaktere, freisinnige Ansichten, reine Tugend waren ihm so widrig wie manchen Nerven der Moschus. Er witterte sie auch ungesehen, wie rothhaarige Leute die Katzen. Sichtbare Verfolgung, Ruin der Existenzen liebte er nicht. Er erschlug oder er schlug gar nicht aus" 2c. (Taschenbuch 1832 S. 420—427). Anderswo nennt er ihn einen „infernalisch geistsprühenden und kraftvollen Plebejer" der „mephistophelische Häßlichkeit und mephistophelische List" in seiner Person vereinigte (Kaiser Franz und Metternich S. 34).

Der biedere Bavaro-Österreicher hat in der neuesten deutschen Historiographie gelehrige Schüler, seine Schilderungen in diesem Punkte haben begeisterte Bewunderer und Nachahmer gefunden. Alle Schwulst der Sprache wird da aufgeboten um diesen „Thu-nicht-gut" als einen Auswurf der Menschheit zu schildern; aus allen Farbentöpfen werden die dunkelsten Tinten herausgesucht um ihn nur ja recht schwarz an die Wand malen zu können. Es geschieht bei solchen Schriftstellern Thugut's fast nur Erwähnung um tiefste moralische Entrüstung wider ihn entladen zu können. „Ohne sittliche und politische Grundsätze" nennt ihn einer derselben, „cynisch in der Schätzung der Menschen wie in der Wahl seiner Mittel", einen Mann „der die Neigungen eines orientalischen Veziers mit der jacobinischen Rücksichtslosigkeit eines plebejischen Emporkömmlings verbindet", dem „die Neigung zur Gewalt-

thätigkeit bis an die Gränze des Frevels und Verbrechens, die unverhüllteste Selbstsucht und ein unüberwindlicher Hang zur Intrigue" eigen ist (Häusser deutsche Geschichte I. S. 483). War einem moralischen Scheusal wie diesem nicht jede erdenkliche Schandthat zuzutrauen?!

Vergleichsweise milde lautet Springer's Urtheil (Geschichte Österreichs ꝛc. I. S. 55 f.) obgleich man auch hier Hormayr'sche Reminiscenzen herausliest. Thugut mistraute Preußen, macht ihm der Verfasser zum Vorwurf, und haßte die französischen Revolutionaire. „Auch darin offenbarte er den ehemaligen Plebejer ... daß er alle großen Verdienste und selbständigen Charaktere in seiner Umgebung argwöhnisch beobachtete, dafür die hochgeborene Dummheit" — soll damit etwa Ludwig Cobenzl oder Franz Colloredo oder wohl gar Franz Joseph Dietrichstein gemeint sein?! — „begünstigte ... Es handelte sich ihm ausschließlich um den Erfolg. Ein fester politischer Glaube fehlte ihm vollständig; er war gegen Andersgesinnte grausam oder nachgiebig je nachdem es seinen Zwecken paßte". Er wirft dann seiner Politik vor „daß die innern Kräfte des Staates aufgebracht wurden um der Krone einen kleinen Machtzuwachs zu erobern", nimmt ihn aber gleichwohl gegen die Beschuldigung in Schutz daß „bloser Eigensinn oder unsinnige Hartnäckigkeit ihn zur beharrlichen Fortsetzung des Krieges getrieben".

Erst in den allerletzten Jahren war es zuerst Alfred von Vivenot der, wie schon früher erwähnt, mit den umfassendsten Quellen-Studien ausgerüstet von dem Charakter, der Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit Thugut's Überzeugungen aussprach die mit den ehrenrührigen Schilderungen Hormayr's und dessen übereifrigen Nachtreter gar sehr in Widerstreit sind. Vivenot gebührt das unbestrittene Verdienst, der erste von allen auf die Irrthümer oder absichtlichen Entstellungen hingewiesen zu haben welcher sich die neue preußische Historiographie des Revolutions-Zeitalters Österreich und dessen unbeugsamem Minister gegenüber schuldig gemacht hatte, nachgewiesen zu haben daß „der Thugut der wahren Geschichte ein ganz anderer sei als jener der künstlich gemachten und bisher gläubig nachgebeteten Geschichte" [202]. Und auf ganz dasselbe Ergebnis kam um dieselbe Zeit der deutsche Hüffer der von dem Streben parteiloser Gegenständlichkeit erfüllt mit großer Sorgfalt

die verschiedenseitigsten Zeugnisse über Thugut gesammelt und geprüft hat. Er sei, bekennt uns dieser Schriftsteller (Österreich und Preußen &c. S. 174—187), „mit einem ungünstigen Vorurtheil“ an seine Arbeit gegangen; je mehr er aber von Thugut's Hand gelesen desto günstiger habe er sich für ihn gestimmt gefühlt. „Am meisten“, fügt Hüffer bei, „setzte mich in Verwunderung daß ich von der Treulosigkeit und Verstellung, die für neuere Schriftsteller beinahe sprichwörtlich geworden ist, keine Beweise finden konnte ... Dieser wegen seiner Falschheit verrufene Mann ist beinahe der einzige Diplomat in jener Zeit dem ich eine Unwahrheit nachzuweisen nicht im Stande wäre“. Was man ihm vorwerfen könne, wäre „eher eine zu rasche rücksichtslose Offenheit als verstecktes Wesen und zweideutiges Hinhalten“ ...

Und so ist es in der That! Was dem Andenken Thugut's in gewissen Kreisen bis auf den heutigen Tag geschadet, was dieselben vermocht hat allen erdenklichen Unglimpf oder Verdacht auf ihn zu leiten, war ganz etwas anderes als die häßlichen Züge seines Charakters deren Vorhandensein von seinen Feinden in die Welt hinausgeschrien, aber von keinem derselben nachgewiesen wurde. Der Grund dieses unversöhnlichen Hasses lag vielmehr in der Politik an welcher Thugut mit unbeugsamem Ernst bis an das Ende seiner öffentlichen Thätigkeit festhielt und wodurch er mancherlei Privat-Interessen, wie denen der belgischen Latifundinarien, ohne sein Verschulden in den Weg trat, vor allem aber allen auswärtigen Widersachern seines Vaterlandes so unbequem wurde. Überall, in Sachen der Politik, der Kriegsführung, der Finanzen sehen wir ihn die Ehre und Würde, die Macht und den Vortheil Österreichs wahr und offen, kräftig und entschieden vertheidigen, und wenn er durch den unverblümten Ton den er gegnerischen Ränken und Anmaßungen gegenüber einschlug nach den verschiedensten Seiten hin verletzte, so wußte er sehr wohl daß und warum er dies that. Seine Klagen über die erbärmlichen Winkelzüge Englands in finanzieller, über die neidisch-mistrauische Haltung Preußens in politischer Hinsicht, über die trostlose Uneinigkeit unter den Coalirten wo nur Übereinstimmung in den Ansichten, in den Zwecken, im Handeln an das erwünschte Ziel führen konnte, seine klare Voraussicht dessen was in Folge solcher Misstände über sein Österreich, aber auch über die andern

Staaten des außerfranzösischen Festlandes kommen müße, all das zeigt eben so sehr für die Wärme seiner patriotischen Empfindungen als für die Klarheit seines politischen Blickes. Wenn wir Österreicher einmal so weit sein werden die Erscheinungen unserer Geschichte nach unserem eigenen Urtheil zu würdigen, anstatt dasselbe von der Gunst oder Ungunst unserer guten Freunde an der Spree und an der Isar beeinflussen zu lassen, dann wird in unserem künftigen Ruhmestempel auch der Mann seine Stelle finden, der sich aus bescheidenen Verhältnissen zu den höchsten Ehren und Würden im Dienste seines Vaterlandes emporgeschwungen und bis an das Ende seiner Laufbahn das Banner desselben hoch und stolz emporgehalten hat, wie seit ihm kaum ein zweiter bis auf unsere Tage! . . .

34.

Selbst von Seiten seiner erbittertsten Feinde hat es kaum einer gewagt, Thugut allein oder auch nur in erster Linie der nächtlichen Unthat vor dem Rheinauer Thore von Rastadt für schuldig zu erklären; man hat ihn fast immer nur als Theilnehmer an dem Vergehen eines Andern hingestellt, und dieser andere, mit dem wir uns jetzt des nähern zu befassen haben, ist eben jener Graf Lehrbach den Thugut im Mai 1799 mit der Leitung der Villinger Untersuchungs-Commission beauftragt wissen wollte. War das nicht ein schlauer Kniff von diesem Plebejer, meinen Hormayr's Erben?! . . .

Der geschichtliche Lehrbach theilt mit dem geschichtlichen Thugut das Schicksal daß man über Beide Jahrzehende hindurch fast nur schlechtes, ja abscheuliches, anwiderndes zu hören bekam; sie unterscheiden sich aber von einander darin, daß sich eine Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten anführen läßt die dem lebenden Thugut die aufrichtigste Verehrung zollten, dem verstorbenen das treueste Andenken bewahrten, während wir zu Lehrbach's Gunsten auf etwas ähnliches hinzuweisen nicht im Stande sind. In der That scheint der edle Reichsgraf in seiner Erscheinung wie in seinem Auftreten wenig gewinnende Seiten

entfaltet zu haben. Alle die als Zeitgenossen des Rastadter Congresses etwas schriftliches über den hochgebornen Grafen hinterlassen haben, sprechen sich mehr oder minder ungünstig über ihn aus; aber selbst die österreichischen Staatsmänner, Thugut vor allen, mochten ihn wegen gewisser Eigenschaften, seiner Aufdringlichkeit, seiner Geschwäzigkeit, nicht recht leiden. Es scheint er hatte keinen Freund. Daß aber ein Mann von Lehrbach's Gepräge das Widerhaarige seines Naturells in erhöhtem Grade seinen und seiner Regierung Widersachern gegenüber herauskehrte, daß er sich gegen diese herausfordernd wegwerfend grob zu benehmen liebte, und daß diese ihm dafür mit bitterem Haß und schlimmster Nachrede aller Art vergalten, ist begreiflich genug. Gagern erzählt von „Lehrbach's rohem Charakter"; Lang macht ihn durch ein mit den stärksten Farben aufgetragenes Bild von dessen äußerer Erscheinung zu einer wahren Fratze; Hormayr weiß ihm an Schlechtigkeit und Verworfenheit der Gesinnung nur zwei andere Männer an die Seite zu stellen, nämlich dessen beide „Brüder" (?) Franz Sigmund den Comthur und Damian Hugo den Domherrn; in Anton Springer's Augen ist Lehrbach „der verworfenste und verachtetste aller Minister" u. s. w. Mit einem Wort es ist als ob sich alles das Wort gegeben hätte den unglücklichen Reichsgrafen in Schrift und Bild zur Zielscheibe alles möglichen Unglimpfs zu machen, um zuletzt daraus den Schluß ziehen zu können: so etwas wie die Anstiftung des Rastadter Attentates, wenn auch nicht gerade des Mordes, wäre ihm ganz wohl zuzutrauen. „Man darf daher wohl annehmen", schreibt Karl Georg Jacob (Beiträge S. 366), „daß ein Mann wie Lehrbach, der durchaus nicht gewohnt war sich in seinen Plänen durch Hindernisse stören zu lassen, auch in der Wahl geheimer Mittel, um sich von seinen Feinden zu befreien, nicht ängstlich gewesen sein wird" ...

Ist aber, so erlauben wir uns zu fragen, ein solch kühner, eine ganze Reihe von Mittelgliedern überspringender Schluß in irgend einer Weise gerechtfertigt? Angenommen die von Lehrbach's Gegnern gezeichnete ungünstige Charakterschilderung sei eben so wahr als das von ihnen gelieferte Bild seiner äußern Erscheinung unwahr ist[203]), so kann doch keineswegs daraus gefolgert werden, der Mann, der seit mehreren Jahrzehenden die wichtigsten Ämter und Vertrauensposten

bekleidete, solle sich so weit vergessen haben, Minister und Gesandte eines fremden Staates von gedungenen Händen durchprügeln, um nicht zu sagen für Leben und Tod auf's Korn nehmen zu lassen. Wenn jemand ein ungewaschenes Maul hat und in der Hitze des Wortgefechtes Himmel und Erde zusammt dem „Acheron“ beschwörend anruft, folgt daraus daß er, wenn es zum Ernst käme und die Sache in seiner Macht läge, unüberlegt hinausgestoßene Drohungen auch wirklich in Vollzug setzen würde? Im Gegentheil, wer viel schreit ist oft gerade der bedenklichste im Thun! Jemandem ohne stichhaltige Beweise eine verbrecherische Handlung zutrauen kann man aber doch billigerweise nur dann, wenn sich ihm aus seinem Vor- oder Nachleben eine gleiche oder mindestens ähnliche Schlechtigkeit nachweisen läßt. Das ist aber doch sicher bei Lehrbach nicht der Fall. Seine Widersacher haben mit einem unverantwortlichen Leichtsinn, selbst nach den Kriegszeiten als in welchen Eifer und Leidenschaft des Gegenkampfes manches entschuldigt, Anklagen in die offene Welt hinausgerufen und überall herumgetragen, ohne sich einen Augenblick klar zu machen was es doch heiße einen Mann, an dessen Andenken, so schlimmes man ihm von raschem Wollen und Thun nachsagen mochte, nicht die kleinste Blutschuld haftet, der Urheberschaft einer so abscheulichen That zu zeihen. Wahrlich wenn es ein schändliches Verbrechen ist unschuldige Leute um Leben und Gut zu bringen, so ist es, von höherem Standpunkte, kein geringeres unbescholtene Charaktere in dem Andenken der Mit- und Nachwelt um Ehre Ruf und guten Namen zu bringen; und dieses letzteren Verbrechens haben, von Görtz und Dohm angefangen bis auf den Freiherrn von Reichlin-Meldegg und den Karlsruher Lyceal-Professor Zandt herab, sich alle schuldig gemacht, die offen mit Namensnennung oder meuchlings mit Andeutungen Anspielungen Hinweisungen den Grafen Lehrbach einer Missethat zu verdächtigen sich erdreisteten, für dessen Schuld nicht nur kein Beweis, sondern auch nicht einmal ein vor Vernunft und Rechtssinn probehältiger Grund des Argwohns vorliegt.

Aber sie haben nicht einmal den Zweifel befriedigend zu lösen vermocht, wie es doch dem Grafen soll möglich gewesen sein seinen Plan in Ausführung zu bringen. Sie stellen sich, um die Worte Eggers' zu gebrauchen, die Sache so vor „daß ein Mann von Gewicht

und Einfluß bei der Armee, vielleicht auch im Cabinet, einen Befehl an irgend einen Unter-Commandanten erschleichen konnte, seiner Rache wegen persönlicher Beleidigungen noch mehr als wegen seiner politischen Verhältnisse auf eine so unwürdige Weise zu fröhnen". Sie weisen auf die Stellung des Grafen Lehrbach hin dem es, wie sie sagen, als „Armee-Minister" ein leichtes gewesen sein müße einen Commandanten von den beschränkten Fähigkeiten eines Burkhard mit dem Auftrage zu einem in nächtliches Dunkel gehüllten Handstreich in's Bockshorn zu jagen.

Dagegen ist aber erstens zu bemerken daß zur Zeit des Rastadter Gesandtenmordes Graf Lehrbach gar nicht der Mann war dem irgend eine unmittelbare Einflußnahme in Armee-Kreisen zugute kam. Dieser Mann war vielmehr Faßbender, welchem Thugut, den man doch in diesen Dingen als gut bewandert wird gelten lassen müssen, zwar nicht die Veranlassung einer That wie die des 28. April zumuthete, aber die, wie der Minister damals meinte, voreilige Besetzung von Rastadt durch kaiserliche Truppen, wodurch jene bedauerliche That herbeigeführt wurde, zur Schuld gab. Lehrbach wurde allerdings, nachdem er anfangs März 1799 den Congreß verlassen, mit der Besorgung verschiedener die Armee betreffenden Angelegenheiten betraut — so hatte er unter anderem in München und Augsburg ein großes Lieferungsgeschäft zu negotiiren —; allein zum „kais. Minister im Reich und bei der Armee in Deutschland" wurde er erst am 4. Mai 1799 ernannt, also beinahe eine Woche nach der Katastrophe vor dem Rheinauer Thore von Rastadt[204]).

Und zweitens, mag nun Faßbender oder Lehrbach gemeint sein, war es überhaupt im Bereiche der Denkbarkeit gelegen daß von demselben ein Auftrag wie der vorausgesetzte an einen im Felde stehenden Officier gelangt sei und von dem letztern habe befolgt werden müßen? Denn eine Bekämpfung der aus der Luft gegriffenen Annahme, es sei ein Befehl des Generalissimus mit dessen Unterschrift gefälscht und in das Dienst-Paquet eingeschmuggelt worden, wird man uns hoffentlich erlassen. Es bleibt also nur die Voraussetzung, der „Armee-Minister" habe sich unmittelbar an den Obersten oder an den Rittmeister der Szekler-Husaren mit dem Auftrage gewandt, zu thun

was er ihm vorzeichne. Welches war die Stellung eines Armee-Ministers? Möge Lehrbach selbst uns Rede stehen. „Nach der allerhöchst eigenhändig unterzeichneten Instruction", heißt es in dem vom Grafen am 6. März 1802 seinem Monarchen überreichten Promemoria (St. A.), „sollte ich alle Geschäfte, außer jenen welche in das Commandiren der Armee und das eigentliche Militär-Wesen einschlagen, mithin die politischen, Requisitions- und Verpflegungs-Geschäfte, in der Oberleitung besorgen, und alle Beamte wie jene der Reichs-Kriegskanzlei waren an mich nach dieser Instruction nachträglich angewiesen". War es in einer derartigen Stellung gelegen, einzelnen Befehlshabern oder Truppenabtheilungen unmittelbare Befehle zukommen zu lassen? „Diese Möglichkeit", so hören wir einen Zeitgenossen sprechen der die Lage der Dinge jedenfalls besser zu beurtheilen in der Lage gewesen als es die nachmaligen Verdächtiger Lehrbach's waren und sind, „diese Möglichkeit läugne ich. Nach allen Erkundigungen, nach den Zeugnissen aller Sachverständigen, wenn ich sagen darf, nach meinen eigenen Erfahrungen, ist es durchaus nicht denkbar daß ein Befehl von der Art ausgeführt werde ohne daß wenigstens einer der Nächst-Commandirenden darum wisse. Daß eine Regierung", fährt unser Gewährsmann fort, „die scheußliche That veranlassen könnte um höchst wichtige Zwecke zu erreichen, vielleicht die Sicherheit des Staates zu retten, ließe sich doch denken, wie sehr wir es auch misbilligen. Aber daß ein Privatmann auf solche Weise seine Rachsucht sättigen werde, mit der größten Gefahr für Millionen Menschen die unschuldig unter den Folgen leiden könnten, für sein eigenes Vaterland, für Alle die ihm theuer und werth sind, mit der Gewißheit sein Andenken, wenn man ihn entdeckte, in alle Zeiten verflucht, seinen Namen gebrandmarkt zu wissen — nein, das ist unmöglich!" (Eggers Briefe I. S. 252—255).

35.

In der That hat es, außer dem einen oder den zwei in dem unbekannten Gasthof zu Augsburg oder in jenem „zum goldenen

Hirschen" zu München durch's Schlüsselloch horchenden pfälzischen Diplomaten, kaum jemand gegeben der die Welt ernstlich hätte glauben machen wollen, es sei dem Grafen Lehrbach darum zu thun gewesen den französischen Ministern das Leder gerben oder wohl gar sie zusammenhauen zu lassen und er habe zu diesem Ende dem Obersten Barbaczy und dessen Officieren irgend welche Verhaltungsbefehle ertheilt. Man suchte vielmehr die Einflußnahme Lehrbach's und dessen Herrn und Meisters in Wien dadurch einigermaßen als wahrscheinlich hinzustellen daß man sagte: sie hätten es darauf abgesehen gehabt gewisse Papiere, die sie in den Händen von Bonnier und Genossen vermutheten, um jeden Preis in ihren Besitz zu bekommen; Todtschlag und Raub dagegen seien nur den ihre Weisung überschreitenden rohen Szekler-Husaren zur Last zu legen . . . .

Da wäre nun allerdings die erste Frage: was es doch für Schriften gewesen sein sollen, deren Besitz für das österreichische Ministerium von so entscheidender Bedeutung war daß es selbst vor einem völkerrechtlichen Verbrechen, wie die gewaltsame Anhaltung beglaubigter Gesandten einer fremden Macht unter allen Umständen war, nicht zurückschreckte um an das gewünschte Ziel zu kommen. Was erhalten wir für eine Auskunft über diesen Zweifel? Die verschiedenartigste von der Welt! Denn nach allen Seiten wird herumgetappt um nur irgend etwas haltbares herauszufinden. Nach Vielen sollen es die geheimen Artikel des Friedens von Campoformio oder die der Rastadter Convention vom 1. December 1797 oder die Abmachungen zwischen Cobenzl und Neufchâteau zu Selz gewesen sein, deren Documente „als offene Beweisstücke der von Österreich am deutschen Reiche begangenen Verrätherei" die kaiserlichen Minister nicht im Besitz der Gesandten Frankreichs, die davon den schlimmsten Gebrauch machen würden, lassen konnten [205]). Allein war, so darf man fragen, der Inhalt der bezüglichen Papiere, zur Zeit da man ihrer durch ein Verbrechen hätte habhaft werden wollen, nicht bereits anderweitig bekannt? Waren sie nicht theilweise sogar schon publicirt? Freilich in einer mit der Wahrheit vielfach unverträglichen Weise, so daß es also nicht das Licht der Öffentlichkeit war was man kaiserlicherseits zu scheuen hatte; im Gegentheil, man hätte durch deren wahrheitsgetreue Bekanntmachung

mancher verleumderischen Rede die verwundende Spitze nehmen können! Endlich aber, was das entscheidendste ist, befanden sich, wie doch jeder besonnene Mensch sich sagen mußte, von all diesen Verhandlungen die Original-Documente nicht ganz wo anders als in den Reisetaschen der französischen Congreß-Gesandten? „Was halfen tausend Morde", bemerkte Gentz mit Recht, „wenn man nicht auch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris mit allen seinen Bureaux und das Directorium mit allen seinen Archiven zerstören konnte? Würde dann die französische Regierung, wenn dies die Absicht war, einen Augenblick anstehen die Welt mit diesen wichtigen Aufschlüßen bekannt zu machen und die Wahrscheinlichkeit des Verbrechens durch die Größe der vor ihr nicht verborgenen Motive zu erhöhen?" . . .

Deshalb meinen vielmehr Andere, es habe sich — wie z. B. Pahl aus Dohm's Munde vernommen haben wollte — darum gehandelt, über die von den Franzosen in Süddeutschland geplante revolutionaire Verschwörung, über die „alemannische Republik" näheres zu erfahren, da man von der Voraussetzung ausgegangen sei es würden bei dem französischen Gesandtschafts-Personale, das verdächtigen Agenten und Wühlern jederzeit freien Zutritt gestattet habe, die schriftlichen Beweise eines derlei Attentates auf die Reichsverfassung, wo nicht gar der Hauptleitung desselben zu finden sein (s. auch Drais S. 151). Dann gibt es wieder Solche die behaupten, Österreich habe hinter die verdeckten Beziehungen gewisser deutscher Reichsstände mit dem Directorium kommen und dadurch jene um ihrer selbstsüchtigen Zwecke willen blosstellen wollen. Hier gehen die Meinungen wieder auseinander, indem die Einen vorzüglich Preußen im Auge haben mit welchem Österreich seit dem Baseler Frieden auf gespanntem Fuße gestanden und das es im Verdacht gefährlicher Abmachungen mit der französischen Republik gehabt habe (Reichlin-Meldegg S. 34), die Meisten dagegen auf Bayern und Pfalz-Zweibrücken rathen deren Regenten Leute à la Thugut und Lehrbach „zu compromittiren und in den Augen des wilden Paul von Rußland als Verräther hinzustellen" strebten „um mit russischer Hilfe endlich die langersehnte Lieblingsbeute zu erhaschen". „Millionen hätte man gegeben", versichert uns der ehrliche Hormayr, „für ein Stück Papier welches Max Joseph

geheimer Unterhandlungen mit dem Reichsfeind überführt hätte um ihn, auch ohne die obsolete Reichsacht die zum letztenmal gegen den großen Friedrich ridiculisirt war, so zu behandeln wie Max Joseph's Schwager Friedrich August von Sachsen nach der Leipziger Schlacht behandelt worden ist" [206]) . . .

Es verlohnt sich kaum der Mühe all diese verschiedenen Hypothesen, in so weit dieselben das Rastadter Ereignis auf einen österreichischen Ursprung zurückführen wollen, als völlig unhaltbar, ja geradezu abgeschmackt hinzustellen. Was um alles in der Welt konnte unseren Staatsmännern so viel daran liegen Beweise über die Hirngespinste einer alemannischen Republik und die auf die Realisirung derselben abzielenden Umtriebe und Aufhetzungen von französischer Seite in die Hände zu bekommen? Lagen die dahin abzielenden Thatsachen nicht offen vor aller Welt? [207]) Waren nicht authentische Belege dafür wiederholt und von den verschiedensten Seiten dem Congresse vorgelegt, von der Reichs-Deputation den Vertretern Frankreichs gegenüber geltend gemacht worden? Konnte man sich die betreffenden Aufrufe Programme und andern Druckschriften, da sie überall im Lande ausgetheilt waren, nicht hundertfältig verschaffen? Aber auch bezüglich der Verhandlungen und Verbindungen deutscher Reichsstände mit Frankreich, was wollte, was konnte man aus den Papieren erfahren was man nicht schon von anderswoher wußte oder zur Stelle schaffen konnte? „Welcher vernünftige Mensch, der irgend ein wenig diplomatische Routine hat, wird diese Frage verneinen?" (Eggers II. S. 250.) Und was wollte man, gesetzt man hätte den erwünschten Fang gemacht, damit anfangen? Was konnte das österreichische Cabinet dabei gewinnen? Eine Handhabe um die Waffen der Acht aus dem Arsenale der alten Reichsverfassung hervor zu holen, gegen Preußen oder Bayern in Gang zu bringen und sich damit nur lächerlich zu machen? „Über alle Verhandlungen deutscher Fürsten mit den französischen Ministern, sie mochten noch so hinterrücks dem Hause Österreich betrieben sein", bemerkt unser obiger Gewährsmann mit Recht, „konnte sich jetzt der kaiserliche Hof leicht wegsetzen; selbst was sie zu andern Zeiten mit dem preußischen Hofe mochten verhandelt haben war jetzt ziemlich gleichgiltig geworden, auf keinen Fall ein Gegenstand



von großer Erheblichkeit". Was schließlich das s. g. bayerische Project der österreichischen Staatsmänner aus der josephinischen Schule betraf so war dasselbe, wie von uns früher gezeigt worden, von Thugut und Cobenzl seit langem ernst und aufrichtig fallen gelassen worden; man wollte die ohnedies schwierige Lage nicht durch Wiedererweckung alter Eifersüchteleien von preußischer u. a. Seite noch verwickelter und gefährlicher machen.

Dazu kommt nun aber daß man im österreichischen Lager hätte so naiv, um nicht zu sagen so blöd sein müssen, vorauszusetzen, die französische Gesandtschaft werde die wichtigsten Papiere in den Wagenverschlägen und Koffern einer Nachtreise mit sich führen anstatt sie beizeiten über den Rhein in Sicherheit gebracht zu haben. Was man sonst in Rastadt wußte: daß Bonnier und Genossen den größten Theil des Gesandtschafts-Archivs erst in den letzten Tagen nach Straßburg vorausgeschickt hatten, das konnte doch auch wohl den Agenten der österreichischen Regierung nicht unbekannt sein. Wie sich in der That nachderhand zeigte war in dem Reise-Gepäcke kein Schriftstück von irgend einer besondern Wichtigkeit vorhanden.

Und weiter kann man mit Gentz sagen: „Stand der Vortheil, den höhere Anstifter aus den Papieren der Congreß-Gesandten ziehen konnten, mit der Größe des Verbrechens und mit der allgemein eingeräumten Schädlichkeit der Folgen desselben auch nur auf die entfernteste Weise im Gleichgewicht?" Gewiß nicht! Man hat auf Thugut und Lehrbach allen möglichen Unflath von Verleumdung, von Schimpf und Anklage geworfen; aber noch keiner hat sich zu behaupten getraut Lehrbach sei ein Dummkopf gewesen, und selbst Hormayr gibt zu daß es niemand gab der nicht vor Thugut's Geist und Verstand den Hut gezogen hätte.

Endlich aber, sollte das Bedauern Lehrbach's gegen Thugut; man sprenge aus die Papiere wären in's Haupt-Quartier abgeliefert worden was „den Franzosen reichen Stoff zu Klagen und zur allgemeinen Vorstellung daß der Vorfall geflissentlich geschehen und gleichsam angeordnet worden sei" geben werde (s. dessen Schreiben vom 14. Mai 1799 in unserem Anhang), sollte diese vertrauliche Äußerung

eines österreichischen Ministers zu einem andern nicht von schwer wiegendem Gewichte sein?! . . .

Wir haben uns geflissentlich die wichtigste Frage, womit wir hätten beginnen und dadurch alles andere gewissermassen überflüssig machen können, zum Schluße aufgespart weil uns hier überall daran gelegen ist, auch solche Vorbringungen deren Haltlosigkeit sich aus äußern Umständen leicht nachweisen ließe, nach ihrem eigenen Werthe oder vielmehr vollständigen Unwerthe in nichts zerfallen zu machen. So fragen wir denn erst jetzt:

Trug auch nur das Ereignis selbst solche Merkmale an sich die es durchscheinen ließen, die Papiere der Gesandten seien es gewesen auf deren Erlangung man es abgesehen hatte?

Das Gegentheil davon fand statt! Auf die Personen der Gesandten wurde gefahndet, nicht auf das was sie mit sich führten. Nachdem man jene unschädlich gemacht wurde allerdings auch, wie es roher Kriegsbrauch ist, allerhand kleine Beute gemacht; allein was geschah mit den Papieren die den langfingrigen Szeklern nebenbei in die Hände kamen? Weggeworfen wurden sie, auf die Straße, in's Wasser, oder dem wehenden Sturme wurden sie preisgegeben. Das sagen Freund und Feind gleichmäßig aus. „Die eingepackten Schriften", heißt es in der Aussage der Witwe Roberjot, „wurden auf den Boden geworfen, und zu einem großen Theile in den Fluß". Und in jener Belin's: „Ich sah die Husaren viele Papiere die sich in einem Koffer befanden in's Wasser werfen" (Häberlin S. 135, 149). So heißt es auch in dem Lebensabrisse Rosenstiel's von Wumster: „Sein Wagen wurde geplündert; die gesammten Legations-Papiere, jedoch nur Duplicate, schwammen auf der Murg nach Landau wo sie aufgefischt wurden" (Neuer Nekrolog der Deutschen 1825 I. S. 240). Und im Moniteur vom 23. Floréal meldete derselbe Rosenstiel daß der katholische Pfarrer von Leimersheim, Canton Germersheim Departement Mont-Tonnerre, ihm Papiere zugestellt habe die vom Rhein bei seinem Dorfe angeschwemmt worden seien. Außerdem ist bekannt daß viele Schriftstücke, ohne Zweifel solche die am andern Morgen

auf dem Schauplatze des Ereignisses von herbeigekommenen Leuten vom Boden aufgeklaubt worden waren, am 29. in Rastadt herumgezeigt wurden, aus einer Hand in die andere gingen und vor vieler Personen Augen kamen; und da war es nicht etwa die kaiserliche Militär-Behörde die sich um deren Einbringung kümmerte, sondern einzelne Gesandte waren es die den Papierstreifen nachjagten weil sie, wie etwa der darmstädtische Gatzert, durch den Inhalt derselben vor aller Welt blosgestellt zu werden fürchteten. Auch Privat-Verhältnisse der ermordeten französischen Minister kamen auf diesem Wege in das Gerede der Leute[208]) . . .

Man hat sich, um die Beschlagnahme der Papiere als eigentlichen Zweck des Rastadter Attentats glaublich zu machen, auf den Vorfall mit dem französischen Courier Lemaire in Plittersdorf einige Tage früher berufen, so daß jenes „nur eine Art Fortsetzung" des letztern gewesen und „auf dieselbe Quelle zurückzuführen" sei; und Professor Zandt meint sich eben so belesen als witzig zu zeigen wenn er den verstorbenen Lehrbach in die Schule nimmt: derselbe hätte, da er, um in den Besitz der gewünschten Documente zu gelangen, den Husaren den nächtlichen Überfall auftrug, „um so mehr dafür sorgen" müssen daß der Angriff „nicht zum Blutvergießen oder gar zum Morde führe; denn er kannte sicher seine Pappenheimer sehr gut" . . .

Bleiben wir bei dem Courier und den Pappenheimern! Wie war es mit dem Vorfall am 25. April? Ritten etwa die Szekler auf den Wagen des Franzosen los, hielten ihn an: „Bist du wirklich Lemaire?", hieben dann auf ihn ein 2c.? Keineswegs! Wie er heiße und wie er aussehe kümmerte die berittene Streifwache nicht im geringsten, eben so wenig thaten sie ihm ein Leides an; sie ließen einfach seine Kutsche rechtsum machen und diese, anstatt mit der fliegenden Brücke nach Selz, auf der Straße zurück nach Gernsbach fahren. Eben so vorsichtig wurde mit den Papieren umgegangen. Sie forderten sie dem Angehaltenen ab, sie thaten sie in einen Sack, sie hefteten diesen mit einem Bindfaden zu, versiegelten ihn und übergaben ihn einem der Ihrigen der damit vom Flecke weg zu seinem Commando abritt. Man sieht also, die „Pappenheimer" verstanden sich zu dem ihnen aufgetragenen Geschäfte sehr wohl, betrieben es mit einer

Methode, einer Aufmerksamkeit und Genauigkeit, die einem zu einer solchen „Amtshandlung" abgeordneten Gerichtsbeamten alle Ehre machen konnte. Und diese selben Szekler-Husaren sollen, nur vier Tage später, bei einem ähnlichen Anlasse ihren Beruf so sehr verkannt haben daß sie, anstatt pflichtgemäß und zweckdienlich wie damals vorzugehen, nichts im Sinne hatten als den Besitzern der Papiere um deren Beschlagnahme es sich handelte die Köpfe einzuschlagen, die Schriftstücke selbst aber in den Koth zu schmeißen oder mit den Wellen der Murg auf die Reise nach Landau und Leimersheim zu schicken? Das glaube wer da will!

Weit entfernt also daß das Ereignis vom 25. April als ein Analogon zu jenem am 28. aufgeführt, dieses als eine „Fortsetzung" von jenem betrachtet werden könnte, muß vielmehr die Gegenüberstellung der beiden Vorfälle als der stärkste Beweis dafür gelten, daß es sich am 28. vor dem Rheinauer Thore von Rastadt um etwas ganz anderes handelte als damals am 25. am Rhein-Ufer bei Plittersdorf.

Allerdings nun lief das Rastadter Ereignis nicht ohne eine gewisse Beschlagnahme von Gesandtschafts-Papieren ab, wenn gleich die Ausbeute aus zweierlei Gründen keine erhebliche sein konnte: erstens weil die Gesandten ihre Acten großentheils früher nach Frankreich geschickt, und zweitens weil die Angreifenden viele derselben dem Verlust oder Verderb preisgegeben hatten.

Der Vorgang mit der Beschlagnahme war folgender: Nachdem die Kutschen der gemeuchelten Gesandten in später Nachtstunde nach Rastadt zurückgefahren und die darin sitzenden Personen unter Obdach gebracht waren, führten die Husaren auf Befehl ihrer Officiere die Wagen zur Wache im Ettlinger Thore ab, wo dieselben untersucht, die vorfindigen Papiere ausgehoben und im erbetenen Beisein von Beamten des städtischen Oberamts vom Militär in Empfang genommen wurden. Tags darauf stellte man den Abreisenden die Kutschen mit allem was darin war wieder zur Verfügung, nur die Papiere nicht die nach Gernsbach und von da an die Militär-Oberbehörde eingesendet wurden. Erst nach etwa drei Wochen empfing der französische

General Klein durch das österreichische Vorposten-Commando die Sendung einer Kiste die er weiter nach Straßburg beförderte wo selbe eröffnet und deren Inhalt inventarisirt wurde: es waren die seit dem 29. zurückgehaltenen gesandtschaftlichen Papiere die man in großer Unordnung und vielfach beschädigt vorfand.

Beweisen diese Umstände, so hat man zu fragen sich erlaubt, nicht augenscheinlich daß es bei dem Rastadter Attentate auf die Beschlagnahme gewisser Schriften abgesehen gewesen sei? Durchaus nicht! Sie beweisen nur daß die Militär-Behörde, nachdem einmal durch eine Verkettung von Umständen die Effecten der französischen Gesandten in ihre Gewalt gekommen waren, den dadurch gewonnenen Vortheil nicht aus der Hand lassen wollte ohne daraus möglichsten Nutzen zu ziehen, ein Vorgehen das unter ähnlichen Umständen wohl allenthalben und zu allen Zeiten sich wiederholen wird. Davon aber zurückschließen zu wollen die Erlangung dieses Vortheils sei von vorn herein das Ziel des Attentates auf die Personen der Gesandten gewesen, darin läge nicht blos eine unstatthafte Verwechslung des „post hoc“ mit dem „propter hoc“, sondern das würde zugleich die Annahme einschließen es seien Kanonen aufgefahren worden um Mücken zu tödten. „Gibt es nicht ganz andere Mittel zu solchem Zweck?“ hieß es in einem zeitgenössischen Flugblatt (Réflexions etc. S. 16 f.) „Gold und Geschicklichkeit wirken in dieser Hinsicht wahre Wunder. Leset die Geschichte: wie viel entdeckte Geheimnisse ohne den Verlust von einem Tropfen Blut! Selbst Bestechung beiseite gesetzt: man führt ein Misverständnis herbei, man legt im Übermaß des Eifers Beschlag auf die Papiere, entschuldigt sich hinterher tausendmal, und alles ist in der besten Ordnung. Alle Tage stehlen Regierungen sich gegenseitig ihre Geheimnisse, aber keiner fällt es ein darum Leute niederzusäbeln“.

Und in der That, gerade zur Zeit des Rastadter Congresses scheint ein gelinder Depeschen-Diebstahl d. h. ein solcher wobei sonst keinem Menschen ein Haar gekrümmt wurde, so zu sagen an der Tagesordnung gewesen zu sein. In einer Depesche nach Wien vom 10. April 1799 (kais. St. A. Z. 476) beschwert sich der kaiserliche Plenipotentiarius bitter „über die Kundmachung eines Schreibens der Geh. Staatskanzlei das die Gesinnungen des Freiherrn von Ompteda

erwähnte"; er und Baron Hügel hätten sich „wechselweise das Verlangen nach der gründlichen Erforschung der Quellen jener Untreue" mitgetheilt, „durch welche bereits so manche wichtigere Stücke in Hände gerathen sind für welche sie nicht geschaffen waren". Unter einem übersandte aber der edle Reichsgraf selbst dem Fürsten Colloredo „zwei Billets des Roberjot an den Freiherrn von Albini vom $\frac{\text{9. December v. J.}}{\text{19. Frimaire}}$ und des letztern hinwieder an Roberjot von demselben Tage". Wie war Metternich zu diesen Schriftstücken gekommen als wieder im Wege einer, sei es von ihm sei es von einem Dritten veranlaßten unerlaubten, aber keineswegs gewaltsamen sondern ganz unblutigen Unterschlagung?! . . .

36.

Somit hat sich uns gezeigt daß sich die Rastadter Missethat

weder als ein durch Übermuth und Roheit oder durch Beutelust herbeigeführter Soldaten-Exceß —

noch als eine um einiger documentarischer Vortheile willen eingeleitete politische Action —

ausreichend erklären lasse, indem sowohl die Plünderung an Hab und Gut als die Ausbeute an Papieren erst in zweiter Linie, nur nebensächlich und lückenhaft dabei mitliefen, während es in erster Linie, als Hauptsache und ausgesprochenes Endziel offenbar um etwas ganz anderes zu thun war, nämlich:

um Leben und Tod dreier ganz bestimmter Personen, keiner mehr und keiner weniger, erstens des Ministers Bonnier, zweitens des Ministers Debry, drittens des Ministers Roberjot.

Das ist das charakteristische Merkmal des Rastadter Ereignisses, der Punkt von dem es seinen Ausgang genommen und um den sich dabei alles gedreht hat, der uns daher allein auf die Spur des Schlüssels zu dessen Erklärung führen kann, wenn sich anders dieser Schlüssel überhaupt noch soll auffinden lassen können. Nicht auf Raub

von Werthsachen oder Beschlagnahme von Schriftstücken war es abgesehen und der Mord kam ungerufener Weise dazu; sondern umgekehrt: auf Mord war es abgesehen, Raub und Beschlagnahme kamen hinzu.

Der Beweis für den aufgestellten Satz ist um so leichter zu führen als in dieser Hinsicht alle die verschiedenen Zeugenaussagen ohne jeden Widerspruch übereinstimmen. Aus allen nämlich geht hervor:

erstens daß es auf drei ganz bestimmte Personen, und nur auf diese allein, abgesehen war —

deren Namen lauteten, wie sie einer der Mordgesellen auf einem Zettel aufgeschrieben bei sich gehabt haben soll: Bonnier — Jean Debry — Roberjot [209]); jedenfalls wies ihre Instruction, ob schriftlich ob mündlich, genau und ausschließlich nur auf diese drei Persönlichkeiten. Dies ergibt sich auch aus dem Gange des Ereignisses von Anfang bis zu Ende. Andere Namen als jene drei wurden nicht genannt, andere Personen nicht angehalten oder gefragt, als höchstens um sich zu vergewissern daß sie einer der Träger jener drei Namen nicht seien. Bezüglich dieser Träger selbst aber wurde mit unverkennbarer Methode vorgegangen um keinen Irrthum in der Person aufkommen zu lassen. Man fragte den Kutscher wen er führe; man hieß, wenn die Auskunft auf einen der französischen Minister lautete, die Insassen aus der Kutsche steigen und holte sich aus deren Mitte den Gesuchten heraus; man fragte ihn noch besonders und eindringlich: „Est-ce que tu es Jean Debry? . . . Es tu Bonnier? . . . Le ministre Roberjot?“; man wiederholte, wie rücksichtlich des letztern ausdrücklich bezeugt wird, die gestellte Frage, um seiner Sache ja gewiß zu sein, selbst dreimal. Den übrigen Personen wurde nicht ein Haar gekrümmt; traf etwa einen der Kutscher ein und der andere Streich, so war das zufällig, nicht absichtlich. Den Kammerdiener des erschlagenen Roberjot beruhigte man daß er für seine Person nichts zu fürchten habe: „Bedienter bleib, nichts bös!“ Alle diese Umstände einzeln und in ihrem Zusammenhang stellen unseres Bedünkens das eigentliche Wesen des Rastadter Attentates als eines gegen drei genau bezeichnete Personen, nicht mehr und nicht minder, gemünzten, über allen Zweifel. Es war aber

zweitens geradezu auf den Tod dieser drei Personen abgesehen.

Es handelte sich nicht darum ihnen etwa blos eine derbe Lection zu geben, ihnen das Leder zu gerben, sie mit blauen Flecken und blutigen Striemen nach Hause zu schicken; nein, mit minderem als dem Leben der Bezeichneten durften sich die Angreifer, so lautete ihr geheimnisvoller Auftrag, nicht begnügen. Dieses zweite Moment geht unwiderlegbar aus der Besorgnis hervor welche die Angreifer an den Tag legten als sie ihr Werk bestens verrichtet zu haben glaubten, und nun auf einmal inne wurden daß blos zwei der Minister todt am Platze lägen, der dritte aber, dem sie doch auch den Garaus gemacht zu haben meinten, ihnen auf unbegreifliche Weise entschlüpft sei. Er war also doch am Leben geblieben, denn nur er selbst konnte sich, da von seinen Reisegefährten niemand den Schauplatz verlassen hatte, gerettet haben! Man mußte seiner noch einmal habhaft werden! Man warf sich auf's Pferd, man durchstreifte die Gegend, man dehnte seine Nachforschungen bis gegen das Rhein-Ufer aus, man hinterließ in den Orten wo man vergeblich gesucht hatte, namentlich bei dem Schulzen von Rheinau, die Weisung: „einen geflüchteten verwundeten Franzosen, an dessen Wiedereinbringung alles gelegen sei, festzunehmen wo er sich fände und nach Muckensturm zu bringen, ja nicht nach Rastadt oder durch Rastadt!" . . . All diese Vorsichten und Vorkehrungen bezüglich des entwichenen Dritten, nachdem man im Blute der zwei andern seinen Muth sattsam gekühlt hatte, was lassen sie für eine Deutung zu, als daß die Mordbetrauten das ihnen aufgetragene Werk nicht zu Ende gebracht zu haben meinten so lang eins der erkornen Opfer noch am Leben war?![210])

Dieser letztere Umstand stellt denn auch — wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte — das Märchen vom Gasthofe „zum goldenen Hirschen" in München in seiner ganzen widersinnigen Nichtigkeit heraus. Denn wenn die Husaren den Wink bekommen hätten die französischen Minister etwas durchzubläuen, so konnte ja offenbar der Todtschlag nur unbeabsichtigt, in der Hitze der Arbeit wo sich das Zuwenig oder Zuviel der Streiche nicht genau bemessen ließ, dazu gekommen sein. Dann aber mußten die Thäter froh sein sich wenigstens

bezüglich eines ihrer Opfer inner den Gränzen ihres Auftrages gehalten zu haben; denn seine Tracht Schläge hatte der erste der Angefallenen doch ohne Frage voll bekommen. Was hatten sie dann noch mit ihm zu schaffen und sich ihn um jeden Preis einliefern zu lassen?...

Aber auch der Argwohn der Witwe Roberjot und ihres Anhangs, als habe Debry an dem Anschlage seinen Theil gehabt und sich nur zum Schein einige Hiebe versetzen lassen, fällt angesichts des Vorfalls mit dem Dorfschulzen von Rheinau in nichts zusammen. Jean Debry war eben so gut zum Opfer erkoren als Bonnier und Roberjot....

37.

Wir haben von dem geneigten Leser, indem wir nunmehr vor dem Ziel und Ende unserer gemeinsamen Wanderung angelangt sind, den Vorwurf nicht zu fürchten als ob wir ihn getäuscht, als ob, was wir verheißen oder doch in Aussicht gestellt, wir in der That nicht geboten hätten. Denn geflissentlich haben wir unsere Schrift nur eine „Studie" genannt, mit Vorbedacht den letzten Abschnitt derselben „das ungelöste Räthsel" überschrieben, und setzen unser ganzes Verdienst darein, wenn es uns gelänge den Umkreis dieses Räthsels, die Gränzen innerhalb deren sich der Zweifel hinfort wird bewegen können, auf ein möglichst kleines Gebiet einzuschränken.

Das glauben wir denn zuvörderst bezüglich des Wesens und Charakters der nächtlichen That des 28. April 1799 geleistet, ja über diesen Punkt jede schwankende Unsicherheit für immer gebannt zu haben. Denn, um früher gesagtes noch einmal kurz zusammenzufassen: wenn unsere Anschauungen und Schlußfolgerungen die richtigen sind so trägt jene That den Stempel eines

gegen drei ganz bestimmte Personen —

und zwar mit der ausgesprochenen Absicht sie zu tödten —

unternommenen Attentates.

Mit diesem Ergebnisse sind dann weiter, was Absicht und Beweggrund des Verbrechens betrifft, wichtige Anhaltspunkte ge-

wonnen. Denn wenn, wie man wird zugeben müssen, die beiden so eben constatirten Merkmale sich weder mit der Natur eines Soldaten-Excesses oder Anfalls in räuberischer Absicht vereinigen, noch aus dem Verlangen in den Besitz gewisser wichtiger Papiere zu gelangen herleiten lassen, so kann denselben nur eines der folgenden beiden Motive zu Grunde gelegt werden:

entweder persönliche Leidenschaft —

oder politische Berechnung und Intrigue —.

Erstere, die persönliche Leidenschaft die jemand in dem Blute der drei Gesandten kühlen wollte, ließe sich entweder als tödtlicher Haß gegen die Individuen Bonnier Roberjot Debry, oder als Rache an dem von ihnen vertretenen und in ihnen gleichsam verkörperten Princip und System annehmen.

Eine politische Berechnung dagegen kann man sich kaum in anderer als in der Richtung denken, daß das Aufsehen welches eine so verabscheuungswürdig gewaltsame That erregen, die Leidenschaften welche sie entflammen mußte, für gewisse politische Zwecke ausgenützt werden sollten, wie: den Bruch zwischen den kriegführenden Theilen unheilbar zu machen, den erkaltenden Kriegseifer der in ihren Vertretern so himmelschreiend verletzten Nation von neuem zu beleben u. dgl. Denn daß es sich blos darum gehandelt haben sollte „drei gefährliche spitzbübische Leute aus dem Wege zu schaffen" wird niemand glaublich finden. „Männer wie die Ministers zu Rastadt waren", hieß es in einem Flugblatte aus jener Zeit, „gibts noch unzählige in Frankreich, und zu Tausenden die in den Jacobinism eben so tief eingeweiht sind, von gleichen Kenntnissen, von gleichem Geiste beseelt, die von ähnlichen Wünschen ausgehen andere Mächte zu zerstören und dem deutschen Reiche den politischen Tod vorzubereiten. Die Wegräumung dreier solcher Werkzeuge ist also nicht im Stande eine Änderung im Ganzen hervorzubringen. Niemand wird bei den Ermordeten solche Eigenschaften zu finden wissen welche dazu hätten dienen können den politischen Verhältnissen Europas neue Richtungen zu geben oder im Laufe großer Welthändel neue Ordnung einzuführen" [211]). Oder, wie Vivenot (Rastadter Congreß S. CXXVI.) ganz richtig bemerkt: „Es erlosch mit der Ermordung der Bonnier Roberjot und Jean Debry

kein Princip, ihre Köpfe waren nicht der Kopf Karl I. oder Ludwig XVI. mit welchen ganze Systeme enthauptet wurden".

Wir stehen somit vor der dritten und letzten Frage, vor jener nach der Urheberschaft der That, worüber wir vom ersten Augenblicke der Schreckenskunde bis zu den jüngsten Erscheinungen der Literatur die Muthmaßungen so weit als möglich auseinandergehen sahen. Aber auch in dieser Hinsicht wird sich der Kreis berechtigten Argwohns um ein bedeutendes verengen wenn wir, von den bisher gewonnenen Überzeugungen ausgehend, uns klar machen daß die Vermuthung der Urheberschaft nur auf eine solche physische oder moralische Person fallen kann der

entweder die leidenschaftlich unbesonnene Hitze, einen so verzweifelten Entschluß zu fassen und auszuführen —

oder die rücksichtslos kalte Berechnung, vor einem so teuflischen Mittel für ihre Zwecke nicht zurückzuschaudern —

zuzutrauen ist.

Wen unter den vielen Genannten könnte man nun des einen oder des andern fähig halten? England? Die Königin Karolina von Sicilien? Die österreichische Regierung? Das Motiv der Rache, sowohl der persönlichen als der principiellen, bliebe hier natürlich ausgeschlossen. Kein Vernünftiger kann dem Cabinet von Wien oder jenem von Saint-James ein solches zuschieben wollen, und selbst die Leidenschaft der Königin Karolina, einer willensstarken heftigen und sehr entschiedenen Frau, wird nicht leicht jemand mit einer solchen Blutschuld zu belasten sich getrauen. Politische Motive lagen eben so wenig für eine der drei Regierungen vor. Der Krieg, seit langem von Österreich in Gedanken gehegt und nach allen Seiten hin vorbereitet, war wieder ausgebrochen, war seit zwei Monaten bereits in vollem Gang und ließ sich für die Verbündeten auf allen Punkten ungemein vortheilhaft an; es war im Frühjahr 1799 nicht im entferntesten zu besorgen daß der Kaiser in seinem Eifer nachlassen, die von seinen und seiner Bundesgenossen Heeren gewonnenen oder mit Grund vorausgesetzten Erfolge aufgeben würde. Überdies mußten alle politischen Erwägungen bei den genannten Mächten gegen eine That sprechen, von der man sich voraussagen konnte daß Österreichs Feinde

dieselbe benützen würden diesem Staate Sympathien zu entziehen, Antipathien zu erwecken.

Betrachtungen solcher Art mußten sich jedem Staatsmanne der Coalition aufdrängen, geschweige denn einem österreichischen wie Thugut oder Lehrbach, falls anders einer dieser beiden Männer soll fähig gewesen sein seiner persönlichen Leidenschaft, etwa wegen der Rohheiten oder Beleidigungen die er von französischer Seite erfahren, bis zur Ausfertigung eines Mordbefehles die Zügel schießen zu lassen.

Wenn somit irgend eine auswärtige Regierung oder Persönlichkeit vernünftigerweise nicht in Betracht gezogen werden kann, so haben wir keine andere Wahl als eine französische Urheberschaft des Rastadter Gewaltstreiches anzunehmen d. h. zu derjenigen Muthmaßung zurückzukehren die vom ersten Augenblicke, nachdem man einiges nähere von den Einzelheiten des Vorganges erfahren, sowohl in den Reihen der kaiserlichen Armee bis zum Erzherzog-Generalissimus hinauf Wurzel geschlagen hatte, als auch von allen Andern getheilt wurde die nicht geradezu ein Interesse oder eine Schadenfreude daran hatten den Verdacht einer so abscheulichen Unthat auf Österreich zu werfen.

Auf französische Urheberschaft lauteten unter andern zwei Beschuldigungen die, so weit sie ihrem Inhalte nach von einander abstehen, in gleichem Maße widersinnig sind und darum einer ernsten Widerlegung gar nicht bedürfen. Die eine, die wir bereits kennen, faßte die eigene Dienerschaft der Gesandten in's Auge, als ob diese für die von ihren Herren erfahrene üble Behandlung an denselben hätte Rache nehmen wollen. Eine andere wurde, wenn wir nicht irren irgendwo von bourbonischer Seite, hingeworfen: Napoleon Buonaparte — damals auf viele hunderte von Meilen durch Land und Meer getrennt! — habe den Mord ausgesonnen um dem Directorium Verlegenheiten zu bereiten.

Es bleiben somit nur zwei Kategorien übrig von denen der Anstoß zu der Blutthat ausgegangen sein könnte:

die französischen Emigranten, oder

das Pariser Directorium. —

Was das Directorium betrifft so müssen wir uns zuvörderst daran erinnern daß es zu jener Zeit in und außer Frankreich niemand Unbetheiligten gab der demselben nicht jede Schändlichkeit zugetraut hätte. Es hat nicht bald in irgend einem Lande eine Regierung gegeben, in deren Verachtung Verwünschung Verurtheilung Mit- und Nachwelt in solchem Grade einig wären. Auch hat das Directorium sein redliches geleistet diesen wenig neidenswerthen Ruf zu verdienen. Von dem treulosen Verfahren gegen die Jacobiner im Frühling 1796, die es abwechselnd in's Verbrechen hineinlockte und vor das Martial-Gericht stellen und erschießen ließ; von dem schmählichen Proceß gegen Babeuf und Darthé, März und April 1797, denen es zum Schluße gestattete sich im Angesichte ihrer Richter den Dolch in die Brust zu stoßen; von dem Gewaltstreich des 18. Fructidor, der empörenden Behandlung welche Männer wie Carnot Pichegru Barthélemy gleich zur Galeere verurtheilten Verbrechern zu erfahren hatten, und dem Blutbefehl gegen alle emigrirten Geistlichen [212]); von seinem tückischen Verhalten gegen General Hoche den es erst nach Paris rief um mit dessen Hilfe den Staatsstreich in Scene zu setzen, ihn sodann, seinen Mann verleugnend, allem Hohn und Angriff der öffentlichen Meinung preisgab und ihn zuletzt, den über die Lüge, den Trug, die Falschheit eines Reubell, eines Barras trotzig Erbitterten, zur Armee abgehen ließ wo er, der junge kräftige gesundheitstrotzende Mann, bald darauf eines jähen und räthselhaften Todes starb [213]) — bis herab zu den Kriegs Commissionen Scherer's und deren zahllosen Verurtheilungen zu Pulver und Blei, Frühjahr 1798, zu dem „Gesetz über die Geiseln", Juli 1799, zu der willkürlichen Unterdrückung von anderthalbhundert Journalen, 2. September, und zu dem armseligen Ende das die Arglistigen Verlogenen Gewaltthätigen durch Einen erfuhren der sie in diesen Eigenschaften alle zusammen überbot, gab es kaum eine Schlechtigkeit die man dem Directorium, dessen Schergen und Werkzeugen, nicht vorwerfen oder doch mit mehr oder minderer Glaubwürdigkeit zumuthen konnte [214]).

Der Gründe eines Zerwürfnisses zwischen dem Directorium und dessen Rastadter Ministern gab es genug. Letztere hatten, so viel sie auch für ihre eigene Person zu wildem republicanischen Trotz, zu her-

ausforderndem Übermuth gegen Frankreich's Widersacher hinneigten, gleichwohl den Anforderungen gegenüber welche ihre Vollmachtgeber in dieser Richtung an sie stellten, mitunter einen schweren Stand. Die Verhandlungen am Congresse wußten von wiederholten Anläßen zu berichten wo die französischen Minister, einem natürlichen Billigkeitsgefühle nachgebend, zu einem Zugeständnisse bereit waren, wo sie aber nachderhand, offenbar durch Weisungen aus Paris dazu verhalten, auf den härtesten Forderungen bestehen mußten. Bonnier und Roberjot sollen sich oft bitter über die Charakterlosigkeit, die Inconsequenz, die Perfidie ihrer Pariser Machthaber beschwert, Roberjot außerdem eine besondere Denkschrift nach Ägypten geschickt haben, worin er Buonaparte die Erbärmlichkeit der Pariser Wirthschaft auseinandersetzte und denselben aufforderte zurückzukehren und die Zügel der Regierung zu ergreifen. Das alles konnte dem Directorium nicht verborgen bleiben. Vielfach war auch die Meinung verbreitet daß die Rastadter Minister, wenn sie nach Auflösung des Congresses nach Paris zurückkehrten, gegen das Directorium auftreten würden, und wenn man erwägt wie tief damals durch ganz Frankreich die Sehnsucht nach Ruhe ging so konnte die Anklage für das Directorium gefährlich genug werden. „Sie brauchten nur hinzutreten und zu sprechen: ‚Sehet da Eure Absichten und Euer Ziel, die krummen Schleichwege die Ihr uns vorgezeichnet, die ränkevollen Machinationen zu deren Werkzeugen Ihr uns gemacht! Ihr seid es, und niemand anderer, die den Frieden nicht gewollt!‘ Was wurde sodann aus den gleisnerischen Declamationen des Directoriums über die betrübende Nothwendigkeit eines Krieges zu dem man es nöthige?!“ (Réflexions S. 26).

Wenn auf solche Art dem Directorium ein Dienst damit erwiesen wurde die Rastadter Minister aus dem Wege zu schaffen, so ließ sich, falls es gelang den Verdacht auf Österreich oder England zu wälzen, nebstbei ein politischer Vortheil für die augenblickliche Regierung Frankreichs herausschlagen. In Paris und im Lande war man, wie gesagt, allgemein kriegsmüde; man hatte äußere wie innere Händel satt und wollte sich, wenn auch nur um der Abwechslung willen, wieder einmal Beschäftigungen des Friedens hingeben; nebstdem besaß man seit des genialen Buonaparte Abgang nach Ägypten kein Vertrauen in die

Geschicklichkeit und das Glück der zurückgebliebenen Generale, die auch wirklich in den ersten Monaten des Jahres 1799 auf allen Kriegsschauplätzen eine Schlappe nach der andern erlitten. Das Directorium aber bedurfte des Krieges um seiner Selbsterhaltung willen, zur Ablenkung der öffentlichen Meinung von der Misère im eigenen Hause, zur Fortschaffung einer Masse von jungen Brauseköpfen auf auswärtige Schlachtfelder, als Bereicherungsmittel endlich seiner Männer des Schwertes auf deren Ergebenheit es in Zeiten des Bedarfes für seine Staats- und Gewaltstreiche zählen wollte. Im Interesse des Directoriums lag es daher ein Reizmittel bei der Hand zu haben durch welches der Nationalgeist zur Rache, zum Vertilgungskriege gegen die Feinde französischer Ehre und Namens aufgestachelt würde. Und daß sich für solche Zwecke die That vor dem Rheinauer Thore von Rastadt wie keine zweite eignete, das hat der Gebrauch den nachmals die französische Regierung davon machte zur Genüge bewiesen. Ja gerade dieser Gebrauch war es der zuerst den Argwohn gegen das Directorium wach rief, es möchte wohl selbst den Gesandtenmord veranstaltet haben um daraus für sein Interesse Capital zu schlagen. Und zwar waren es nicht etwa Deutschland oder Österreich oder sonst das Gebiet eines mit Frankreich in Hader liegenden Staates, nein es waren die Franzosen selbst bei denen jener Verdacht gegen ihre eigene Regierung aufkam und mit dem gehäßigsten Aufputz nach allen Weltgegenden hinausgetragen wurde.

Die Directorial-Regierung hat sich zwar den Anschein gegeben, als halte sie es unter ihrer Würde auf so leicht hingeworfene Anklagen Antwort und Bescheid zu geben. Allein unter den obwaltenden Umständen mußte dies Schweigen um so mehr auffallen als auch die sonstige Haltung des französischen Gouvernements Anlaß zu allerhand Glossen und Deutungen bot. Wenn es mit gar so viel Aufsehen und Lärm in die Trompete stieß um die angebliche Missethat Österreichs vor der eigenen Bevölkerung und vor allen Thronen und Nationen von Europa im grellsten Lichte erscheinen zu lassen, wie kam es dann daß diesem selben Österreich gegenüber so gar nichts ausgiebiges unternommen wurde um es zur Verantwortung und Genugthuung zu ziehen? Wenn man sich erinnert was für eine heillose Menge von Anklagen

und Verwahrungen, Beschickungen und Conferenzen der Vorfall mit Bernadotte und seiner dreifarbigen Fahne in Wien hervorgerufen hatte, und dagegen wahrnimmt wie man französischerseits das doch ungleich bedeutendere schmählichere, so zu sagen himmelschreiende Ereignis von Rastadt, bald nachdem man es dazu ausgebeutet hatte mit verstärkter Kraft in die Kriegsposaune zu stoßen, in Vergessenheit gerathen ließ und der Erwähnung desselben in dem Grade auswich, daß bei den Friedensverhandlungen zu Luneville kein Sterbenswörtchen darüber in's Protocoll aufgenommen und nur nebenbei, ohne amtlichen Charakter, eine und die andere Äußerung gemacht wurde, so muß das doch höchst auffallend, ja geradezu unerklärlich erscheinen. Man sage nicht: zur Zeit des Friedens von 1801 bestand die Regierung von 1799 nicht mehr, der erste Consul aber hatte kein Interesse, „wegen des blutigen Endes zweier Anhänger des von ihm gestürzten Directoriums Genugthuung zu fordern" (Reichlin-Meldegg S. 37 f.). Denn die Ermordung der diplomatischen Repräsentanten Frankreichs war, wenn sie von einer feindseligen Macht ausgegangen wäre, eine so grelle Verletzung des Völkerrechts, eine so herausfordernde Verhöhnung des französischen Namens, daß es nicht auf Reubell oder Barras, nicht auf Sieyès oder Buonaparte ankam Genugthuung dafür zu verlangen, sondern daß jede Regierung Frankreichs, mochte sie zusammengesetzt sein wie, und Namen haben welchen sie wollte, auf Sühne der allerentschiedensten Art dringen mußte. Geschah das nicht, so konnten wohl nur sehr dringende Beweggründe vorhanden sein warum man es unterließ.

Andrerseits muß gesagt werden: so groß der Gegensatz zwischen der Regierung Frankreichs von 1799 und jener von 1801 sein, so schadenfroh der neue Consul auf alles blicken mochte was man seinen Vormännern den Directoren zum Vorwurf machen konnte, eine gewisse Solidarität bestand zwischen ihnen immer, einen gewissen gemeinschaftlichen Ehrenpunkt hatten sie doch miteinander gemein; und darum darf nicht geschlossen werden: „Wenn das Directorium ein schuldbarer Antheil an dem Gesandtenmorde treffen konnte, würde dessen Nachfolger von diesem schweren Makel gewiß zu seinem Vortheil Gebrauch gemacht haben". Buonaparte konnte als Franzose und als Regierungs-

mann dies nicht thun. Er hatte mit dem Directorium aufgeräumt, er hatte dasselbe und dessen Anhang nicht mehr zu fürchten. Es war für ihn jetzt nur mehr die frühere Regierung des Landes dessen Geschicke nun er lenkte, die er darum aus staatsklugen Rücksichten schonen mußte und deren Ehre er nach auswärts nicht blosgestellt lassen durfte.

So führen denn die dringendsten Erwägungen dahin den unmittelbar nach Bekanntwerden des Ereignisses im Herzen von Frankreich selbst angeregten Verdacht aufrecht zu halten: daß die Directorial-Regierung, „um den von ihr selbst so schändlich gemordeten Enthusiasmus wieder von den Todten zurückzurufen, sich genöthigt sah ihre eigene Gesandtschaft in's Reich der Schatten zu schicken" (Geheime Briefschaften II. S. 74 Anm.). Das accusatorische: „Is fecit cui prodest" wird dem Directorium Frankreichs gegenüber für alle Zeiten seinen Anspruch geltend machen. Nicht bald befand sich eine Regierung in größeren Nöthen. Es hatte den Krieg leichtsinnig angefangen und führte ihn mit Unglück auf allen Seiten. Es hatte zu gleicher Zeit im Innern mit dem ausgesprochenen Widerwillen der Nation, die von neuen Verwicklungen nichts wissen wollte, zu kämpfen. Es hatte endlich, angesichts dieser selben schon so stark verstimmten Nation, die Vorwürfe und Anklagen seiner von dem angeblichen Friedens-Congresse heimkehrenden Gesandten zu fürchten. Und wer war es der gerade aus diesem letztern Umstande das unerbittlichste „Schuldig" gegen die Directoren ertönen ließ? Die Witwe eines der so räthselhaft Hingeschlachteten selbst, Madame Roberjot, die von ihrem ersten Wiederauftreten in Paris ihre Meinung laut und offen kundgab und dadurch den fünf „After-Majestäten" Frankreichs arge Verlegenheit bereitete; die in ihrem leidenschaftlichen Argwohn so weit ging, den geretteten Berufsgenossen ihres Mannes der Mitschuld an dem Verbrechen zu zeihen; die endlich nach langen Jahren an ihrer Überzeugung eben so fest hielt wie in den ersten Wochen ihrer durch einen so schreckensvollen Vorgang herbeigeführten Vereinsamung. Und eben so nach langen Jahren, mehr als zwei Decennien nach dem Ereignisse, hat den gleichen Verdacht Napoleon Buonaparte als Schilderer seiner Zeit angeregt und ausdrücklich auf das Directorium als den wahrscheinlichen Urheber der Unthat hingewiesen. Der Ausspruch eines Mannes von Napoleons

18*

scharfem Geiste, von seiner durchdringenden Kenntnis aller Persönlichkeiten und Verhältnisse seiner Tage, zudem gemacht mit kaltem Blute und ohne irgend ein aus so entlegener Zeit noch wirksames Partei-Interesse, ist unter allen Umständen von nicht zu unterschätzender Bedeutung . . . .

Zu Ungunsten der Emigranten spricht so ziemlich alles. Wohl waren manche ehrenwerthe Leute unter ihnen, die eben so große Achtung als wahres Mitleid verdienten; die voll Demuth und Geduld das schwere Los ertrugen das ein unerbittliches Geschick ihnen auferlegt; es werden edle rührende Züge von Einzelnen berichtet, die in glänzenden Verhältnissen aufgewachsen sich durch Unterrichtgeben einen saueren Taglohn erwarben dessen Erträgnis sie mildthätig mit andern Schicksalsgenossen theilten denen es noch schlimmer als ihnen selbst erging u. dgl. Aber ein großer Theil, ja vielleicht die Mehrzahl, viele Prinzen von Geblüt nicht ausgenommen, war ein in jeder Hinsicht verlottertes Volk, das sich durch sein leichtfertiges Treiben, seine Liebeshändel, seine schmutzigen Geschäfte bei den Meisten längst um alles Mitgefühl, alle Theilnahme gebracht hatte, die man ihnen anfangs als von unverschuldetem Unglück Heimgesuchten so warm entgegengetragen. Es fanden sich so viel unbesonnene hitzköpfige verbitterte, durch Unglück und Schmach zur Verzweiflung getriebene Wichte in der Masse, daß ihnen Rachegedanken sowohl persönlichen als politischen Charakters keineswegs fern lagen, daß sie eine Verwirklichung derselben in der Lage, in die sie sich durch die verhaßten und verachteten Gewaltherren ihres Vaterlandes getrieben sahen, als erlaubte Nothwehr, als gerechte Vergeltung, wohl gar als ein verdienstliches Werk ansehen konnten, wie sie denn in der That alle Welt damals der desperatesten Entschlüsse für fähig hielt. Daß namentlich die Gegend des südwestlichen Deutschlands an solchen Individuen, armen Schluckern die von einem Tage zum andern lebten und denen das ärgste zuzutrauen war, keinen Mangel litt, haben wir früher angemerkt. Was waren diesem durch Noth und Verzweiflung auf's äußerste getriebenen Volk die Jacobiner anderes als eine verruchte Rotte die mit allen Mitteln zu vertilgen ein löbliches Unternehmen wäre? Was waren ihnen diese sogenannten

„Patrioten" die über ihr schönes Frankreich so maßloses Unglück gebracht, die ganze frühere Ordnung der Dinge gegen Recht und Gesetz über den Haufen gestürzt, so viel tausend anständige Leute in die Verbannung gejagt, in Noth und Elend gebracht hatten? Was waren ihnen diese „Régicides" und die aus deren Mitte hervorgegangenen jetzigen Tyrannen von Frankreich, die den Tod hundertfach verdienten den sie über den besten und unschuldigsten der Monarchen meuchlerisch verhängt hatten? Leuten solchen Gelichters das Lebenslicht auszublasen, meinten jene, konnte das ein Verbrechen sein? war es nicht im Gegentheil eine preiswürdige That wie die, tolle Hunde auf der Straße zu erschießen? . . . Aber auch die Berechnung war den Emigranten zuzutrauen daß es, um den Krieg gegen die unheilvolle französische Republik nicht ermatten zu lassen, nur von Vortheil sein könne durch eine alle Welt in Erstaunen und Abschen versetzende That neues Öl in's Feuer zu gießen.

Dazu kam daß, was insbesondere die Theilnahme von kaiserlichen Soldaten an dem Rastadter Ereignisse betraf, die Emigranten nachweislich mannigfaltige Fühlung mit der österreichischen Armee hatten, in deren Reihen ihr Jacobinerhaß, ihre Verwünschung der „Patrioten", ihre Racheschwüre gegen das Directorium befreundeten Widerhall fanden. Daß der Friedens-Congreß seit seinem Beginne von Emigranten aller Sorten umschwärmt war, daß sich trotz Verboten und Ausweisungen viele derselben bis in die allerletzte Zeit in der Gegend von Rastadt, besonders in dem nahen Plittersdorf aufgehalten haben, ist eine ausgemachte Sache, und nichts liegt näher als die Vermuthung daß sie mit Officieren der an den Rhein heranrückenden österreichischen Armee manchen verdeckten Umgang pflogen. Wird ja sogar ausdrücklich erzählt daß am 19. April ein in Plittersdorf weilender Emigrant Namens Lavalette unserem Militär habe stecken lassen daß ein französischer Courier erwartet werde, wo dann ein Trupp Husaren an den Rhein ritt und das Überfuhrschiff den Wellen des Stromes übergab. Wir sagen und meinen damit nicht, daß in der Umgebung von Rastadt weilende Emigranten etwa mit einem Barbaczy oder Burkhard, einem Fontana oder Ruzuska wegen des Ausfalls gegen die königsmörderischen französischen Minister sollen die Köpfe zusam-

mengesteckt und handeleins geworden sein. Aber so läßt sich die Sache denken daß Emigranten, die Bonnier und Genossen den Tod geschworen hatten, durch ihren Verkehr mit kaiserlichen Officieren in die Lage kamen die österreichischen Heeresverhältnisse kennen zu lernen, sich über die Stimmung und Sinnesart der zum Vorpostendienst verwendeten Truppe genauer zu unterrichten, mit dieser selbst in mancherlei von deren Oberen nicht gehinderte oder verdächtigte Beziehungen zu treten u. dgl. — alles Momente die bei der Erwägung, wie von dieser Seite her eine Urheberschaft des Gesandtenmordes sich solle erklären lassen, schwer in's Gewicht fallen.

Wenn man schließlich der Drohung gedenkt die Danican ausgestoßen haben soll: die französischen Minister würden Rastadt nicht lebend verlassen, und der Stelle in dem Schreiben des Grafen von Toulouse vom 11. April 1799: „Binnen kurzem wird sich etwas ereignen worüber die Welt erstaunen soll“, so wird man zugeben müßen daß sich gegen die Emigranten Verdachtsgründe in einer Art häufen wie sie stärker und dringender kaum sein können. Man hat von gewisser Seite eine Entlastung der Emigranten von dem sie treffenden Verdachte darin finden wollen, daß Jean Debry in seiner bei der großen Todtenfeier in Paris gehaltenen Rede ihre Unschuld öffentlich bezeugt habe [215]). Unseres Bedünkens beweist das gar nichts. Debry und das Directorium hatten ein zu dringendes Interesse und gaben sich zu sichtliche Mühe den ganzen Verdacht auf Österreich fallen zu lassen, um nicht alles zu thun was diesen Argwohn von jeder andern Seite ablenken konnte. Und dann, woher sollte es Debry, wenn er nicht selbst mit den nächtlichen Thätern im Bunde war, mit solcher Bestimmtheit wissen, es seien keine Emigranten darunter gewesen?!

38.

Also entweder das Directorium oder die Emigranten waren die Anstifter des Verbrechens? Aber wer nun von beiden? Und waren sie oder ihre Werkzeuge zugleich mit bei der Ausführung? Wie ver-

mochten sie es überhaupt anzustellen ihren blutigen Gedanken zur That werden zu lassen? . . .

Das ungelöste Räthsel! .. Doch ist es blos uns Nachgeborenen ein solches? Wie, wenn es selbst den Zeitgenossen, die Mitglieder der Villinger Untersuchungs-Commission nicht ausgenommen, von Anfang nichts anderes gewesen, bis zu Ende nichts anderes geblieben wäre?! . . .

In den jüngsten Tagen erhielten wir ein freundliches Schreiben des Grätzer Professors Dr. J. B. Weiß, der auf irgend einem Wege in Erfahrung gebracht hatte daß uns die Gesandtenmord-Frage beschäftige, und der uns nun wörtlich folgendes mittheilt: „Als Student kam ich oft mit einem ältern Juristen, Hofgerichtsrath Donsbach, zusammen der seinerzeit von Seite Badens aus die Untersuchung unter sich gehabt hatte. Er meinte immer, ganz in's klare sei die Sache nie zu bringen, hob aber auch immer hervor wie die Franzosen Capital daraus schlugen, was er in der Pfalz bei den Eiden am Altare des Vaterlandes oft genug mit angesehen hatte".

Dieser Ausspruch des badischen Gerichtsmannes stimmt in einer ganz merkwürdigen Weise mit dem Urtheile eines andern Zeitgenossen des Ereignisses zusammen. Der von uns oft berufene Eggers befand sich in der zweiten Hälfte Juni 1799 in Regensburg, zur selben Zeit wo das Hof-Decret vom 6. berathen werden sollte das die Weiterführung der Untersuchung dem Reichstage anheimstellte, ein „Beschluß des kaiserlichen Hofes" der dem dänischen Legations-Rath als „der angemessenste und würdigste" erscheint, obgleich er überzeugt ist „die große Mehrheit" der Reichsstände werde „sich dafür erklären die ganze Untersuchung lediglich dem Kaiser zu überlassen". Begreiflicherweise wurde in jener noch frischen Zeit viel über den Gesandtenmord gesprochen; besonders „der diplomatische Zirkel", worin sich Eggers nach seiner Stellung und Eigenschaft meistens bewegte, gab ihm Gelegenheit „viele höchst verschiedene Urtheile darüber" zu hören. Es hatte allerdings, wie wir wissen, der kaiserliche Hof absichtlich vermieden der Reichsversammlung amtlich von den bis dahin gewonnenen Ergebnissen der Untersuchung etwas mitzutheilen; allein daß davon in eingeweihten Kreisen mindestens im allgemeinen allerhand verlautete war wohl kaum zu vermeiden. Die Villinger Commission saß zu jener Zeit bereits

über anderthalb Monate beisammen, und wenn überhaupt dabei etwas herauskommen konnte mußte es damals schon herausgekommen sein; wozu man bei solchen Dingen in der ersten Zeit, wo die Sache frisch angepackt und am eifrigsten betrieben wird, nicht den Schlüssel findet, das wird man im schleppenden weitern Gange, wenn nicht außerordentliche Zwischenfälle eintreten, kaum mehr in's reine bringen. Was theilt uns nun Eggers als das Facit seiner diesfälligen Wahrnehmungen mit? „Die Urheber werden nie gerichtlich ausfindig gemacht", sagt er in ganz bestimmtem Tone; „dem kaiserlichen Hofe wird nie etwas über die Untersuchung bekannt" (II. S. 241, 247 f.).

Diesen beiden Kundgebungen reiht sich der Ausspruch eines Mannes an der mehr als alle andern Zeitgenossen in der Lage war die sichere Wahrheit des Villinger Untersuchungsgeschäftes zu wissen, vorausgesetzt daß dasselbe eine solche sichere Wahrheit überhaupt an's Licht gebracht hatte. „Die Veranlassung zu dieser Katastrophe ist bis jetzt nicht bekannt", schrieb Erzherzog Karl 1819 in seiner Geschichte des Feldzuges von 1799 (I. S. 242), „und die Aufklärung dieses Geheimnisses bleibt der Nachwelt überlassen. Indessen ergriff der Factionsgeist, der damals in Frankreich zügellos wüthete und sich über ganz Europa verbreitete, ein solches Ereignis mit Hastigkeit um die Schuld des Verbrechens auf die entgegengesetzte Partei zu wälzen. Die einen warfen sie auf das österreichische Ministerium, die andern auf die französische Regierung".

In der That gewinnt es den Anschein als ob man sich von allem Anfang sogar in den maßgebenden Kreisen Wiens über die fatale Angelegenheit nicht ausgekannt hätte. Man wußte selbst nicht was mit ihr anfangen, wie man sie auffassen, wen man beim Kopf nehmen sollte. Lehrbach bedauerte die nachträgliche Beschlagnahme der Papiere was gewiß Anlaß zu allerhand Verdächtigungen bieten werde, so wie die Verweigerung der angesuchten Escorte die man den Abreisenden unter allen Umständen hätte geben sollen. Thugut fand es unbegreiflich wie man Rastadt militärisch habe besetzen können so lang die Congreß-Gesandten nicht vollends auseinandergegangen waren; „das ist ein Vorgang in mehr als einer Beziehung in Widerspruch mit unserer gewohnten Politik", äußerte er gegen Colloredo; „auch wieder

einer der schönen Streiche des Faßbender". In höheren Militär-Kreisen selbst wieder zuckte man die Achseln über den „unzeitigen Eifer einiger Unterbefehlshaber die weiter gegangen seien als ihr Auftrag gelautet habe".

Wie soll man sich diese offenbare Unsicherheit der Auffassungen, selbst an einer von dem innern Gange der Dinge in erster Linie unterrichteten Stelle, wie soll man sich dieses Schwanken des Urtheils über ein Ereignis erklären können, welchem auf den Grund zu sehen von oben her eindringlichst und wiederholt befohlen war? . . .

Als König Louis Philippe in seinem Exile zu Claremont von den massenhaften Executionen und Deportationen nach den Pariser Juni-Tagen 1848 vernahm, soll er ausgerufen haben: „So etwas können sich nur anonyme Regierungen erlauben!" Der Ausspruch könnte wohl auch auf das nächtliche Verbrechen des 28. April 1799 Anwendung leiden, nur daß es nicht gerade eine Regierung sein müßte der man die Schuld desselben zuschöbe, sondern überhaupt eine ungetheilte Mehrheit, aus deren Schoße Entschließungen hervorgehen die gleichsam außerhalb des Gewissens der Einzelnen stehen welche im Namen und auf Rechnung der ganzen Firma zu handeln sich berufen fühlen. Denn es wäre in unserem Falle die Möglichkeit gar nicht ausgeschloßen daß Gedanke und Entschluß der Gewaltthat von einem einzelnen Director z. B. Reubell ohne Mitwissen der andern, oder aber von einem einzelnen Expatriirten, etwa dem Grafen von Toulouse, ohne ausdrückliche Berathschlagung und besondere Abrede mit seinen Schicksals- und Gesinnungsgenossen ausgegangen wäre.

In erhöhtem Grade verstrickt und verwickelt sich die Sache wenn auch die Ausführung des Beschlußes ihren Lauf nicht durch die Hände von offenen Gesellschaftern nimmt, sondern wenn es wieder eine ungetheilte Mehrheit ist aus der man sich seine Helfershelfer herausholt. Wenn Barbaczy oder Burkhard oder sonst einer der Szekler-Officiere, die ja sämmtlich vor die Villinger Commission gezogen wurden, ihre Hand dabei im Spiele hatten, so mußte die Untersuchung zu irgend einem Ziele kommen; sie gaben bestimmte Erklärungen oder solche aus deren Inhalt sich Anhaltspunkte zu weiteren Nachforschungen

herausfinden ließen. Mochte der eine oder der andere noch so vorsichtig und zurückhaltend in seinen Auskünften sein — und von diesen beiden Eigenschaften besaßen der Oberst und der Rittmeister, wie wir diese soldatischen Naturen kennen gelernt haben, doch wahrhaftig nicht das geringste! — Anlaß zu den mannigfaltigsten Fragen und Gegenfragen, an deren Beantwortung man die Spur immer weiter verfolgen konnte, mußten ihre Äußerungen immer bieten.

Ganz anders gestaltet sich die Sache wenn man sich den Hergang ohne solche von langer Hand herangesponnene Fäden denkt. Wir haben es hier nicht mit der Wirthin Wallgraf und ihrer unverbürgten Zeugenschaft zu thun; wir kümmern uns auch nicht um die Adresse des Straßburger Schneiders der die falschen Dolmans oder Szekler-Jacken angefertigt haben soll; noch werden wir die Manen des Quartiermeisters des dritten französischen Husaren-Regiments heraufbeschwören, daß er uns nähere Auskunft über die romantische Nachtfahrt seiner vierzehn verkleideten Leute über den Rhein und in das Holz von Iffezheim gebe. Wir müssen überhaupt, falls die Acten der Villinger Untersuchung für immer sollen verloren gegangen sein, darauf verzichten in die Umstände einer That die von allem Anfang in doppeltes Dunkel gehüllt war, in das Dunkel der Nacht und in das Dunkel des Geheimnisses, vollkommene Klarheit und Gewißheit zu bringen. Allein vorstellen kann man sich immerhin wie sich die That konnte ausführen lassen, wenn sich etwa im letzten Augenblicke, da man von der nächtlichen Abfahrt der Minister erfahren, Agenten unter die vor der Stadt lagernden Husaren gemischt, ihrer in Eile fünf oder sechs durch Überredung zu einem Handstreiche herausgeholt hätten, mit ihnen in den Busch vor der Georgi-Vorstadt geeilt wären um da aufzulauern ꝛc. Die Möglichkeit einer so überstürzten Inscenirung wird niemand mit Grund bezweifeln können. Emigranten waren in Plittersdorf, französische Vorposten standen nur wenige Stunden südwärts von Rastadt; von beiden Punkten war man also dem Congreß-Orte nah genug. Daß die Gesandten der Republik am 28. die Stadt verlassen würden war kein Geheimnis; am 25. hatten sie erklärt binnen drei Tagen abzureisen, ihre Vorbereitungen dazu geschahen vor aller Augen. Hatte man von der einen oder andern Seite ihren Unter-

gang beschlossen, so war nichts begreiflicher als daß Rastadt von ausgesandten Spähern umschwärmt, daß alles was darin in den letzten Tagen vorging scharf in's Auge genommen wurde; daß jene Laurer von der bis in die Dunkelheit des Abends sich verzögernden Abreise erfuhren; daß sie den unerwarteten, ihnen so willkommenen Aufschub vor dem Rheinauer Thore benützten um rasch ihre letzten Anstalten zu treffen rc.

Mit einer solchen Annahme, aber auch nur mit einer solchen, ließe es sich dann auch erklären, wie die Villinger Untersuchung nicht im Stande gewesen sein soll „die Sache ganz in's klare zu bringen", wie Eggers mit solcher Bestimmtheit sagen konnte: „Die Urheber werden nie gerichtlich ausfindig gemacht". Von den Officieren wußte im besten Falle Fontana über den Stand der Dinge an Ort und Stelle unmittelbar nach dem Ereignisse etwas anzugeben; die eigentlichen Thäter hatten bereits das weite gesucht. Burkhard konnte nur aussagen was ihm sein Lieutenant berichtet und was ihm die deutschen Gesandten vorlamentirt hatten, Barbaczy nichts anderes als was er aus dem Rapport des Rittmeisters und aus den Schilderungen Jordan's erfahren hatte. Nun ging es an das Verhör der einzelnen Husaren. Die große Mehrzahl war erst später auf den Schauplatz gekommen, die Leichen lagen da, die Frauen jammerten, die andere männliche Begleitung und die Kutscher zitterten oder fluchten. Endlich stieß die Commission auf einen und den andern der wirklichen Thäter. „Was hatte sie zu dem Gewaltstreiche gebracht?" Sie waren geworben überredet und aufgehetzt, vielleicht bestochen worden. „Wer waren jene die sie verleitet und geleitet?" Ein oder ein paar Unbekannte die französisch sprachen und sich mit Mühe ihnen verständlich machten. „Wie sahen dieselben aus?" Einer war groß oder klein oder untersetzt, hatte schwarze oder braune Haare, sah wild darein oder machte ein verschmiztes Gesicht u. dgl. — wohin war mit all diesen Angaben zu kommen? „Woher waren sie? nach welcher Gegend verschwanden sie nachdem alles vorbei?" Sie waren da, niemand wußte von wo; sie waren fort, niemand wußte wohin! . . .

So hätte denn die kaiserliche Regierung über das Ergebnis der Villinger Untersuchung schon darum nichts veröffentlicht weil sie darüber nichts zu veröffentlichen hatte, weil es ein solches klar und sicher gestelltes Ergebnis überhaupt nicht gab, weil die Untersuchung zu einem befriedigenden Abschluße nicht geführt hatte?!

Allein selbst abgesehen von einem solchen Fehlschlagen des ganzen Zweckes und Zieles der Villinger Untersuchung: der Vorwurf den Viele mit so siegesgewisser Schadenfreude aus der Nicht-Veröffentlichung der Commissions-Acten herleiten, träfe die Wiener Behörden unter allen Umständen nicht. Wenn man, sagen jene, die unmittelbar Schuldigen kannte, warum nahm man sie nicht fest, warum bestrafte man sie nicht vor aller Welt? War dies nicht der Fall, warum stellte man nicht mindestens ihre Namen an den Pranger? „Waren die letzten Urheber der That", meint Häusser (II. S. 233 f.), „im Haupt-Quartier zu Gernsbach und unter den Officieren der kaiserlichen Vorposten zu suchen, dann konnte nichts die österreichische Regierung abhalten mit äußerster Strenge die That zu untersuchen und zu strafen ... Die Haltung der österreichischen Regierung war die eines Mitwissers und Mitschuldigen der die unparteiische Prüfung mit allen Mitteln zu hindern sucht" ....

Sollte dies wirklich die richtige Schlußfolgerung sein? Sollte sich diese nicht mit besserem Grunde, statt an die unvermuthete Abbrechung, an die so unmittelbare und scharfe Einleitung der Villinger Untersuchung knüpfen lassen? In der That, welches Unmaß von Effronterie seitens

des FML. Kospoth der den ersten Anstoß zu dieser Einleitung gegeben —

des Erzherzogs Karl der die Untersuchungs-Commission allsogleich zusammentreten geheißen —

des Wiener Ministeriums, insbesondere des Ministers Thugut der diesen Schritt gebilligt und mit aller Strenge und Genauigkeit vorzugehen eingerathen —

des Kaisers Franz endlich, der die Weiterführung des Processes an die allgemeine Reichsversammlung abzutreten befohlen —

welche mehr als satanische Gleisnerei, sagen wir, heißt es bei den ge-

nannten Persönlichkeiten voraussetzen, wenn sie, mehr oder minder von vorn herein schuldbewuſt und mit der reservatio mentalis die Sache nachderhand doch nicht zu dem vor der ganzen Welt ausposaunten Ziele kommen zu lassen, alle jene Schritte sollten gethan haben!

Und gäbe es in der That keine andere Erklärungsart, den anfänglichen Eifer die Sache streng untersuchen und scharf bestrafen zu lassen, mit dem nachmaligen Stillschweigen und Vergessenlassen derselben in Zusammenhang zu bringen? Oberst Barbaczy, FML. Kospoth, Erzherzog Karl waren im ersten Augenblicke der Meinung — Schriftstücke unter dem Eindrucke der ersten verworrenen Kunde niedergeschrieben liefern den Beweis dafür —, „einige raubsüchtige Gemeine" unter den Szeklern hätten die That verübt, eine Meinung der sie auch den klagenden Rastadter Ministern, ja dem feindlichen Ober-General gegenüber unverhüllten Ausdruck zu geben keinen Anstand nahmen. Sie selbst und alle Welt mit ihnen waren daher im Verfolge dieser Meinung darauf gefaßt daß die Untersuchungs-Commission einige dieser Gemeinen beim Kopf nehmen, der verdienten Strafe zuführen werde, und die Sache war damit abgethan. Wie nun aber wenn sich aus der Untersuchung ergab — worauf die späteren Kundgebungen aus dem Haupt-Quartier des Erzherzogs, aus verschiedenen Österreich befreundeten Kreisen, zuletzt aus den Wiener Ministerial-Kanzleien schließen lassen — daß einzelne Szekler-Husaren wohl allerdings als die Thäter, zugleich aber als die blosen Werkzeuge geheim treibender Mächte erschienen, deren eigentlichem Wesen und Wirken auf die Spur zu kommen die Untersuchungsrichter umsonst bemüht waren? Daraus würde es sich sodann erklären wie Fürst Colloredo am 7. Juni 1799 seinem Monarchen nahe legen konnte: wie „die strafende Gerechtigkeit auch gegen die durch ihren Ausspruch für schuldig erklärten ihre Gränzen habe"; wie es darauf ankomme „den Grad der Zurechnung des Verbrechers sowohl in Hinsicht der subjectiven als der objectiven Größe gehörig zu bestimmen"; wie man endlich „die Gräuelthat den Kaiserlichen nicht imputiren dürfe, wenn sie auch von einem Trupp in kaiserliche Uniformen gekleideter Personen begangen sei".

Es würde sich aber daraus auch weiter erklären, wieso man Anstand nehmen konnte das unbefriedigende Ergebnis der Villinger

Untersuchungs-Commission zu publiciren. Schienen die Fäden jener Umtriebe in Emigranten-Kreisen zusammen zu laufen, so waren die Rücksichten naheliegend welche die kaiserliche Regierung leiten mußten. Gewiß durfte sie Anstand nehmen dazu beizutragen durch eine nicht einmal streng nachweisbare Enthüllung den Haß und die Gewaltmaßregeln der französischen Machthaber gegen die unglücklichen Auswanderer noch mehr aufzureizen, ja durch die vielfachen Beziehungen, welche zwischen den Emigranten und den Höfen ihrer ehemaligen nun gleichfalls landesflüchtigen oder denselben stammverwandter Fürstenhäuser obwalteten, die französischen italienischen und spanischen Bourbons auf's Gerathewohl hin bloszustellen.

Allein auch wenn der andere Fall eintrat, daß der schwere Verdacht mehr auf Werkzeuge des Directoriums hinzielte, gab es für eine Regierung von dem Charakter der österreichischen immerhin Gründe unnothwendiges Aufsehen zu vermeiden. Denn bekam sie dadurch allerdings eine erwünschte Waffe in die Hand das französische Gouvernement anzuklagen und in seiner vollen Nichtswürdigkeit erscheinen zu lassen, so blieb es ja andrerseits immer wahr daß es Leute in kaiserlichen Uniformen waren deren Hände bei der grellen That mit im Spiele waren, und es wogen daher Vortheil und Nachtheil einander so ziemlich auf.

Dazu kam, wie wir schon früher einmal angedeutet, noch etwas anderes. Die Villinger Untersuchung zog sich bis in den Herbst 1799 hinein; als die letzten Acten nach Wien geschickt wurden, dachte außer etwa dem Herrn von Dohm, dann einigen publicistischen Schriftstellern wie Häberlin Posselt Reuß, kein Mensch in Deutschland oder in Frankreich mehr an das Rastadter Ereignis das seither durch ungleich wichtigere und dringendere, hier freudig anregende dort tief bekümmernde Vorfälle überholt war. Was war unter solchen Verhältnissen erklärlicher als daß eine Regierung, die es von jeher liebte das große Publicum so wenig als möglich zum Mitwisser und Mitbeurtheiler von öffentlichen Angelegenheiten zu machen, sich ohne zwingende Nothwendigkeit nicht entschließen mochte eine halbvergessene Sache neuerdings hervorzuziehen, die Mitschuld ihrer jetzt in heißem Kampfe verwendeten Husaren an die große Glocke zu hängen. Bei so

bewandten Umständen konnte, um mit den Worten des badischen Freiherrn von Drais zu reden (Leben Karl Friedrich's S. 155 f.), „eine höhere Politik jenes wüste Detail das ohne welthistorische Folgen geblieben war wohl nach einer stillen Abrede fallen lassen, um (damit) alles fallen zu lassen was der gehofften Annäherung der Gemüther mit neu erregter Erbitterung hätte in den Weg treten können".

Wir unsererseits sind gewiß die letzten solcher Scheu vor offener Darlegung des wahren Sachverhaltes, der früher oder später zu Tage treten muß oder doch sollte, das Wort reden zu wollen. Allein jene übelberathene Scheu bestand nun einmal, und nicht blos bei unserer Regierung, von lang her; ja sie besteht theilweise heute noch. Einen auffallenderen Beweis dafür kann man kaum anführen als das Verhalten unserer Regierung im April 1799, wo von französischer Seite die geheimen Artikel von Campoformio in arg verstümmelter Weise, die Selzer Verhandlungen aber in einem von Anfang bis zu Ende erlogenen Texte in Umlauf gesetzt wurden. Was that damals Österreich einer so flagranten, seine Ehre und seine Interessen so nahe berührenden Verletzung der Wahrhaftigkeit gegenüber? Beeilte es sich den richtigen Wortlaut jener beiden Urkunden zu veröffentlichen, um seinen lügnerischen Anklägern ihr freches Handwerk zu legen? Oder ließ es mindestens einen lauten und entschiedenen Widerspruch gegen solche Verfälschung des wahren Thatbestandes erheben? Nichts davon — es schwieg! So sehr lag es in seinem System, lieber Verleumdungen über sich ergehen zu lassen als durch eine sachgemäße Darstellung sich über Dinge auszulassen die es so viel als möglich der Öffentlichkeit vorenthalten haben wollte. Durch volle siebenzig Jahre konnte auf solche Weise der unterschobene Text der Selzer Unterhandlungen, von Schwarzkopf und Häberlin in ihren Sammelwerken abgedruckt, den Büchermarkt und die Geschichts-Literatur beherrschen, bis ein gewissenhafter Historiker es in seinem Berufe fand die authentischen Acten aufzuschlagen, wo er dann die Haltung des österreichischen Vertreters von all jenen Fehltritten und Misgriffen, welche arglistige Verleumdung ihm so lange Zeit hindurch zur Last gelegt hatte, auf das vollständigste frei und rein fand!

Ähnlich verhält es sich mit der Gesandtenmord-Frage. Würde die österreichische Regierung es über sich gebracht haben, einer wenn gleich ihr widerstrebenden Sache vor aller Welt Zeugnis zu geben, nämlich — wie wir uns den Zusammenhang denken —: daß eine Anzahl ihrer eigenen Soldaten an der That betheiligt gewesen, welche denn auch nach Recht und Gesetz die angemessene Strafe getroffen; daß aber diese nicht als die Urheber sondern blos als die Werkzeuge anderseitig wirkender Kräfte sich herausgestellt; daß, wer diese eigentlichen Urheber gewesen, durch die obwohl mit aller Umsicht und Beflissenheit gepflogene Untersuchung nicht habe zur vollen Gewißheit gebracht werden können, so würde allerdings die neuere Geschichts-Literatur um ein interessantes Räthsel, dessen immer wieder von neuem versuchte Lösung ihr nun schon in das achte Jahrzehend fortwährend zu schaffen gibt, ärmer geworden sein, es würde sich aber andrerseits Österreich und dessen administrative und militärische Organe durch eben so lange Zeit der vielfältigsten Verdächtigung und Anklage nicht haben ausgesetzt finden müßen.

Unsere Regierung hat damals, und sonst wohl oft genug, die Rolle des unweltläufigen Gerechten gespielt der, seiner Schuldlosigkeit bewust, sich ruhig in seinen Philosophen-Mantel hüllt und die Leute um sich und über sich reden läßt. Denn was können sie seiner Unbescholtenheit anthun? . . . Sehr viel, antworten wir, können sie ihr anthun! Die tägliche Erfahrung lehrt das, und schwer wiegende Thatsachen der Geschichte beweisen es. „In Wien", sagt ein neuerer deutscher Schriftsteller, „bekümmerte man sich damals wenig um die Anhänger die Österreich ‚draußen im Reich' hatte, manche derselben kannte man nicht einmal dem Namen nach. Von Berlin aus verfuhr man anders: man hatte ein Augenmerk auf alles was vorging, man studirte nicht blos die Höfe, man bewarb sich um die öffentliche Meinung. Es war dies ein bedeutsamer Unterschied in der politischen Taktik; den schließlichen Unterschied im Erfolge haben wir erlebt"[216]). Wir unterschreiben diesen Ausspruch mit beiden Händen, aber werden wir damit etwas erzielen? Kaum! Wir zweifeln ob man selbst heute in unsern maßgebenden Kreisen geneigt sein wird der Einsicht Raum zu geben, daß das Gerede der Leute auf irgend welche Erfolge im großen

einen Einfluß haben könne. Und doch ist nichts gewisser als daß sich aus dem, was man weithin im Publicum über eine Sache zu urtheilen und zu denken sich gewöhnt, Schritt für Schritt das bildet was man die öffentliche Meinung nennt, welche heute ist und zu allen Zeiten war: nicht die sechste Großmacht wie man vor wenig Jahren die Presse zu heißen beliebte, sondern in mehr als einer Hinsicht die erste.

Anhang.

I.

Graf Lehrbach an den Erzherzog Karl.*)

München 13. May 1799.

Ich habe schon die Ehre gehabt E. K. H. unterm 9.ten zu bemerken daß der Königl. Preußische Gesandte H. Graf v. Görz sich allenthalben und besonders auch hier alle Mühe gebe den Rastädter Vorfall unter den gehäßigsten Gesichtspunkten darzustellen.

Als ich hier ankam und er geäußert hatte:

„daß ich ihn evitirte"

so wollte ich es an Rücksicht und Zuvorkommenheit gegen ihn geflissentlich an nichts ermangeln lassen. Ich suchte ihn dahero gleich in der Gesellschaft zu sprechen. Gleich sprach er von Rastadt folgendes: „Wie sehr wäre zu wünschen gewesen daß Sie länger in Rastadt geblieben wären; man hätte Sie auch in der Deputation sehr nöthig gehabt".

Ich nahm dieses als ein nicht im Ernst gemeintes Compliment an, und verdankte es, aber äußerst höflich. Hierauf sagte er: „Gott, was für ein Vorfall mit der französischen Gesandtschaft! Er ist in der Geschichte unerhört, was wird das für Folgen, auch auf das Reich haben? . . Wir noch anwesenden Gesandten haben alles gethan, was wir uns, unseren Committenten und ganz Europa schuldig sind. Uns selbst haben die Officiere der Szeckler, der Oberste Barbaczy und Rittmeister Burkard ohne Rücksicht behandelt; wir haben alles in eine Registratur gebracht, und sie Sr. Königl. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl zugeschickt. Der Hr. Markgraf von Baaden hat als

*) Liegt in Abschrift dem folgenden vom 14. Mai datirten Berichte an Thugut bei; kais. St. A.

Landesherr auch von seiner Seits alles aufnehmen lassen und an den Herrn Erzherzog, auch nach Wien geschickt".

Ich bemerkte hierauf dem Grafen von Görz: „daß er sich als ein erfahrener Geschäftsmann wohl vorstellen könnte, wie sehr dieser höchst traurige Vorfall unerwartet und bedaurungswürdig sey, und besonders Österreichischer Seits (welchen Theil es am meisten angehe und am nächsten betreffe) tief beherziget würde. Euer Königl. Hoheit hätten deshalb in der Befehlsertheilung alle Vor- und Rücksicht gebraucht, und nun, da es einmal geschehen, und leyder nicht mehr ungeschehen zu machen, sey in Rücksicht der Untersuchung alles erschöpft und es würde dasjenige erfolgen was Recht und Ordnung mit sich brächte. Wenn die k. k. Herren Officiere übrigens auch sonst an gehöriger Rücksicht es würden gegen die übrigen Hrn. Gesandten haben ermangeln lassen, so würde auch hierinn von E. K. H. das angemessene erfolgen. Nach allem diesem würde es eine größere Übelthat als die Sache selbst seyn, wenn irgend jemand nur glauben könnte, oder etwa sollte glauben machen wollen, daß bey dieser Sache irgend ein Vorsatz oder Vorwissen existiren könnte; auch müßte die Untersuchung erst zeigen, wer die Thäter gewesen wären und wie die ganze Sache sich ergeben habe?"

Graf v. Görz war über diese meine Äußerung, besonders über den Schluß, sehr aufmerksam, äußernd: „Ihro Königl. Hoheit haben uns verbindlich geantwortet, auch bemerkt, Höchstsie würden uns das resultat der Untersuchung mittheilen; so wie das an den feindlichen General den 2ten May erlassene Schreiben mit angeschloßen war, in welchem, vermuthlich nach denen an Se. Königl. Hoheit eingegangenen rapporten, schon angenommen und ausgedrückt wird, daß der Mord durch die Kaiserliche Hussaren geschehen sey".

Ich bemerkte hierauf dem Grafen von Görz: „daß ich E. K. H. Befehl an den General Kospoth vom 25ten April, das Schreiben an den feindlichen General vom 2ten May, so wie jenes an die Herrn Gesandten von Rastadt, welche eine sogenannte speciem facti durch den Hrn. v. Eyben an E. K. H. geschickt, in Händen und von Höchstdenenselben mitgetheilt erhalten hätte. Das Schreiben an den feindlichen General enthalte: daß man alles genau untersuchen würde; woraus sich allererst das wahre, und auch ergeben würde, wie, und durch wen der ganze Vorfall sich ergeben habe? Die Untersuchung sey so angeordnet, daß dieselbe nach aller Strenge und (wie mir E. K. H.

noch unterm 5 „ dieses zugeschrieben hätten) Tag und Nacht geschehen müßte".

Da diese Untersuchung auch im politischen und mehreren Betrachte von der äußersten Wichtigkeit ist, so wollte ich dem Grafen v. Görz wegen seinen bösen Willen und Hange, alles gegen Österreich zu misbrauchen, auf sein Bemerken: daß E. K. H. denen in Frage stehenden Gesandten in dem an sie erlassenen oben angezogenen Schreiben versprochen hätten, ihnen das resultat mitzutheilen, nicht erwiedern: daß er von selbst einsehen würde, und es sich von selbst verstände, daß, wenn auch alle Umstände vollkommen aufgeklärет wären, in der Sache kein Schluß gefaßt werden könnte, sondern den weitern Allerhöchsten Verfügungen der Weg offen behalten bleiben müßte.

Ich habe nöthig erachtet, E. K. H. von dieser Besprechung mit dem Grafen v. Görz (da sie in diesen Vorfall tief mit einschlägt) umständlich gehorsamst zu unterrichten.

In der Anlage empfangen E. K. H. die über den Vorfall von Rastatt von dem Kurmaynzischen Directoriali B^on^ v. Albini besonders verfaßte Instruction, welche ich durch einen vertrauten Weg erhalten habe; und wie sie auch an die geheime Hof- und Staats-Kanzley durch eben diesen Weg gelangt ist.

II

Graf Lehrbach an Baron Thugut.

Hochwohlgeborner Reichsfreiherr!

Den Empfang Euer Excellenz verehrlichen Schreibens vom 7. dieses über den leidigen Vorfall von Rastadt mit denen französischen Ministern habe ich schon unterm 12. dieses gehorsamst bescheiniget, und inzwischen habe ich alles einberichtet, was sich deshalb ergeben hat, und hin und wieder, besonders aber von denen Preußen geäußert wird.

Es ist ganz sicher daß nicht nur die Franzosen alles anwenden werden, diese Sache gegen Österreich, sowohl in Frankreich als in ganz Europa, besonders aber im deutschen Reiche, so gehäßig darzustellen als es nur immer möglich ist, und zu ihrem Vortheil besonders

in der jetzigen für Österreich günstigen Lage zu benützen, und die ohnehin jetzo unzufriedene, gegen das Directorium wegen dem wieder angefangenen Krieg nach allen verläßigen Nachrichten aufgebrachte Nation anzufachen, wieder zu electrisiren und zur Rache zu reitzen; auf der andern Seite Deutschland vom kaiserlichen Hofe mehr zu entfernen und zu trennen, auch alle europäische Staaten aufzuhetzen. Man siehet diesen Zuschnitt schon aus den, auch schon von mir eingesandten französischen, auch denen im Reiche unter französischer Gewalt und Einfluß stehenden Blättern, besonders den Mannheimer und angebogenen Zweybrücker Zeitungen.

In Deutschland gibt es denen Abgeneigten und auch denen Furchtsamen reichen Stoff, auf alle Art zu wirken.

Die Species facti, welche Graf von Görz zu Karlsruhe unter den dahin gegangenen Congreß-Gesandten veranlaßt hat, ist an Seine Königliche Hoheit den Hr. Erzherzog geschickt worden. Ich besitze sie aber noch nicht. Der Herr Marggraf von Baaden hat ein Verhörsprotokoll der Kutschern und Postillionen, welche die Minister geführt haben, auch über sonstige Umstände verfassen lassen, und soll es Sr. Königl. Hoheit eben auch wie nach Wien geschickt haben. Der Graf v. Görz hat den Herrn Marggrafen als Landesherrn aufgeruffen. Auch dieses Protokoll ist mir noch nicht bekannt. B^on v. Albini hat eben auch die Eurer Excellenz durch den Hrn. Grafen von Schlick zugekommene Registratur verfasset; diese habe ich Sr. Königlichen Hoheit auch geschickt.

Ich zweifle keineswegs, daß die Species facti der Gesandten zu Karlsruhe, auch das Baadische Protokoll alles für die Franzosen günstige und gegen Österreich gehäßig und nachtheilig seyende oder scheinende enthalten dürfte.

In der Sache selbsten muß die von Sr. Königl. Hoheit mit aller Genauigkeit Vor- und Rücksicht angeordnete ansehnliche Untersuchungs-Commission und das Resultat alles aufklären, zudem der Vorfall, wie er da liegt, auch erzählet wird, mit kaum begreiflichen Umständen begleitet ist, auch sicher seyn solle, daß aus denen Wägen nicht geschoßen worden sey.

Die in meinem gehorsamsten Schreiben vom 12. vorbehaltene Darstellung der Äußerungen des Grafen v. Görz an mich über diesen Vorfall und meiner Erwiederungen belieben Eure Excellenz aus der Anlage meines Erlasses an S. K. H. umständlich zu ersehen, und worauf ich mich zu Vermeidung aller Wiederholungen beziehe. Ich habe

nöthig erachtet, S. K. H. von allem diesen in die Sache einschlagenden zu unterrichten; und da ich dermal wegen dem hiesigen Lieferungsgeschäft von der Armée noch abwesend seyn muß, so habe ich das in Eurer Excellenz Schreiben vom 7. wegen einer Schlußfassung auf eine gute unverfängliche und ganz unanstößige Art mitangebracht, wodurch der bezielte Endzweck erreicht, und wenigstens ich die mir aufliegende Obliegenheit erfüllet haben werde.

Ich habe in dem Schreiben an Se. Königl. Hoheit auch bemerket: was die widrig Gesinnten nun nach geschehener Sache nachtheilig anführen, welches immer, wenn etwas geschehen ist, ganz leicht ist, besonders bey einem Vorfall, der menschlicher Weiße nicht einmal zu vermuthen war, und fast unmöglich wenigstens geschienen hat.

Der Befehl Sr. Königlichen Hoheit, daß die französische Minister in 24 Stunden von Rastadt weg sollten, kam freilich zur Zeit, wo dieselben schon im Begriffe waren, für sich und nach der Lage des Congreß-Geschäftes abzureisen, und weil ihnen vom Militär dessen ohngeachtet der Befehl zur Abreise in 24 Stunden eröffnet wurde, wollten dieselben nicht länger mehr zuwarten, um zu vermeiden daß dieses in Folge der Intimation geschehe.

Die Untersuchung wird ergeben: ob die von ihnen verlangte Escorte vom Militair unter dem Vorwand: es sey hiezu kein Befehl vorhanden, abgeschlagen worden sey. Welches natürlich ein dem Militär zur Last fallender Umstand wäre, da in dem beigehenden Befehle Sr. Königl. Hoheit an den General Kospoth

„alle mögliche Rücksicht*) und Klugheit“

vorgeschrieben ist, wozu auch eine Militairescorte gehören dürfte, besonders wenn sie noch dazu begehrt wird, und wenn auch der Befehl auf diese Art nicht vorhanden gewesen wäre, so hätte auf Verlangen die Escorte gegeben werden können und gestattet werden sollen.

Nach geschehener Sache wird nun freilich dieser Befehl von den Übelgesinnten besonders dem Grafen v. Görz und den Preußen critisirt, daß darin die Militairbegleitung hätte ausgedrückt werden sollen, daß, wie bey Alquier, Bacher und Trouvé geschehen, ein eigener Officier, um so mehr bey den wirklichen französischen Congreß-Gesandten zur Begleitung hätte mitgeschickt werden sollen; allein, schon bemerktermaßen, hätte auch ohne allem diesen, auch ohne dem wirk-

---

*) recte: „Vorsicht“.

lichen, auf die bemerkte Art erfolgten Befehle die verlangte Escorte gegeben werden sollen. Der Rittmeister Burkard stehet äußerst und in vielem Betrachte verdächtig, wenigstens nachlässig, unterlassend, und auch gegen andere Gesandte unrücksichtlich da.

Aus meinem Schreiben an Se. Königl. Hoheit werden Eure Excellenz auch entnehmen, daß der Graf v. Görz und Andere das Schreiben Sr. K. H. an den feindlichen General darin zu critisiren sucht, daß man darin die Sache durch die diesseitigen Hußaren schon als verübt annehme, da doch darin alles im Grunde auf die Untersuchung verwiesen wird; daß auch Graf v. Görz die darin zugesagte Mittheilung des Inhaltes misbrauchen möchte, weßhalb ich in meinem Schreiben an Se. Königl. Hoheit das schon bemerkte nach dem Auftrage von Eurer Excellenz mit angebracht habe.

Daß die Wägen geplündert, soll richtig seyn, man sprengt nun auch aus, daß die Papiere und andere Sachen wirklich im Hauptquartier wären. Dieses dürfte den Franzosen reichen Stoff zu klagen und zur allgemeinen Vorstellung geben, daß der Vorfall geflissentlich geschehen und gleichsam angeordnet gewesen sey. Welches ohnehin in Deutschland gerne behauptet, oder wenigstens also dargestellet werden möchte, und dadurch bestärket werden will, daß der Rittmeister Burkard den Befehl gab, zu eben der Zeit niemand aus Rastadt zu lassen.

Da es nun, dieses alles voraus bemerkt, ganz sicher ist, daß der kaiserliche Hof in der Sache ganz unschuldig, und es demselben daran liegen muß, bey alliirten Freunden und Feinden deshalb, wegen dessen Ehre, Ansehen und Staats-Interesse, auch wegen der Folgen also dargestellt zu werden; und Euere Excellenz über die Benehmungsart meine geringe Meynung zu verlangen belieben; so glaubte ich, daß noch vor dem erfolgten Untersuchungsresultat alle Höfe im ganzen und allgemeinen durch ein Circulare dergestalt werden unterrichtet worden seyn, daß der erste Eindruck |: der natürlich bey jedermann entsetzlich gewesen sein muß :| bey Einigen beseitigt, bey Anderen aber gemildert oder gemindert worden sey.

Nach aufgeklärter Sache aber dürfte, mit strenger Bestrafung der allenfalls in der Sache oder in Verabsäumung Schuldigen fürzugehen, und das ganze durch den Druck |: wenn es anders thunlich oder räthlich seyn könnte :| oder wenigstens in der Art, wie es also gefunden wird, denen Höfen und dem Publico mitgetheilt werden

müße*). Das Benehmen gegen Frankreich selbst ist wegen der Kriegslage schon schwer, und um das Ansehen des Hofes nicht zu compromittiren, oder den Schein zur Friedensnährung oder Antrag, auch zum Nachtheil bey den Alliirten zu haben oder zu geben. Vor der Hand haben Ihre Königl. Hoheit dem feindlichen General geschrieben.

Einige die wohl denken, haben mir geäußert, ob es der Sache nicht vorträglich wäre, wenn Euer Excellenz als Minister der auswärtigen Geschäfte, Namens Kaiserl. Majestät, durch den Minister Talleyrand das Directorium von der Sache sowohl vorläufig und nachhin das Ganze vorlegend, ohngeachtet der Kriegslage, unterrichten. Da aber dieses zu tief in die Politik einschlägt, so bin ich, als abwesend, der ganzen politischen Lage ohnehin nicht genug kundig, außer Stande, deshalb eine bestimmte Meynung zu äußern, und muß ich solches höherer und erläuchterer Einsicht und gutfindender Thunlichkeit lediglich anheim lassen.

Dem Reichs-Tag wird seiner Zeit ohnehin auch etwas nach Maßgab der Umstände und des Untersuchungs-resultat mitzutheilen seyn, und vorgelegt werden müßen, wodurch eine Mittheilung an die gewesene Congress-Gesandte und Veranlasser der species facti zu Karlsruhe um so mehr wegfällt, als diese Personen nun nicht mehr in dieser Cathégorie, und unter dem allgemeinen Reich begriffen sind.

Bey diesem Rastadter Vorfall kömmt auch das in allen menschlichen Begebenheiten gewöhnliche (den politischen Betracht ausgenommen) zu Statten, daß nur der erste Eindruck und die erste Zeit das stärkste und Einfluß habende Aufsehen eintritt, und daß nach einiger Zeit wenig oder gar nichts davon gesprochen wird; so ist es hier, so wird es allenthalben, und auch in Frankreich seyn; man ist allda gegen die Regierung wegen dem Krieg schon aufgebracht; man war es auch gegen die französ. Minister in Rastadt, daß sie mit dem Frieden gezaudert, ihn durch immer neue Begehren verhindert, wo sie ohne dieses, und die Indemnisations-Unterstützung, den Frieden mit dem linken Rhein-Ufer hätten erhalten können.

Noch mehr aber kommen die jetzigen Siege in dieser Sache zu Statten, daß das Volk auch gegen alle Reitzungen der Regierung we-

---

*) Lapsus calami, wie überhaupt der edle Reichsgraf mehr als einmal mit seinem Satzgefüge einigermaßen in's Gedränge kommt.

niger empfindlich seyn wird, und am Ende diese selbst mehr nachgeben wird. Der beste Beweis liegt darinn daß alle französische Unbilde und Grausamkeiten eben durch das Frankreich günstige Kriegsglück gedecket, und den größten Theil zum Stillschweigen oder geduldigen übertragen gebracht haben; so muß nun auch die Reihe, besonders in dieser Sache, an Frankreich kommen, vorzüglich wenn nach Befund, Bestrafung und Unterricht an das Publicum erfolget.

Schändlich bleibt es immer für die Völker, besonders aber für Teutschland, daß man über zufällige Vorfälle so viel spricht, auch Gift ausgießet, wo man über die französische Mishandlungen alles mit kaltem Blut zusiehet und stillschweigt, wohin die Behandlung mit dem Papst, die Verheerungen, das Versengen in Tyrol (wo man mit Menschen angefüllte Scheuern angezündet hat), auch in Italien (weil man die französische Constitution nicht wollte) nach den jüngsten Vorfällen gehört, die unzählige politische Ungerechtigkeiten seit diesem Revolutions-Kriege, besonders auch mit Toscana, nicht zu berühren.

Beharre mit tiefer Verehrung

Eurer Excellenz

München den 14ten May 1799

Gehorsamster Diener
Graf Lehrbach.

Anmerkungen.

1. S. 2. Geheime Briefschaften ꝛc. II S. 113 f. Anm. wo der Verfasser meint, der Vergleich des Directoriums mit den Jacobinern laufe am Ende auf die Frage hinaus: willst du lieber bei hartem oder bei weichem Holze gebraten werden? Ja er behauptet geradezu daß es „eine beträchtliche Anzahl Stimmen in der Nation gibt die, wenn sie sich hören lassen dürften, dem Zustand unter den Jacobinern gegen den jetzigen gehalten noch den Vorzug einräumen würden . . . denn gegen die neuen Gewalthaber Frankreichs gehalten erscheinen die ersten ächten Jacobiner in der That als sehr achtungswürdige Männer.“ S. 107 f. Anm. wirft der Verfasser einen Blick auf die alte Diplomatie der man so viel Intriguen und Perfidie vorwerfe, „und doch“, fährt er fort, „ist es in die Augen springend daß das junge republicanische Cabinet seinen grauen Mustern auch hierin in kurzer Zeit so rasch über die Köpfe wuchs, daß es seine glänzendsten Erfolge größtentheils der bewunderswerthen Unbefangenheit Freimüthigkeit und Seelenstärke verdankt womit es Bestechungen Treulosigkeiten Eidbrüche und andere dergleichen . . . politische Ressorts jeder Art wagte, vor denen selbst jene grauen Sünder zurückbebten“ . . .

2. S. 3. Teutsche Staatskanzlei; Jahrgang 1799 I S. 77.

3. S. 4. Vivenot Deutsche Kaiser-Politik Österreichs I Z. 237 S. 341 f. und desselben Vertrauliche Briefe des Frhr. v. Thugut I S. 2 f.

4. S. 5. Mendelssohn-Bartholdy Gesandtenmord S. 48 f., wo in der Anm. die bezüglichen Schriftstücke angeführt werden. Unter jenen Republicanern befanden sich Beurnonville, Sémonville, Maret, Quinette, Camus, der Postmeister Drouet, die in Folge der Kriegsereignisse Österreich in die Hände gefallen waren und damals gegen die königliche Princessin Therese, überlebende Tochter von Ludwig XVI. ausgetauscht werden sollten; sie statteten dem Dr. Gall für dessen menschenfreundliche und aufopfernde Hilfleistung in einer eigenen Zuschrift ihren Dank aus.

5. S. 9. Häusser Österreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution S. 394, 401 f. 447—460. Auf den Vorfall am 11. October, den übrigens Buonaparte noch im letzten Augenblicke dem Grafen abbat, s. ebenda S. 470, bezog sich ohne Zweifel was Thugut am 18. October an Colloredo schrieb: „Cobenzl est justement désolé et indigné de la conduite extravagante et infame de Bonaparte“; Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 63.

6. S. 11. Es ist unbegreiflich wie die Herkunft Thugut's noch bis in die allerjüngste Zeit als in sagenhaftes Dunkel gehüllt dargestellt werden konnte, da das Räthsel, wenn ein solches je früher darüber bestand, jedenfalls seit mehr als einem halben Jahrhundert keines mehr war. Dem nach Piquanterien aller Art lüsternen Hormayr mochte es allerdings in den Kram taugen seinen Thugut noch immer als „armen Schiffsjungen“ aus Linz figuriren zu lassen, wenn ihm gleich der im „Österr. Beobachter“ Nr. 248 vom 5. September 1818 S. 1304—1306 erschienene Nekrolog wohl nicht entgangen sein konnte. Aber selbst der um das Andenken Thugut's so hochverdiente Vivenot, der doch bereits im J. 1864 (Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen I S. 197 Anm.) auf diesen Nekrolog zuerst wieder aufmerksam machte, führt noch fünf Jahre später (Thugut Clerfayt und Wurmser S. XVII f.) darüber Klage daß „wir so wenig beglaubigte Daten über Thugut besitzen“, und müht sich mit der Herzählung aller über Thugut's Abkunft in Umlauf gesetzten Märchen ab, ohne den Leser merken zu lassen daß der nahezu wahre Sachverhalt längst außer Zweifel gestellt sei. Denn jenem auf Dietrichstein's Anliegen von Gentz verfaßten Nekrolog zufolge war der nachmalige Minister weder eines Tages als ein ausgesetzter Säugling von Maria Theresia am Fuße ihrer Treppe in der Hofburg gefunden und mit den Worten: „Thugut soll der Name dieses Wurmes sein“ in ihren Schutz genommen worden; noch hatte er als Schiffersjunge bei einer Donaufahrt nach Maria-Taferl die Aufmerksamkeit der großen Kaiserin erregt, die auf die Frage wie er heiße die Auskunft erhielt: „Der hat keinen Namen, das ist ein Findelkind, ein Thunichtgut“; noch endlich war er der Sohn eines aus Wälschland gekommenen armen Schiffers Tunicotta nächst Linz, sondern ganz einfach der Sprößling einer aus dem südlichen Böhmen stammenden, zuletzt in Linz und Wien heimischen Beamtenfamilie. Die näheren und sorgfältig sichergestellten Daten hat nachmals Vivenot bei Herausgabe der „vertraulichen Briefe“ Thugut's (I. Bd. S. 391 f. Anm. 92) aus dem Archiv des österreichischen Landrechts in Wien gesammelt und dadurch die Angaben des Dietrichstein'schen Nekrologs in mehreren Stücken wesentlich berichtigt. Darnach erblickte unser Thugut am 31. März 1736 zu Linz als jüngstes Kind seiner Aeltern das Licht der Welt, und hatte das Glück, kaum achtzehnjährig, in die neu gegründete orientalische Akademie zu kommen. Damit war sein Eintritt in die diplomatische Laufbahn begründet, die ihn bei seiner hohen Begabung, bei seiner unermüdlichen Ausdauer, bei seiner unbeugsamen Willenskraft von Stufe zu Stufe höher brachte, bis wir ihn



mit etlichen dreißig Jahren als Internuntius und bevollmächtigten Minister in Constantinopel in seiner ersten einflußreichen Stellung und im Jahre 1793 an der Spitze der österreichischen Staatsgeschäfte erblicken.

7. S. 11. Vivenot Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut I S. 12 f. vgl. mit I S. 15: „La Prusse enchaînant, entravant sans cesse toutes nos opérations et nos progrès, parviendra au moyen de son alliance à nous faire plus de mal qu'elle ne nous a fait par les guerres les plus sanglantes".

8. S. 11. Ebenda I S. 35 vgl. mit S. 37 (5. September): „Le plan que les Prussiens proposent est perfide, insidieux au possible; mais qu'y faire? Nous sommes dans leur dépendance par ce malheureux mélange de troupes et d'opérations".

9. S. 12. Thugut an Colloredo 13. und 18. März 1794, I S. 82 f. vgl. mit S. 156 f. vom 26. November: „il est visible que les Jacobins de l'audience d'aujourd'hui ont cherché à faire illusion à Sa Majesté par de sophismes . . . Nous serions perdus sans ressources si chaque jour amenait des vacillations et une suite de mesures incohérentes".

10. S. 12. An Colloredo 1. Juli 1794 I S. 111: „. . . Dieu m'est témoin que je fais et que je ferai toujours en bon fidèle et loyal serviteur tout ce qui m'est humainement possible; mais j'ose attendre de la bonté infinie d'un maître juste de trouver grâce sur ce qui passe mes forces et mon pouvoir" . . .

11. S. 14. Kein Historiker hat den Proceß, den die hervorragenden Träger der österreichischen Staats-Idee vom Schlage Thugut's in jener Zeit des Uebergangs durchmachten, treffender bezeichnet als der deutsche Hüffer. „Wir finden in ihnen", sagt er, „Staatsmänner die sich vor allem als österreichische Minister fühlten, die Interessen Deutschlands keineswegs gering, aber doch die Interessen Österreichs noch höher achteten, die in Italien wie in Deutschland am liebsten jeden bei seinem alten Besitz gelassen hätten, aber, da dies unmöglich wurde, nicht anstanden so viel für sich zu nehmen als zu bekommen war. Jeder Schmälerung des Reichsgebietes, jeder Veränderung der Reichs-Verfassung setzten sie sich entgegen, und es ist gar kein Grund für die Annahme das sei nur zum Schein geschehen". Österreich und Preußen S. 476.

12. S. 15. Vgl. Hüffer Politik der deutschen Mächte S. 201 mit Eggers' Schreiben an Prof. Hegewisch in Kiel aus Wien 12. Juli 1799; letzterer erzählt noch weiter: Als man Thugut warnte, wenn das Volk seine Worte hörte würde es ihn steinigen, habe er, ohne eine Antwort zu geben, die Klingel gezogen und befohlen anzuspannen: „Erzählen Sie daß ich spazieren fahre, um zu zeigen wie gewiß ich meiner Sache bin!"

13. S. 16. „Ces fanfaronnades de B. ne m'effraient pas beaucoup", Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 44.

14. S. 16. Hüffer Oesterreich und Preußen S. 420, 464 vgl. mit desselben Politik der deutschen Mächte S. 211 f. 216—220:

„Wie konnte Thugut den Krieg mit einiger Hoffnung wieder anfangen wenn er auf englischen Beistand verzichten mußte? Ist es zu verwundern daß er in solcher Lage sich zu einem Zugeständnis herbeiließ? Weit eher mag man über die zähe Ausdauer, die muthige Festigkeit erstaunen, welche auch jetzt vor dem überlegenen Feinde nur wenige Schritte zurückwich" 2c.

15. S. 16. An Colloredo 22. October Vivenot Briefe II S. 63: „paix bien malheureuse et qui par son ignominie fera époque dans les fastes d'Autriche, si tant y a que les fastes de l'Autriche, comme il est fort à craindre, ne disparaissent bientôt eux-mêmes".

16. S. 17. Ebenda II S. 64: „Comment avec de pareils sentiments tenir tête à l'énergie de Bonaparte, courant gaiment tous les hasards? La paix, la paix! Mais où est-elle?" etc.

17. S. 17. „Au surplus, je suis atterré de chagrin et ma santé dépérit". II S. 66 am 2. November an Graf Dietrichstein.

18. S. 19. „Diese Vortheile sind in Bezug auf das Gleichgewicht in Deutschland von solcher Wichtigkeit und von solch entscheidendem Einflusse zur Schwächung von Bayern und aller andern Stände des südlichen Deutschlands, daß die deutsche Verfassung mit der Einräumung derselben nicht bestehen könnte und daß der König von Preußen zu seiner Sicherheit sich der Ausführung dieses Planes mit allen dabei interessirten Reichsständen nachdrücklichst widersetzen mußte". (Haller) Geheime Geschichte des Rastadter Congresses I S. 248.

19. S. 21 . . . . „ces ganaches de plénipotentiaires de l'Empereur" (Correspondance de Napoléon I, III Nr. 2379 S. 450) . . . Wenn man sich an eine bekannte Anekdote aus dem Hofleben der spätern Kaiserzeit erinnert (s. des Verfassers „Maria Louise" S. 237 Anm. [129]), muß man auf die Vermuthung kommen daß der Ausdruck „ganache" von frühen Jahren her zu den Lieblings-Schimpfworten des heftigen Corsen gehörte.

20. S. 22. Es macht einen überaus komischen Eindruck was für Mühe sich der Panegyriker Bonnier's, Professor Dumas, gibt um seinen Helden in jeder Hinsicht als *lumen mundi* hinzustellen. Er ist ihm „digne d'être admiré à une époque où les autres sont à peine connus", und führt zum Beweis dessen „une foule d'écrits perdus pour le public" an. Bonnier's Stillschweigen in den öffentlichen Versammlungen reißt ihn vollends zur Bewunderung hin: „mais cette obstination qu'il mit à se cacher ne fut-elle pas plutôt l'effet d'une vertu sublime, d'autant plus admirable qu'on a plus de peine à la concevoir et à l'imiter?" Der „discours" Dumas' findet sich, mit einigen Auslassungen, abgedruckt im „Recueil des portraits des Ministres et Députés au Congrès de Rastadt".

21. S. 24. Correspondance de Napoléon I; III N. 2383.

22. S. 24. „Wenn dies, wie ich nicht zweifle, nach der bestimmten mündlichen Uebereinkunft erfolget", so fährt Metternich, der auf eine befriedigende Schlichtung dieser Angelegenheit den größten Werth

legt, in seinem Berichte vom 6. December an den Reichs-Vice-Kanzler fort, „so wird durch diesen Ausweg der Hauptsache für die würkliche Angehung des Geschäftes Genüge geschehen, und kann zu keiner Zeit diese ungewöhnliche Hinstellung der französischen Bevollmächtigten in ihrem dermahligen Costume als eine Herabsetzung für des Kaisers und des Reiches Ansehen angeführt werden, weil durch den vorbemerkten Ausweg man sich auch von Seite der kais. Plenipotenz von dem sonst üblichen Herkommen entfernt hat" ꝛc. (K. K. Staats-Archiv).

23. S. 25. Dijk Précis des Négociations etc. S. 155 vgl. mit ebenda S. 1 f.: „En étudiant les actes de cette assemblée on est frappé d'un étonnement pénible, lorsque l'on voit l'abaissement de cet antique Empire de l'Allemagne devant la fierté et souvent l'orgueil de cette jeune République, produit de la révolution de 1789".

24. S. 25. Im Französischen macht sich das Wortspiel besser: „Le prince, il faudrait le traiter par des coups!" „Vous voulez dire par des coups de canon, il y repondrait peut-être".

25. S. 27. Handbuch des Congresses zu Rastadt; II. Fortsetzung S. 66.

26. S. 27. „Dans l'abîme où nous sommes tombés successivement, il n'est plus en notre pouvoir de refuser désormais aux Français quoique ce soit"; an Colloredo 12. 18. u. 22. December 1797, Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 69—72. Vgl. damit die Stelle bei Hüffer Oesterreich und Preußen S. 475 f.: „Es ist auf's bitterste getadelt worden daß die deutsche Festung von kaiserlichen Truppen geräumt und, dem Schutze wenig brauchbarer Reichs-Contingente überlassen, den Franzosen so gut wie ausgeliefert wurde. Das Ereignis ist traurig und schmachvoll genug: nur sollte man nicht vergessen was vorher geschehen war um die Stadt für Deutschland zu erhalten; wie schwer der Kaiser den Entschluß sich abringen ließ der dem deutschen Norden mehr als zwei Jahre früher so leicht geworden war". — Hiebei ist nicht zu übersehen daß die Stipulationen vom 1. December 1797 sehr wohl unterscheiden 1) die Veste (place) welche die österreichischen Truppen zu übergeben haben werden „à qui il appartient" (Art. VI), und 2) die betreffende Stadt (ville) z. B. Mainz, deren Besetzung durch französische Truppen allerdings zugestanden wurde (Art. VIII vgl. mit X).

27. S. 29. Beschwerdeschriften des kaiserlichen Plenipotentiarius vom 24. Jänner und 1. Hornung 1798; (Haller) Geheime Geschichte II S. 198—205.

28. S. 30. Vivenot Rastadter Congreß S. XXIII—XXVI Anm.

29. S. 33. An Dietrichstein 17. Februar: . . . „tout pesant sur moi sans aide ni secours quelconque, mes forces physiques et morales n'y suffisent pas et je succombe"; und fünf Tage später an Colloredo: „Ma santé faiblit de plus en plus, et j'ai bien de la peine à me traîner à la chancellerie"; Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 86 vgl. mit II S. 90 vom 2. April.

30. S. 34. Vivenot Rastadter Congreß S. XXXII.

31. S. 34. Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 97 f.

32. S. 37. Handbuch des Congresses II. Fortsetzung S. 24. — Bezüglich des damals in Rastadt herrschenden Luxus führt der Frhr. von Drais in seinem „Leben Karl Friedrichs“ S. 145—149 mehrere der von ihm getroffenen polizeilichen Maßregeln an. So wurde „den Metzgern gestattet Mastochsenfleisch dem willigen Zahler um einen erhöhten Preis zu verkaufen, sofern sie auch eine zweite Fleischbank um die Taxe mit guter Waare hinreichend versorgten.“ Ueber die übermäßige Höhe der Wohnungsmiethen liefen wiederholt Beschwerden bei der Polizeidirection ein die aber nichts machen konnte, „weil es thatsächlich an passenden Wohnungen gebrach und solche wirklich nur durch große persönliche Einschränkungen der Vermiether beschafft werden konnten“. Den Bankhaltern wurde eine monatliche Abgabe von 150 fl. „zur Erleichterung und Vorbauung der Armuth“ auferlegt, deren Erträgnis, wie es scheint, den ersten Anstoß zur Errichtung einer Industrie- und Spinn-Schule gab, für welche dann Dohm in den Gesandtenkreisen freiwillige Gaben einsammelte; am Schlusse waren mehrere tausend Gulden beieinander und konnte eine „Congreß-Stiftung“, als bleibendes Denkmal dessen was sich in den Mauern der Stadt einst wichtiges abgespielt hatte, begründet werden.

33. S. 39. Lang Memoiren I S. 329.

34. S. 39. „Antidote au Congrès de Rastadt, ou plan d'un nouvel équilibre politique en Europe“ — angeblich in London, wahrscheinlich aber irgendwo in Deutschland im Juli 1798 gedruckt.

35. S. 40. Verfasser des Handbuchs des Congresses „noch ein Jüngling, angenehm, geistreich“, nach Lang I S. 316. — Bei Schilderung der Congreß-Literatur haben wir die einschlagenden Abschnitte eben jenes „Handbuch“ und Mendelssohn-Bartholdy's Gesandtenmord S. 3—5 benützt.

36. S. 41. Mit größerer Ungenirtheit hat sich der Fanatismus der Ruhe von welchem ein Theil des deutschen Volkes damals ergriffen war kaum breit gemacht als in einem Gedichte, das der Ober-Consistorialrath Gedicke in Berlin am 16. April 1798 in einem geselligen Kreise vortrug. Das Verse-Geklingel mit seiner auf eine Verherrlichung des preußischen Dohm gerichteten Spitze ist zugleich die blödeste Nachbildung des Mignon'schen Sehnsuchts-Liedes. Wir lassen eine Strophe hier folgen:

Kennt Ihr das Jahr das neuen Frieden schafft?
Schon keimt aus Blut ein neuer Traubensaft;
Zerstückt wird zwar das deutsche Vaterland,
Doch endlich auch die Furie gebannt!
  Kennt Ihr sie wohl?
      O Krieg, o Krieg!
Mit Wunden lohnest du, ach! nicht mit Sieg!

37. S. 41. Gronau im Leben Dohm's, S. 333.

38. S. 42. Mendelssohn Gesandtenmord S. 49 f. der sich in der Anmerkung auf eine uns nicht zu Gesicht gekommene gleichzeitige Druckschrift beruft.

39. S. 44. Drais a. a. O. S. 148 f.

40. S. 44. Note vom 13 pluviôse 1798: „Les principaux agens se trouvent dans cette classe, ennemie irréconciliable du gouvernement français, qui se porte avec tant d'obstination sur ces bords depuis l'ouverture du Congrès, qui change tous les jours de noms et de formes pour s'y maintenir ou pour y rentrer après en avoir été chassé, et qui cependant trouvent encore le moyen de se faire accueillir par quelques personnes, se disant revêtus d'un caractère respectable". Haller Geheime Geschichte II S. 206 f.

41. S. 44. Handbuch des Congresses III. Forts. S. 62 f. — Von seinen Flugschriften hat eine, in Briefform an einen Baron de H . . . Envoyé au Congrès de Rastadt gerichtet, besonderes Aufsehen erregt: Cassandra ou quelques réflexions sur la révolution française et la situation actuelle de l'Europe. Juillet 1798. Au Caire.

42. S. 45. Exposé d'un traitement arbitraire et violent éprouvé par un citoyen d'Ulm de son magistrat, modèle de gouvernement aristocratique de la Souabe. Strassbourg 1798.

43. S. 46. Biedermanns-Chronik S. 132.

44. S. 46. Zschokke Bayerische Geschichten IV S. 325.

45. S. 48. Eiberg Tyrols Vertheidigung S. VIII f., 27 f. 39, 46 f. 67, 72, 109—111.

46. S. 49. Vivenot Vertrauliche Briefe I S. 25 vom Juli 1793: . . . „c'est un grenier de confusion, c'est le père aux tripotages, il ne fait que tournailler depuis le matin jusqu'au soir, bavarder partout sans poids ni mesure et tout embrouiller par ses indiscrétions" etc. Ebenda S. 38 v. 9. September nennt er ihn „notre bavard de Lehrbach". Vgl. S. 235 vom 4. Juli und S. 250 vom 2. August 1795 mit S. 325 vom 28. Juli 1796: „Lehrbach m'a fait encore un tripotage incroyable, en racontant les choses les plus absurdes d'une audience qu'il a eue hier de S. M. et d'un prétendu entretien avec Votre Excellence".

47. S. 49. A. a. O. I S. 268 vom 22. und 23. October 1795: „c'est un correspondant dont un amateur de lecture certainement ne saurait se plaindre".

48. S. 50. A. v. O. I S. 25: „je crois devoir borner ses instructions uniquement à la parti politique qui . . . se réduira à un verbiage mis en avant pour gagner du temps et pour amuser le tapis, s'il est possible, jusqu'à ce que nous voyons plus clair avec la Russie et l'Angleterre". I S. 20 (vom Juni 1793): „Je crois que Mr. de Lehrbach y sera utile . . . pour faire tête a Mr. de

Lucchesini que le roi de Prusse de son côté a employé jusqu'ici à ces discussions, préférablement à ses généraux".

49. S. 55. Note über die Verhandlungen zu Rastadt vom 1. September bis 17. November 1798, bei Vivenot Rastadter Congreß S. 67. Der Besuch der Königin-Mutter Friederike Louise von Preußen geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt fiel auf den 17. October 1798, und wurde „auf Ihro Befehl" gegeben: „L'amant bourru" und: „L'auberge pleine ou le Sourd"; Handbuch des Congresses II. Fortsetzung S. 19, 152.

50. S. 55. Reuß Staatskanzlei I S. 73 f. vgl. mit Eggers Briefe I S. 7: „Sie droheten sogar mit der Besorgnis eines Krieges, und nicht allein des Krieges durch bewaffnete Hand, sondern zugleich durch revolutionaire Grundsätze. Eine solche Sprache ist wirklich neu in der Diplomatik" . . . .

51. S. 55. An Colloredo 14. Jänner 1798 Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 81 vgl. mit S. 104 vom 2. Juni wo sich Cobenzl glückwünscht bei der Verhandlung zu Selz mit einem Manne zu thun zu haben „qui a du moins des formes plus honnêtes que ceux à qui nous avons eu à faire jusqu'ici, et qui n'a pas leur rudesse et leur grossièreté."

52. S. 56. „Le comte de Lehrbach . . fut chargé de repondre à toutes ces protestations, et il s'en acquitta avec toute la force, l'arrogance et l'ironie naturelles à son caractère". Montholon Mémoires, IV S. 277.

53. S. 56. „Die Urheber des Mordes" 2c. S. 5—7 Anm. des Uebersetzers.

54. S. 57. Lang Memoiren I S. 333; Eggers Briefe I S. 154 f.

55. S. 57. Man findet die betreffende Literatur ausführlich in dem „Handbuch des Congresses zu Rastadt." Wir wollen nur einige der für die Maßregel erschienenen Schriften anführen: „Unser Reich ist nicht von dieser Welt. Ein erbaulicher Sermon für Geistliche und Weltliche"; Juni 1798. — Über die Nothwendigkeit der allgemeinen Säcularisation 2c. Germanien 1798. — Dr. Christian J. Weiße Abhandlung über die Säcularisation 2c. Leipzig Göschen. — Die Vernunft fordert Säcularisation. Deutschland den 7. August 1798 u. s. w. Dagegen erschienen: Die Vernunft fordert die Säcularisation nicht. Deutschland 1798. — Der jämmerliche Prediger mit dem Vorspruche: Unser Reich ist nicht von dieser Welt; Regensburg 1798. — Cassandra, oder der neue Prophet Micha über die Säcularisation und ihre Folgen; Germanien 1798. — Deutschland am Rande des Abgrundes oder das Entschädigungs-Princip durch Säcularisationen in seiner ganzen Widerrechtlichkeit Nichtigkeit und Verderblichkeit dargestellt; Hamburg und Altona 1798. — Die Unrechtmäßigkeit der Säcularisationen (gegen Weiße); Philalethopolis 1798; u. s. w.

56. S. 58. Am 24. August klagte Thugut seinem Monarchen: „daß die preußischen Minister die Schleifung der Festung Ehrenbreitenstein theils als eine unbedeutende Sache theils als eine unumgänglich nöthige Nachgiebigkeit der Reichsstände zu Rastadt gesprächsweise darstellen", und daß „die meisten Deputirten in ihrer Abstimmung den Gegenstand als beinahe ganz unbedeutend dargestellt und im Ganzen eine sehr zaghafte, gar keine Standhaftigkeit versprechende Sprache geführt haben." Vivenot Rastadter Congreß S. LII—LV.

57. S. 58. Stramberg Ehrenbreitenstein S. 725—744. Die erste Noth machte der Haarpuder dessen Preis im Juli so hoch stieg daß man der Mannschaft erlauben mußte „mit ungepudertem Haare zu gehen; jedoch wurde empfohlen die Haare gehörig im Fett zu erhalten, und soll der Mann täglich einen frisch gebundenen Haarzopf haben damit keine Unreinlichkeit einreiße."

58. S. 60. Der bissige Lang in seinen Memoiren ist auf den damals dreißigjährigen Haller nicht gut zu sprechen; er war ihm „unausstehlich, ein hochmüthiger sprutziger unansehnlicher und altkluger Kerl". — Übrigens verließ Lang bald darauf Rastadt und den Congreß, da er einem Rufe nach Anspach als wirklicher Kriegs- und Domainen-Rath folgte.

59. S. 64. Vivenot Rastadter Congreß S. LX. Der Vortrag Thugut's welchem die o. a. Stelle entlehnt ist datirte vom 18. December, ebenda S. LVIII ff. Vgl. damit Eggers Briefe I S. 46—49: „Nach diesem wohl vollbrachten Tagwerk erwartete die Mehrheit der Stimmenden ein festliches Mittagsmahl bei Bonnier. Seit langer Zeit hatte er nicht zu essen gegeben: desto auffallender war die Wahl dieses Tages". Alle Deputations-Mitglieder die für das Ultimatum gestimmt waren eingeladen, nur Würzburg nicht, „vermuthlich war aus dessen Abstimmung keine reine Gesinnung ersichtlich"; die dagegen Stimmenden waren natürlich ausgeschlossen. „Daher war es mir", schreibt Eggers weiter, „ich gestehe es, auffallend, daß deutsche Gesandte gerade an dem Tage wo sie ein solches Ultimatum annahmen Zeugen des Triumphs der Franzosen bei einem festlichen Mahl sein mußten".

60. S. 64. „Les représailles, avec privilège exécutif, de Sa Majesté très-ignorée, la vérité". Als Verfasser erscheint Louis Tannebroy. Im übrigen ist alles Verkleidung; seine Anatheme schleudert er aus dem „bureau au mont vrai, rue de l'énergie", vom „jour de la délivrance", und läßt sie vom Präsidenten „Le Juste" und Secretair „Hâtez-vous" unterzeichnen.

61. S. 65. Mendelssohn Gesandtenmord S. 50 f. nach den Protocollen der markgräflich-baden'schen Polizei-Commission.

62. S. 68. Stramberg Ehrenbreitenstein S. 756.

63. S. 69. Eggers I 140—143.

64. S. 70. Eggers a. a. O. S. 135 zum 24. Februar 1799.

65. S. 71. Vivenot Geschichte des Baseler Friedens III. Bd. „die Intrigue Carletti" wo die Haltlosigkeit dieser Anschauung nachgewiesen

ist; so auch Hüffer Österreich und Preußen S. 155—171 wo es u. a. S. 161 heißt: „daß . . . Carletti . . . in Paris über die Absichten des Kaisers auf Bayern gesprochen oder gar für Bayern das linke Rhein-Ufer geboten hätte, davon findet sich in jener (Merlin's) ganzen Correspondenz nicht die leiseste Andeutung". Vgl. Wiener Zeitung vom 6. Mai 1795 S. 1288.

66. S. 72. Hüffer S. 212 f. vgl. mit desselben Politik der deutschen Mächte S. 197 ff. — Im Publicum aber, das fortwährend von österreich-feindlicher Seite bearbeitet wurde, glaubte man gerade um diese Zeit steifer als je an die Ausführung jenes geheimen Planes. „Die Bayern haben bei ihrem Kurfürsten gegen den Tausch von Bayern protestirt", schrieb der kur-kölnische Geheimerath Peltzer aus Arnsberg im Juli 1796; „allenfalls wollen sie in Masse gegen Österreich aufstehen". Als zur selben Zeit die Kaiserlichen im Felde den Kürzeren zogen, wurde das den Leuten als ein abgekartetes Spiel eingeredet. „Bayern kommt sicher an Oesterreich", heißt es bei dem Vorgenannten einen Monat später; „hier sagt man die Franzosen würden es für die Österreicher erobern, und dies wäre die Ursache der Retirade der letzteren" (Hüffer Rheinisch-westphälische Zustände S. 33, 57).

67. S. 72. „Il est donc évident qu'ils nous planteraient là, en faisant des gorges chaudes de notre bonhommie", schrieb er am 3. Juli 1795 an Colloredo; und dann wieder am 1. December: „Si l'on complique les affaires, ou si nos vues s'ébruitent avant le temps, tout est infailliblement manqué, et alors il vaut mille fois mieux, et la prudence le recommande, de renoncer dès à présent à une idée qui, devant échouer de toute nécessité, nous remplira de honte et nous attirera des ennemis" . . . Vivenot Vertrauliche Briefe I S. 237 u. 274.

68. S. 72. Schreiben an Cobenzl am 12. October 1797 bei Hüffer Österreich und Preußen S. 462.

69. S. 73. Mendelssohn-Bartholdy Conferenzen von Seltz (Sybel Historische Zeitschrift 1870) S. 43, 46, 48.

70. S. 74. Eggers Briefe I S. 180.

71. S. 77. Lehrbach beklagte sich nachmals bitter über diese Unterlassung (Schreiben an Thugut vom 14. Mai aus München; kais. Staats-Archiv): „Wenn diese Facta" (mit dem Eilboten der Plenipotenz) „bekannt gemacht worden wären, so würde die Unsicherheit des Congreß-Ortes und der Correspondenz ganz sicher auf die Franzosen gefallen seyn, und nicht Österreich zur Last gelegt werden können. Es scheint aber, man habe all dieses nur deshalben unterlassen, um den Congreß fortdauern zu machen". — Lehrbach selbst schlug sich sein unerwartetes Scheiden aus Rastadt sehr hoch an und unterließ in seiner gewohnten Ruhmredigkeit nicht, es als sein besonderes Verdienst geltend zu machen: er habe „den Rastadter Friedens-Congreß . . . nach dem Interesse des kaiserl. Hofes zu sprengen gewußt" (Promemoria v. 6. März 1802, kais. St.-A.). —

Das Schreiben der französischen Minister an Bernadotte findet sich in einem offenbar rasch und flüchtig, vielleicht von Lehrbach selbst unmittelbar vor seiner Abfahrt auf's Papier geworfenen Auszuge, als Beilage zu dem „geheimen" Berichte Metternich's an den Reichs-Vice-Kanzler vom 11. März (kais. St.-A.): „que Albini avait présenté un mémoire sur la prise de Hussards de Mayence, que la légation française avait lieu d'être parfaitement contente de la conduite d'Albini, que non seulement il dirigeait les voix et les *conclusa* au gré et à la satisfaction de la République française, mais qu'aussi il se donnait toute la peine possible dans la même vue à la diète relativement à la marche des troupes russes, qu'en général l'Electeur de Mayence était le vrai ami de la députation" . . .

72. S. 80. Bericht an den Reichs-Vice-Kanzler vom 29. März 1799; kais. St.-A. Z. 463.

73. S. 81. Der falsche Text der Selzer Conferenzen findet sich abgedruckt im „Handbuch des Congresses" III. Fortsetzung S. 217—224 und mit einigen Abänderungen in Häberlin's Staats-Archiv 1799 S. 102—108. Den wahren Gang jener Verhandlungen an's Licht zu bringen, blieb erst siebenzig Jahre später dem Verdienste Mendelssohn-Bartholdy's vorbehalten.

74. S. 84. Lehrbach an Thugut 14. September 1799 (kais. Staats-Archiv) nach Mittheilungen des Groß-Bailli v. Kleinbrod aus Donaueschingen.

75. S. 85. „Wer hätte erwarten sollen daß die einrückenden Militär-Commandanten den Zuflüsterungen Gehör geben würden, als wären die Emigranten unmenschlich verfolgt worden und als müsse Rache an den in eine schwarze Liste verzeichneten Urhebern genommen werden! Man belehrte sie endlich eines besseren". Drais a. a. O. S. 149.

76. S. 85. Rosenkrantz und Jacobi stellten in eigenen an Albini gerichteten Schreiben, abgedruckt bei Reuß II S. 165—168, ausdrücklich in Abrede daß ihnen ähnliches widerfahren sei und drückten dabei ihr Bedauern aus daß man, bevor man ihren Namen in derlei Vorfälle verflochten, sich nicht von ihnen selbst Gewißheit darüber verschafft habe.

77. S. 87. In einer amtlichen Regensburger Erörterung dieser Frage von Junius 1799 S. 9 f. heißt es: „Die ganze Friedensversammlung war nach einmal abberufener Kais. Plenipotenz und nach den neuesten franz. Einfällen und den feindlichen Mishandlungen aller Art, welche dem Reich und den Erbstaaten gleich stark galten, aufgelöst; ein Vorposten-Commandant war berufen diese staatsrechtliche Wahrheit dem diplomatischen Corps zu predigen. Als der Congreß noch nicht aufgelöst war, wich sogar die französische Legation öfteren Instanzien aus an Rastadt die Neutralität zu accordiren, auch hielt man das Versprechen nicht, die Stadt im Umkreise von sechs Stunden von französischen Truppen frei zu lassen. Warum hätte man denn die kais. Armee hindern sollen demjenigen zu entsagen was die Erfordernisse der Militär-Operationen mit sich bringen?

Das Kammergericht und die Reichsversammlung sind zwei respectable Stellen, deren Beruf sich so wenig mit dem Geklirr der Waffen verträgt als deren Ansehen besonderer Rücksicht von Feinden und Freunden werth ist, und doch sahen wir im Kriege daß weder der Erzherzog Karl noch die Franzosen diese Orte verschonten wenn die Militär-Taktik es nicht verstattete".

78. S. 88. Der badische Oberbeamte bekam in der zweiten Hälfte März von seiner Regierung Befehl über diese „Verletzung der Nachbarschaft" ernstliche Vorstellungen zu machen und auf eine hinreichende Genugthuung zu dringen. — Die von Basel aus verbreitete Druckschrift, kl. 8°, XVI u. 111 Seiten, führte den Titel: „Entwurf einer republicanischen Verfassungs-Urkunde wie sie in Deutschland taugen möchte. Im 7ten Jahre der Mutter-Republik".. Ein Exemplar liegt den Congreß-Acten des kaiserlichen Staats-Archivs bei.

79. S. 90. „Es liegt tief in der Natur der Sache, und die militärische Sicherheit erheischt dieses schon an und für sich, daß Truppen einer kriegführenden Macht nicht Depeschen von Agenten einer andern über die besetzte Vorpostenlinie passiren lassen". Kurze Bemerkungen rc. Beilage zur Maschenbaur. Ztg. Nr. 138.

80. S. 91. Häusser deutsche Geschichte II S. 229. In der schriftlichen Relation Bernstorff's (Reuß II S. 179—181) heißt es, der Oberst habe „mit sichtlicher Laune" erklärt, er werde und könne auf nichts antworten rc.

81. S. 92. Briefe über den Congreß I S. 347—350.

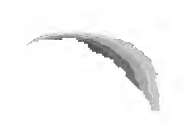
82. S. 92. Die Behauptung Hormayr's in den „Lebensbildern" I S. 160 u. a., die französischen Gesandten hätten in der Nacht vor ihrer Abfahrt die geheimsten Papiere verbrannt, die übrigen bei der preußischen Gesandtschaft hinterlegt, steht vereinzelt und ohne allen Beweis da.

83. S. 93. Mendelssohn Gesandtenmord S. 22 nach der Aussage eines Gedenkmannes.

84. S. 93. Rosenstiel bei Häberlin a. a. O. VII S. 141. In militärischen Behelfen haben wir uns vergeblich nach einem Officier dieses Namens umgesehen.

85. S. 94. „C'était lui qui pressait le plus le départ", heißt es im „Narré" Debry's. S. auch Koch-Schoell hist. abrégée des traités: „Mais le farouche Bonnier qui, pendant tout son séjour à Rastadt, n'avait agi que par passion insista pour qu'on partit sur le champ" . . . Als ihm unmittelbar vor der Hinausfahrt einer der deutschen Gesandten einwendete: wenn die Antwort heute nicht mehr gekommen wäre hätten sie doch bis morgen warten müssen, erwiederte er: „Alors ce n'aurait été que l'effet de la force, et notre volonté n'y serait entré pour rien". Eggers I S. 361 f.

86. S. 94. Darnach ist die Aussage des Kutschers Jacob Ohnweiler, der im dritten Wagen den Minister Bonnier führte, zu berichtigen



daß „nach des Kasper's Fuhr der Hoppas mit dem Koch des Ministers Bonnier gefolgt sey"; Andreas Kasper führte nämlich Debry im ersten Wagen.

87. S. 95. Burkhard hatte nach Eggers I S. 357 f. von Major Harrant verlangt, die badischen Wachen sollten an den Thoren bleiben „damit diese der kaiserlichen Wache alle diplomatischen Personen anzeigen könnten, weil er Befehl habe diese weder heraus noch herein zu lassen".

88. S. 96. So wenig in gewisser Hinsicht den Aussagen der in Paris vernommenen Zeugen zu trauen ist, so darf man doch das, was sonst nach dem ganzen Zusammenhang als nicht unwahrscheinlich erscheint und wohinter sich keine Tendenz verbergen kann, in Beachtung ziehen. Dies ist z. B. der Fall rücksichtlich des einen Berittenen der die ganze Unternehmung zu leiten schien, von welchem es in der Aussage Belin's heißt: „C'est que c'est le même hussard (je ne puis dire s'il était officier, il n'avait aucun signe distinctif) que j'ai vu porter le premier coup aux citoyens Jean Debry et Roberjot. Sa fonction était sans doute de donner le signal de l'égorgement des victimes". Vgl. den Bericht Eggers' I S. 383 f. über die Ermordung Roberjot's: „Sogleich hieb ihm ein Husar nach dem Kopf daß er zu Boden stürzte. Ein anderer zu Fuß packte den Kammerdiener" 2c., aus welcher Gegenstellung doch offenbar folgt daß der erstere nicht „zu Fuß" gewesen.

89. S. 97. Der Kutscher Weiß vom vierten Wagen sagte aus, die Mißhandlung Debry's sei etwas zu weit von ihm entfernt gewesen als daß er etwas bestimmtes habe bemerken können; eben so Bonnier's Postillon Glaßer: „von den Vorgängen bei den vordern Chaisen wisse er nichts". Die einzelnen Wagen müssen also in ziemlichen Zwischenräumen von einander gewesen sein.

90. S. 99. Einer ganz vereinzelten, und nach allen bekannten Umständen gewiß ungegründeten Behauptung in den „Betrachtungen über die Darstellung" 2c. S. 7 sei nur anmerkungsweise hier gedacht: „Es war freylich, so viel man hört, ein Corporal und ein Wachtmeister (?) bey den patrouillirenden Husaren, die auf gehörten Lärm herbeygeritten, den entfliehenden Thätern bis in den Wald nachgesetzt (?!) und die übrigen Personen so wie die Wagen gerettet haben".

91. S. 105. Mendelssohn-Bartholdy Gesandtenmord S. 30 f. Otto, den der Verfasser im Jahre 1869 als „jüngst erst verstorben" bezeichnet, hatte sich als Lehrling mehrere Jahre in Paris aufgehalten und dort die französische Sprache erlernt; als er später wieder einmal nach Paris kam — so erzählten die Leute in Rastadt — und sich Debry vorstellte, habe ihm dieser fünf Francs für seine Lebensrettung gegeben.

92. S. 105. Oder nach Andern: „Oh mon Dieu, c'est Toi qui me les a sauvé!" „Du mußt wissen", schrieb Eggers I S. 399 f. an den Kanzleirath gleichen Namens in Kopenhagen, „daß man ihm stets Atheism Schuld gab. Ich kann nichts davon sagen. In des Herzen

verborgene Falten zu dringen ist nicht des Menschen Werk. Gehört habe ich nie von ihm eine Äußerung die auf ein solches System deutete".

93. S. 107. Lehrbach an Thugut Ulm 21. Juli 1799 (Concept im kais. St.-A.): „La personne qui m'a raconté tous ces détails, a vu elle-même les différentes papiers dont il vient d'être question".

94. S. 107. Daß dies von den Thätern selbst geschehen, wie uns Venou und Rozier, beide im Dienste Roberjot's, glauben machen wollen (Häberlin VII S. 155 f.), ist eben so unwahrscheinlich wie vieles andere in dieser Aussage. Auch macht es einen komischen Eindruck wenn Venou erzählt, ihm und Rozier seien in der Nacht 1200 Fr. und 26 Louis abgenommen worden, wobei „un maréchal-des-logis ou brigadier" die Hauptrolle gespielt, und am andern Tage habe ihm derselbe „sous-officier" einen Beutel mit 2400 Fr. und 43 Louis, also beinahe das Doppelte, zurückgestellt.

95. S. 108. „Konnte irgend etwas die Leidenschaft des französischen Directoriums mildern, so war es sein Fürwort. Insonderheit durfte man erwarten, er würde sich der trefflichen baden'schen Regierung, des Landes, des Ortes annehmen, um jede Art der Rache von den Gegenständen zu entfernen welche sie sonst nur zu leicht, wenn auch noch so unschuldig, treffen konnte". Eggers I S. 405 vgl. mit der Erzählung Debry's in Paris über die Abschiedsworte der deutschen Gesandten: „Ditez à la France que ce ne sont pas des Allemands, que ce sont des Autrichiens qui ont trempé les mains dans votre sang!"

96. S. 108. Es spiegelte ihm wohl nur seine Einbildungskraft etwas vor wenn Boccardi (bei Häberlin VII S. 163 f.) bemerkt haben wollte, Major Harrant habe den kaiserlichen Officier während des ganzen Marsches im Auge gehalten, „résolu à ce qu'il m'a paru, de lui brûler la cervelle au moindre mouvement qui eût pu lui faire croire qu'il allait manquer à sa parole".

97. S. 109. Wenn die Damen Debry — Häberlin a. a. O. S. 140 vgl. mit S. 151 die Aussage Belin's — noch angeben: „Un jeune Italien officier des Szeklers s'approcha de notre voiture, parut peiné du malheur qui nous était arrivé, assura à papa qu'il n'y avait point participé", so könnte dieser Italiener, Fontana mit Namen, nicht der escortirende Officier welchem Harrant die Ansprache Debry's erst übersetzen mußte, sondern nur einer von denen gewesen sein die sich erst auf dem Wege dem Zuge angeschlossen.

98. S. 109. „Die Stätte des Überfalls und Mordes der Gesandten", heißt es bei Mendelssohn-Bartholdy Gesandtenmord S. 62, „ist gegenwärtig kaum noch zu finden. An dem Platz wo Bonnier's und Roberjot's Leichen lagen erheben sich heutzutage die Wälle der Bastion XX. Die Gräber am Ende des Bernhardus-Kirchhofs sind verwachsen und unkenntlich. Der Wald in dem Jean Debry flüchtig umherirrte ist seit fast einem halben Jahrhundert verschwunden, ist ausgereutet worden. Nur noch in der Erinnerung einiger Alten von Rastadt

lebt dort die schauerliche Sage fort". — Die Todtenstelle hat sich auch der „badische Beamte" zeigen lassen, dessen Buch „Aus den Erinnerungen" rc. im J. 1872 in Freiburg i. Br. erschienen ist. „Der Todtengräber führte mich zu einer Capelle", heißt es S. 118, „und zeigte mir in der Ecke des Gemäuers eine mit Unkraut und Dorneugebüsch überwachsene Stelle als das von mir gesuchte Grab. Nichts ließ mehr erkennen daß hier die Opfer einer geheimnisvollen Politik und persönlicher Rachsucht ihre Ruhestätte gefunden, der Hügel war eingesunken, kein Denkstein, kein hölzernes Kreuz ließ das Grab erkennen welches die ermordeten Minister aufgenommen. Vergessen schienen sie von ihren Familien und vergessen von ihrem Volke".

99. S. 110. Lehrbach in dem o. a. Schreiben an Thugut: „un négociant de Rastadt qui vient de passer par Ulm, homme véridique et témoin oculaire de beaucoup de faits qui se sont passés après la catastrophe". — In den Pariser Aussagen erscheint Joseph Venon als „homme de confiance du Citoyen Roberjot", was man deutscherseits in Rastadt für „Kammerdiener" genommen haben mochte, da sonst niemand unter den Pariser Zeugen erscheint den man in diese Diensteigenschaft reihen könnte. Hiernach wäre es Venon dessen anfängliches Zugeständnis und nachherige Verläugnung, daß bei dem Ereignisse französisch gesprochen worden, unser Gewährsmann registrirt, wie denn auch sonst Venon's Rastadter Aussagen (s. authentischer Bericht S. 12 f. 33 f.) von seinen Pariser Angaben (Häberlin VII S. 155 f.) gar sehr abweichen. In Paris weiß er nichts von dem: „Bedienter bleib, nichts bös!" noch davon daß sein Minister sich erst in's Feld begeben hatte und dann zu dem Wagen wieder zurückgekehrt war, worauf das Gemetzel begann; dagegen behauptet er in Paris, auch auf Madame Roberjot seien zwei Säbelhiebe geführt worden, deren einer den Wagen getroffen habe, der andere von ihm, Venon, aufgefangen worden sei, von welchem Umstande er in Rastadt nichts zu erzählen wußte rc.

100. S. 111. Gesandtschaftsbericht Oehl's aus Bruchsal vom 1. Mai an seinen in Regensburg weilenden Fürstbischof von Speyer, wobei er sich auf Mittheilungen des eben aus Rastadt heimkehrenden Freiherrn von Pfirt beruft.

101. S. 111. Bericht Hügel's an Colloredo vom 7. Mai, kais. St.-A.

102. S. 113. Das Ganze findet sich vollständig abgedruckt in Posselt's Annalen 1799 II S. 84—120, Reuß Staatskanzlei IV S. 209—267, Gronau Christian Wilhelm von Dohm rc. S. 597—626, endlich neuestens als selbständige Brochure, Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung 1869. — Als Herausgeber fanden wir an verschiedenen Orten Eggers genannt, was uns aber nicht recht glaublich erscheint. Denn einmal konnten wir in Eggers' Werke über den Gesandtenmord nirgends eine Andeutung finden wann und wo er sich mit dieser Herausgabe beschäftigt haben sollte, und andrerseits erscheint uns Eggers'

Gesinnung in eben diesem Werke bei weitem gerechter unbefangener, mit andern Worten weniger anti-österreichisch, als die Tendenz des anonymen „Herausgebers“ unverkennbar ist.

103. S. 115. „d'une taille assez grande et d'une tournure différente des autres“, Häberlin VII S. 134. — Über den Berittenen der auf Roberjot den ersten Hieb geführt s. unsere Anm. 88.

104. S. 117. Alle hier und im nächsten Verlaufe bezogenen Actenstücke findet man abgedruckt in Reuß Staatskanzlei, Häberlin's Staats-Archiv, Posselt's Annalen II, endlich Vivenot's Rastadter Congreß, auf welche Sammelwerke wir hiermit ein- für allemal verweisen.

105. S. 118. Bericht Lehrbach's an Thugut vom 4. Mai und Dienstschreiben an den Erzherzog Karl vom selben Tage; kais. St.-A. — Selbst noch zu einer Zeit wo man im kaiserlichen Haupt-Quartier, wie wir sogleich sehen werden, seinen Verdacht längst nach andrer Seite hin lenkte, befand sich Lehrbach noch immer auf seinem ursprünglichen Standpunkte; s. in unserem Anhang dessen Schreiben an den Erzherzog vom 13. und an Thugut vom 14. Mai 1799.

106. S. 119. „Réclamation d'Auguste Danican sur les articles datés de Stockach 2 mai sur plusieures gazettes allemandes“. Wir können nur bedauern diesen Aufsatz nicht zur Einsicht bekommen zu haben.

107. S. 119. Vgl. das Schreiben des v. ö. Regierungs-Präsidenten von Greifenegg an den Ober-Vogt Alderer v. 10. Mai (bei Reichlin-Meldegg S. 39) mit der Relation Hügel's an Colloredo vom 7. (kais. St.-A.).

108. S. 120. Vortrag an den Kaiser vom 8. Mai; kais. St.-A.

109. S. 121. Die hierher gehörigen Vorträge und Schreiben bei Vivenot Rastadter Congreß S. 119—128, 311. — Die amtliche „Wiener Zeitung“ hatte erst wenig Tage früher, Nr. 38 vom 11. Mai, eine eben so kurze als eigenthümliche Notiz gebracht: „Am 27. abends rückte eine Escadron von Szekler-Husaren in Rastadt ein, die k. k. Truppen besetzten gleich alle Thore der Stadt. Nach 8 Uhr fuhren die französischen Minister mit herrschaftlichen Pferden auf dem Wege nach Selz ab“. Am 15. Mai Nr. 39 folgte sodann, ohne weitere Vermittlung, eine Übersetzung des erzherzoglichen Schreibens vom 2. an Massena. — Mittheilsamer war in dieser Hinsicht der in Ofen erschienene „Magyar Kurir“, aus welchem wir die betreffenden Auszüge Herrn Professor J. H. Schwicker's besonderer Freundlichkeit verdanken. Daselbst finden wir II. Quartal 1799 S. 584 f. eine Correspondenz aus Rastadt vom 29. April: „Gestern abends rückte eine Escadron Szekler-Husaren hier ein. Zu derselben Zeit schickte der Oberst dieses Regiments Barbaczy einen Trompeter zu den französischen Ministern mit dem Befehle, daß binnen 24 Stunden sowohl sie als alle andern französischen Bürger sich aus dieser Stadt entfernen sollen. Zugleich wurden alle Thore von den kais. Truppen besetzt. Abends 8 Uhr verließen auch die französischen Minister die Stadt und nahmen ihren Weg direct gegen Selz. Einige deutsche Gesandte, namentlich die

Gesandten des Berliner Hofes, begleiteten sie ganz bis dahin. Heute abends sind wieder 400 Husaren eingerückt". Aus Stuttgart berichtete dasselbe Blatt, II. S. 585, unter dem 2. Mai: „Die hier im Drucke erscheinenden öffentlichen Blätter melden, daß in der Nacht vom 28. April zwischen Rastadt und dem Rheinstrom ein blutiges Scharmützel stattgefunden habe, in welchem zwei französische Minister ihr Leben verloren haben, der dritte aber Jean Debry eine tödtliche Wunde erhalten hat". Ebenda S. 599 wird des „geschehenen Unglückes" der französischen Gesandten nach den Stuttgarter Zeitungen abermals gedacht. S. 600 heißt es nach einem Stuttgarter Brief vom 3. Mai über dieses Ereignis: „Von dem in der Nacht des 28. April geschehenen Ereignisse brachte der ligurische Gesandte und sein jüngerer Bruder die erste Kunde nach Rastadt. Die französischen Gesandten und sie selber wurden von unbekannten Menschen die französisch redeten, also nicht von Szekuly-Husaren, angegriffen. Zuerst löschten sie die vor den Wagen hergetragenen Fackeln aus und gleich nach dem Streiche fiel Jean Debry in eine Grube, und die ganze Nacht auf dem Felde herumirrend kam er des andern Tages um 9 Uhr morgens in Rastadt an. Die Gesandten Bonnier und Roberjot fand man am andern Tage zusammengehauen. Ihre Leichname wurden noch am selben Tage in Anwesenheit der noch gegenwärtigen deutschen Gesandten und unter Paradirung der Szekler-Husaren in der Rastadter Kirche beerdigt".

110. S. 121. „Procès verbal sur le renvoi d'une partie des papiers" etc. abgedruckt bei Häberlin IV S. 507—513.

111. S. 122. Eggers Briefe I S. 29.

112. S. 122. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel II S. 257.

113. S. 123. Lettre d'un habitant de Paris à son ami à Berlin etc. datirt aus Paris 23 floréal an VII (12. Mai 1799). Die angeführten Worte Barnave's lauten daselbst: „Ce sang, est-il donc si pur qu'on n'ose le répandre?" Sodann die Stelle über die Königsmörder: „Un conventionnel a-t-il péri dans quelque scène tragique de la révolution, la compassion affaiblit si l'on apprend qu'il a voté la mort. Un conventionnel est-il porté à une grande place on se demande s'il est des votans, on semble s'étonner de voir encore un de ces hommes échappé à la morte violente que l'on remarque les poursuivre et les atteindre inévitablement. Pourquoi donc chercher des causes extraordinaires, là où la force de l'opinion publique peut en offrir de si naturelles? Pourquoi demander si c'est l'hongrois ou l'émigré, l'anglais ou l'allemand qui ont frappé de si grands criminels, lorsque la haine qu'inspirent ces hommes semble avoir formé de leurs ennemis une classe, une nation particulière?"

114. S. 123. Dagegen rechnete es sich Freiherr von Albini förmlich zum Verdienst an, und müsse ihm der Wiener Hof dafür Dank wissen, „daß ich mich nicht habe verleiten lassen, um die Kaiserlichen noch mehr in tort zu setzen, an allen nachherigen auf Veranlassung der Preußen

geschehenen Schritten des Rastadter Corps diplomatique theilzunehmen"; Aschaffenburg 3. Mai an Frhr. v. Steigentesch (kais. St.-A.).

115. S. 124. Schreiben des Grafen Fugger an Baron Hügel aus Augsburg den 3. und Lehrbach's an Thugut München den 9. Mai; kais. St.-A.

116. S. 124. Pahl Denkwürdigkeiten S. 122 f.

117. S. 125. Lang Memoiren I S. 348, der freilich die perfide Bemerkung anfügt: „So richtig scheint Graf von Lehrbach, oder wer immer die That angestiftet, den Gang der Dinge berechnet zu haben". S. auch Gronau im Leben Dohm's: es seien dem letztern „Geschäfte, die er bis dahin und zwar mit Vorliebe geführt, genommen und an Schüler von ihm, auch wohl Untergeordnete übergeben" worden. — Die zeitweilige, und vielleicht von allem Anfang nur scheinbare Ungnade Dohm's könnte daraus hergeleitet werden, daß der Redacteur der „Reichs- und Staats-Zeitung", auf Hudelist's Andringen von der preußischen Regierung um seine Gewährsmänner befragt, sich auf Pahl berufen und dieser wieder den Geheimrath Dohm vorschieben mußte. Karl Julius Lange — nicht zu verwechseln mit Karl Heinrich Lang dem nachmaligen Ritter, wie dies z. B. Friedrich Giehne (Studien und Skizzen S. 196, 199) thut — hieß eigentlich Alexander Davison oder Davidson und war Jude. Noch im selben Jahre 1799 erschien von ihm zu Hamburg bei Villaume eine Schrift unter dem Titel: „Gesandtenmord unter Karl V.; ein Beitrag zur Geschichte des Völkerrechts im sechzehnten Jahrhundert", deren Spitze offenbar nicht minder gegen Österreich gerichtet war als seine früheren Artikel in der Reichs- und Staats-Zeitung. Wir haben ihr vergebens in Wiener und Münchener Bibliotheken nachgejagt, und können daher nicht urtheilen, ob dieselbe durch Gentz' Berufung auf jenen Vorfall (s. in unserem Texte S. 143 f.), oder ob umgekehrt Gentz' Abwehr durch die Schrift Davison's veranlaßt worden sei.

118. S. 126. Abgedruckt in Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc. VII S. 238—246, und in Hormayr's Lebensbildern III S. 132 f.

119. S. 126. Massenbach Memoiren III S. 48.

120. S. 128. So z. B. wenn es bezüglich des angeblichen Husaren im Wirthshause zum Engel heißt: „Wer um Gotteswillen sollte ihn wohl arretiren lassen? Die Badener Behörden? An einem Orte der von eben den Truppen besetzt war zu denen der Husar gehörte, und von denen man wenigstens nicht wußte ob sie es nicht waren die den noch ganz frischen, noch rauchenden Mord begangen hatten?" Das ist ganz richtig; allein was stand im Wege, den sogenannten „glaubhaften Mann" oder andere der angeblichen Ohrenzeugen vernehmen zu lassen wie man die Postillone vernommen hatte? Oder wenn der Verfasser sagt: „Zu bestreiten daß die Mörder der französischen Gesandten Szekler-Husaren waren ziemt keinem Österreicher, keinem Deutschen, niemandem der auf Anstand hält; denn es ist ein officiell sowohl durch die erste

als durch die oberste Behörde bezeugtes, mithin unzweifelhaftes und keiner privat- oder gemeingerichtlichen Untersuchung mehr unterworfenes Factum" . . . Sollte der so scharfsichtige Dohm wirklich übersehen haben daß der Brief Barbaczy's an die Gesandten ohne nähere eigene Untersuchung, nur auf die ersten verworrenen Nachrichten, wesentlich auf die gesandtschaftlichen Aussagen selbst, und daß die Schreiben des Erzherzogs vom 1. und 2. Mai wiederum nur auf die ohne genauere Kenntnis des Sachverhaltes ihm eingesandten ersten Berichte gegründet waren?!

121. S. 131. Narré fidèle du forfait commis à Rastadt, d'après les ordres de l'Autriche, par le régiment des hussards autrichiens dit de Szeklers contre la légation française au congrès de paix le 9 floréal an VII de la République; dicté par Jean Debry, l'un des ministres plénipotentiaires, le 17 floréal an VII. Abgedruckt bei Häberlin VII 123—133, wo man S. 133—162 und IV 514 ff. die Aussagen aller andern in Frankreich vernommenen Zeugen einsehen kann. Der „Narré" erschien auch als Flugschrift in 8°, 15 S. Strasbourg chez F. G. Levrault, imprimeur du Département du Bas-Rhin.

122. S. 131. Rosenstiel befand sich wegen seines leidenden Zustandes noch in Straßburg, von wo er am 20. Floréal seine schriftliche Aussage einschickte; er kam erst zu Anfang Juni nach Paris um im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwendet zu werden.

123. S. 132. Den Bericht Debry's vom 2. Mai aus Straßburg mag man, was die Genauigkeit der Erzählung betrifft, als in der ersten Aufregung hingeworfen nachsichtiger beurtheilen; diese Entschuldigung kann aber für den „Narré" nicht gelten. Wenn z. B. in letzterem berichtet wird, Barbaczy habe sich gegen Münch über die Bedenken der Gesandten wegen der Ausfahrt aus Rastadt sehr ungehalten gezeigt, da sie von seiner Truppe nichts zu fürchten hätten „et (je vous prie de remarquer cette exécrable ironie) qu'elle devait même nous rendre les honneurs militaires", und wenn von dieser, obgleich höchst auffallenden Äußerung in dem Berichte vom 2. nichts zu finden ist, so mag man dies immerhin mit der Flüchtigkeit und vergleichsweisen Kürze des letzteren entschuldigen. Wenn dagegen hier bezüglich desselben Vorgangs eine Äußerung Barbaczy's angeführt wird: „Die Gesandten hätten nichts zu fürchten, sie wären so sicher wie in ihren Zimmern", und wenn diese Worte in dem ausführlicheren „Narré" ganz übergangen werden, so kann solcher Erinnerungs-Wechsel schon einigermaßen befremden. Der Verdacht gegen die Glaubwürdigkeit beider Berichte Debry's, sowohl des Straßburger als des Pariser, steigert sich aber in bedeutendem Maße durch die Gegenüberstellung mit dem gemeinschaftlichen Gesandtschaftsberichte, welcher die ersten, noch von keiner Tendenz gefärbten Angaben des eben Geretteten enthält. So finden wir daselbst eine gerührte Ansprache, worin Debry den ihn an den Rhein begleitenden Husaren seinen Dank ausgedrückt und deren Sinn ihnen Major Harrant in's Deutsche übersetzt habe. Daß Debry eine

Ansprache in solchem Sinne gehalten, wird auch durch die Aussagen Rosenstiel's und der Damen Debry bestätigt. In dem Straßburger Berichte und in dem weitschweifigen „Narré“ ist aber davon nichts zu finden; statt dessen steht in ersterem die boshafte Bemerkung: die den Zug nach Plittersdorf am 29. begleitenden Husaren hätten ihn „ungern dem Tode entronnen zu sehen“ geschienen, und im „Narré“ heißt es sogar, mehrere Personen seiner Begleitung hätten unter den escortirenden Husaren „les exécuteurs de la vieille“ zu erkennen geglaubt! — Daß jedoch geradezu Lügen in den Pariser Aussagen vorkommen mag folgendes beweisen: In dem Referate Dohm's heißt es, der entsetzlichste Anblick für den am frühen Morgen des 29. sich in die Stadt zurückschleichenden Debry seien gewesen „die Leichname seiner zwei Collegen bei welchen er dicht vorbeigehen mußte“, die er also, setzen wir hinzu, wenn auch angstvoll und flüchtig, dennoch genau wahrnehmen konnte. Wie schildert nun auf französischem Boden Debry diese Wahrnehmung die er in Rastadt nur obenhin berührt hatte? In dem Straßburger Berichte heißt es: „Je vis sur le chemin les cadavres nuds de mes deux collègues“, und in seinem „Narré“ noch nachdrucksvoller: „ils étaient entièrement nuds, et me parurent avoir été lavés“. Geradezu entsetzlich aber ist was sein Secretär von dem Anblick der Leiche Roberjot's berichtet: „Le crâne était à quelques pas du cadavre, je vis un Szekler le ramasser, il me le montra, le porta aux yeux et le mit dans son bradache. Je n'aurai pas cru ce fait“, fügt Belin betheuernd hinzu, „si je ne l'avais vu, et je ne le rapporte que parce que je veux être exact“. Wo möglich noch schauderhafter stellt die Scene eine von „Strasbourg le 12 floréal an VII“ datirte doppelsprachige Flugschrift: „Massacre des Ministres plénipotentiaires etc. — Ermordung der bevollmächtigten Minister“ 2c. dar, woselbst es mit Beziehung auf Madame Roberjot heißt: „on porta sur son mari des coups de sabre qui lui enlevèrent la crâne, et un hussard de Szekler, un monstre, prit de sa main la cervelle et la mit avec un morceau de chair dans sa poche“ . . . . Nun vergleiche man mit diesen haarsträubenden Behauptungen das am 29. an Ort und Stelle aufgenommene Inspections-Protokoll! Da sind genau alle Wunden und Schädigungen am Körper Roberjot's, achtzehn an der Zahl, aufgezählt, darunter 3.: „eine Wunde von der Mitte des rechten Augenbrauns“ 2c.; 6.: „eine Wunde die von der linea media des ossis frontalis anfängt“ 2c.; unter 7—13 noch weitere Gesichts- und Kopfwunden. Davon aber daß der Schädel von dem Kopfe getrennt gewesen so daß Belin's entmenschter Szekler jenen hätte in seine Säbeltasche stecken können, kommt nirgends ein Wort vor. Im Gegentheile heißt es, man habe den Leichnam gefunden „mit dem Kopfe gegen Sonnenaufgang und mit den Füßen gegen Sonnenuntergang auf der Seite der Chaussée gegen den Murg-Canal“. Aber auch „nackt“ oder „gänzlich nackt“ waren die Leichname nicht; der Bonnier's lag im Hemd, darunter eine flanellene Weste, jener Roberjot's aber in vollständiger Kleidung,

grauem Überrock mit weißen Knöpfen, violet und schwarz gestreifter Weste, grau gestrickter langer Hose, weißen wollenen Strümpfen, feinem Hemd, wollener Unterweste, das Haupt entblößt, „neben dem rechten Fuß fand man auch einen Schuh mit schwarzen Bändeln zum Binden". Es fehlte also der Hut und einer der beiden Schuhe, und das ist es nun was Debry, der am 29. April um halb sieben Uhr morgens, also bei hellem Tageslicht, „dicht" an dem todten Körper vorbeikam, in Straßburg „nu" und in Paris „entièrement nu" nennt! . . . Nach den hier gelieferten Stichproben wird man es denn auch gerechtfertigt finden, was wir schon an einer früheren Stelle über die sehr beschränkte Glaubwürdigkeit der auf französischem Boden gemachten Aussagen Debry's und seiner Gefährten bemerkten. Selbst in solchen Stücken die mit der Tendenz nichts zu thun haben und wo man daher absichtliche Entstellung oder Übertreibung nicht anzunehmen braucht, finden sich ganz auffallende Unrichtigkeiten, was man theilweise auf die Finsternis und Verwirrung oder wohl auch auf die Todesangst wird schieben müssen, die in den Angegriffenen Trugbilder und Verdacht aller Art aufsteigen ließ. So u. a. wenn Belin sogar die Postillone im Einverständnis mit den Angreifern sein läßt. Nachdem er von den Husaren in die Kutsche zurückgedrängt worden, aber nicht in seine eigene sondern in die Rosenstiel's, habe er wiederholt versucht aus dieser zu entkommen; das habe aber der Kutscher bemerkt und den Schlag wieder geschlossen: „ce ne pouvait être que pour m'empêcher de sortir. Le cocher est au service du margrave. Pendant le pillage des papiers il était descendu de cheval, tournait autour de la voiture et s'entretenait avec les pillards". Der Kutscher Rosenstiel's hieß Jacob Weiß und sagte aus: „An seine Chaise sei kein Husar gekommen, auch keine Frage an ihn erfolgt wen er führe; erst zuletzt habe er bemerkt daß er niemand mehr in seinem Fuhrwerk habe". — Das Directorium ließ es übrigens bei der Einvernehmung dieser Zeugen nicht bewenden. Am 18. Mai erschien vor dem Friedensrichter L. Marchand in Straßburg der Schiffer Jean Zabern und gab zu Protocoll: er sei am 4. April („le quinze germinal"!) mit drei mit Mehl und andern Waaren beladenen Schiffen von Mainz den Rhein hinaufgefahren als er bei Iffezheim von Husaren durch Schüsse gezwungen worden am rechten Ufer anzulegen wo ihm seine Waaren abgenommen, auf in Bereitschaft gehaltene Wagen geladen und in seiner Begleitung nach Gernsbach abgeführt worden seien. Am 9. Floréal (25. April) morgens habe er unter den Husaren eine eigene Bewegung wahrgenommen, und ein dunkles Gerücht habe sich verbreitet daß man etwas gegen die französische Gesandtschaft in Rastadt im Schilde führe; in der That seien um 2 Uhr Nachmittags „un colonel, un lieutenant à pied qualifié auditeur et un sous-lieutenant nommé Fontana originaire Italien et 16 hussards" gegen Rastadt aufgebrochen, und sogleich habe man in Gernsbach gewußt daß diese Truppe sich in Marsch gesetzt habe um die französischen Minister zu ermorden, und man habe

unter sich gesprochen daß die Unternehmung nicht zum guten ausschlagen werde; nach ihrer Rückkehr am andern Tage habe er dann im Gasthause zum schwarzen Adler den Fontana sagen hören „qu'il avait parlé aux Ministres français, et qui'l avait été obligé de faire ce qu'il a fait“ .... Zabern will also 16 Mann von Gernsbach abreiten gesehen haben, nach Rastadt allein kamen aber am 28. mehr als 50 Mann; er sah den Oberst, einen Auditor zu Fuß (?) und den Lieutenant Fontana; wo aber blieben Burkhard, Ruzuska? Von den Anachronismen — am 4. April Szekler-Husaren in Gernsbach! — und dem andern Unsinn wollen wir gar nicht sprechen. — Noch sei mit einigen Worten der oben erwähnten Straßburger Flugschrift: „Massacre etc. — Ermordung rc.“ gedacht. Sie ist wie schon erwähnt, vom 12. Floréal d. i. 1. Mai und aus Straßburg datirt, also vom Tage unmittelbar nach Ankunft der Geretteten in dieser Stadt, und dürften darum die angsterfüllten mündlichen Erzählungen dieser letztern, etwa Belin's, irgend einem schreibseligen Abhorcher den Stoff geliefert haben. Nach diesem Berichte wären am 28. April 400 Szekler-Husaren in Rastadt eingerückt (alle Andern sprechen von 50—60). Die Bewilligung zur Abfahrt aus dem Rheinauer Thore wäre eingetroffen „avec une escorte de deux hussards qui, comme les domestiques, portaient des flambeaux“; von dieser Escorte weiß sonst kein Zeuge etwas. Von der Kutsche Rosenstiel's heißt es: „ils coupèrent la malle, l'ouvrirent et jettèrent une partie des papiers dans la rivière. Ils la refermèrent ensuite, et se souvenant sans doute des ordres qu'ils avaient reçus, ils la portèrent chez leur commandant à Rastadt dans le faubourg“ .... „Après le massacre les assassins se retirèrent. Les voitures avec les femmes, le secrétaire et les domestiques rebroussèrent chemin et revinrent à Rastadt? Ils y rentrèrent librement, sans qu'on leur opposât l'ordre précédent de ne laisser entrer ni sortir personne“. Also wären sie **ohne Begleitung von Husaren** in die Stadt zurückgekehrt?!

124. S. 132. So in den Memoiren der Herzogin von Abrantès wo man jeden Tratsch finden kann. Bd. II S. 67 erzählt sie daß sich im folgenden Krieg Szekler-Husaren „se trouvèrent dans une position qui les amena à demander une capitulation; mais leur conscience leur criait qu'ils ne devaient point attendre de quartier. Fera-t-on des prisonniers? fit demander celui qui commandait le corps. La reponse fut un cri de rage: Défendez vous, misérables! ... Et tout le regiment fut exterminé!“ ... Schade nur daß nicht angegeben wird in welcher Affaire sich das ereignete; so ein ganzes Reiter-Regiment mit Butz und Stängel vom Erdboden wegzufegen muß doch weiß Gott kein Kinderspiel gewesen sein!

125. S. 134. **Crome** Selbst-Biographie S. 306, welchem Zeugnisse wir mehr trauen als dem Übersetzer der Schrift „Auteurs de l'affreux assassinat“ etc. der S. 26 Anmerkung erzählt, man habe die Komödie unterbrechen wollen, die Soldaten aber hätten gerufen:

„Spielt fort, es ist eine Menge braverer Leute durch die Revolution umgekommen!“

126. S. 135. Lettre d'un habitant de Paris etc.: „Le plus grand nombre désirerait qu'il en fût arrivé autant aux gouvernans de la France, qu'ils nomment les auteurs de leur maux . . . En effet comment aimer un gouvernement qui pousse le despotisme à son dernier point; qui après avoir dilapidé le trésor public cherche à avoir celui des particuliers, en les accablant d'impôts; qui sacrifie continuellement des milliers d'hommes à son ambition; qui ayant eu la plus belle chance de bonheur qu'on puisse avoir, n'en a pas profité pour donner la paix, objet de tous nos desirs“ etc. S. 4 f. Und dann S. 5. f. wo der ungenannte Verfasser von der weitverbreiteten Meinung spricht, die Directoren selbst hätten den Mord angezettelt, bezahlte Leute in kaiserliche Uniformen gesteckt &c.: „Ce ne serait pas la première victime qu'ils auraient fait immoler à leurs desseins perfides. La révolution française fourmille d'exemples pareils; et en dernier lieu on est parfaitement sûr que Bassal, Duphot et quelques soldats tués à Turin, ne l'ont été que par des salariés du directoire français qui voulait avoir des motifs pour détruire les gouvernemens où se sont passé ces scènes, et pour cacher au peuple français ses projets de conquête et d'usurpation“. Vgl. damit die Stelle in „Auteurs de l'affreux assassinat“ etc. S. 12: „Ne sont-ce pas ces mêmes hommes qui ont fait assassiner à l'hôpital de Vérone leurs propres soldats pour en accuser les Vénitiens? qui ont organisé une insurrection à Rome à la porte de leur ambassadeur et fait massacrer le général Duphot, pour en faire un crime à un pontife à l'agonie? qui ont fait insulter leur drapeau tricolore à Genève, pour avoir un prétexte de s'emparer de cette ville amie?“ . . .

127. S. 135. Aus einem Dienstschreiben des damaligen preußischen Gesandten Baron Sandoz Rollin in Paris vom 12. Juni, dessen Mittheilung wir der Güte Herrn Prof. Hüffer's verdanken. — Befremden muß es unter diesen Umständen, wienach die Aussage der Witwe Roberjot unter denen der andern in Paris vernommenen Zeugen erscheinen konnte. Der Inhalt dieser Aussage ist zwar im allgemeinen richtig und weicht von dem was wir aus andern Berichten wissen nur etwa in der Behauptung ab daß, als sie sich auf ihren zu Boden geworfenen Mann stürzen wollte, sie von „Husaren“ zurückgehalten worden sei, während dies doch wahrscheinlicher durch ihren Kammerdiener, wie dieser selbst angab, geschehen ist; und daß nach vollbrachter That zwei Husaren sich auf den Kutschbock gesetzt haben sollen welche „éteignirent les deux bougies des lanternes“, während von Wagenlaternen in gar keinem der vielen Berichte etwas vorkommt. Wozu hätte man auch sonst den einzelnen Kutschen Fackeln vorzutragen gebraucht? Und was sollte es, wenn die Thäter ungesehen und unerkannt sein wollten, für einen Zweck haben die Lichter auszulöschen nachdem die That begangen war? Im Gegentheil hat

Harrant, wie wir wissen, nach dem Ereignisse mehrere brennende Fackeln an Ort und Stelle gefunden die vor demselben durch Regen und Sturm erloschen waren. Was aber mehr als derlei Ungenauigkeiten die der Witwe Roberjot in den Mund gelegte Aussage verdächtig macht, ist eine gewisse Beflissenheit, Dinge in den Vordergrund treten zu lassen von denen man im Publicum überzeugt war daß sie das gerade Gegentheil davon fühlte und glaubte. An zwei Stellen wird nachdrücklich betont daß es Husaren vom Szekler-Regimente gewesen welche die That begangen — von der Abfahrt am 29. heißt es sogar etwas komisch: „six hussards du même régiment de ceux qui nous avaient assassinés le soir“, wenn es nicht etwa ein bloser Druckfehler wäre statt assaillis —, und an einer andern wird von der ganz besondern Freundschaft und Wärme Debry's gesprochen: „je vis alors le citoyen Jean Debry qui m'embrassa versant des larmes“ . . . War vielleicht die ganze sogenannte Aussage der Madame Roberjot gefälscht und unterschoben? Ähnlich sah so etwas den Schildträgern des Directoriums!

128. S. 136. Eggers' Briefe II S. 250. — Diese Stimmung in den Reihen der französischen Heere datirte nicht erst aus der letzten Zeit. Schon am 15. Februar 1798 schrieb Tilmann Peltzer (Hüffer's Rheinisch-westphälische Zustände S. 113): „Viele (Soldaten) freuten sich nach Frankreich zu kommen um alsdann dem Directorium und den von den fünf Hundert die Köpfe spalten zu können. Über diese Herren sind sie sehr aufgebracht; sie sagten öffentlich in den Wirthshäusern, diese wären nur Spitzbuben und Betrüger welche sie mit dem Worte Freiheit immer getäuscht hätten.“

129. S. 137. Ein Flugblatt: „Die deutsche Nation an die französischen Heere“, zweispaltig in deutscher und französischer Sprache, vom Verfasser des „Boten aus Schwaben“, hatte eigentlich nur Abwehr des in den Reihen der republicanischen Armee gegen Österreich heraufbeschworenen Rufes nach Rache und Vergeltung zum Zwecke. „Krieger Frankreichs überlegt ehe ihr handelt!“ ruft der Verfasser aus. „Denket an euer Vaterland ehe ihr an Rache denkt! Nur über unsere Leiber geht der Weg nach Wien und in das Herz Deutschlands!“ . . . Die Reihe der wider das Directorium gerichteten Schriften war aber noch lang nicht geschlossen. Einer unter dem Titel: „Geheime Briefschaften aus dem Portefeuille der bey Rastadt ermordeten Gesandten, Plittersdorf 1799“, müssen wir wegen ihrer Sonderbarkeit mit einigen Worten gedenken. Es ist eine Mystification des Publicums, und zwar eine solche die nicht einmal einen befriedigenden Abschluß hat. Von der ersten Seite wird dem Leser zu verstehen gegeben, er werde die allererstaunlichsten Dinge über den Gesandtenmord erfahren, und am Ende erfährt er darüber gar nichts. Die beiden Bändchen enthalten von Anfang bis zum Schluß, ob nun der anonyme Herausgeber oder der mythische „Saverne“, ob der Anonymus *** oder der andere ††† spricht, nichts als endloses Geschwätz in langathmigen Perioden und schwülstigen Satzverschlingungen; dazwischen

allerhand Witzeleien und Wortspiele wie von einem vorgebornen Saphir. Classisch sind besonders die vom Herausgeber angeblich enträthselten chiffrirten Briefe, in denen der Schreiber, dem für die Hieroglyphirung seiner Depeschen sehr viel Zeit zu Gebote gestanden haben muß, erst nach bogenlanger Einleitung zur Sache kommt, oder auch nicht kommt. Die Schrift geht übrigens, so viel ersieht man doch, von der Überzeugung aus daß niemand anderer als die Directoren die That angestiftet haben: „Die Teufel, die so kalt das Glück ganzer Nationen würgten, was kümmert die ein Mord mehr oder weniger?" . . .

130. S. 138. Arndt Reise durch Frankreich ꝛc. IV S. 300 f. Die Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Verwundung Debry's müssen überhaupt in Frankreich sehr verbreitet gewesen sein, weil man noch im Sommer 1799 für nöthig fand in einer bei Salzmann in Straßburg erschienenen Schrift: „Pièces officielles concernant l'assassinat commis sur les Ministres français au Congrès de paix à Rastadt" ein chirurgisches Zeugnis hierüber abdrucken zu lassen.

131. S. 139. „Artistes placez au pied de ces urnes, de ces mausolées, de ces pyramides, de ces colonnes funèbres, l'olivier brisé ensanglanté, la nature voilée, l'humanité en larmes, les flambeaux de la philosophie et de l'éloquence éteints et renversés, le génie de la politique appellant aux armes les nations alliés; . . . montrez le despotisme recueillant le sang dans une coupe, peignez tous les fléaux qui marchent à sa suite, la famine, l'incendie, la guerre, la mort; peignez des republicains courant aux armes et renversant le monstre" etc. etc. Der Aufruf trug das Datum des 2. Prairial (21. Mai).

132. S. 140. „Madame Roberjot a rejetté avec indignation l'invitation que le Directoire lui avait adressé qu'elle assistât à la pompe funèbre célébrée le 20 prairial"; Bericht des preußischen Gesandten vom 12. Juni 1799.

133. S. 141. Arndt a. a. O. S. 306--311. — Der amtliche „Procès verbal" (abgedruckt wie alle hierher gehörigen Berichte Proclamationen Rundschreiben Reden Hymnen ꝛc. bei Reuß V und VI) ließ freilich Chénier's Rede unterbrochen werden „par les gémissemens des parens des ministres égorgés, par les mouvemens de l'indignation publique et par les cris: Vengeance, vengeance! . . . De toutes les parties du Champ-de-Mars s'élève un concert d'imprécations contre le gouvernement coupable du plus odieux des forfaits" etc.

134. S. 141. So hieß es in der Proclamation des Regierungs-Commissars Marquis an die Bewohner der neuen Departements des linken Rhein-Ufers (französisch und deutsch, datirt vom 10. Mai): „Einige blinde Sclaven des Tyrannen zu Wien waren die Werkzeuge dieser Unthat deren Urheber dieser Tyrann selbst ist, dieses unwürdige Haupt eines Reiches dem ihr lange Zeit angehörtet. Ha, hätten nur Wünsche und Bestrebungen, hätte der Schutz unserer Siegeswaffen, hätte die Abtretung

eurer alten Fürsten auf jenem Congresse dessen Ausgang mit Blut und Gräueln bezeichnet ist, euch nicht schon von jenem Lande getrennt, sagt Bürger, würdet ihr nicht einhellig einem Oberhaupte entsagen das solche Schandthaten mit so kaltem Blute erdenken, mit so viel Bosheit ausführen kann? Ja, auf ewig sind sie zerrissen, die Bande die euch mit ihm vereinten!" rc.

135. S. 142. „Diese Meinung scheint mir am meisten Wahrscheinlichkeit für sich zu haben", schrieb Lafayette am 16. Mai aus Holland an seine Frau, Mémoires V S. 52, nachdem er erst acht Tage früher, in einem P. S. vom 8. Mai an Maclet, ebenda S. 35 f., sich geäußert hatte: „De tous les crimes de la Maison d'Autriche celui-ci est le plus impudent comme le plus atroce". Einige Zeit später war er wieder einer andern Meinung, indem er einer Unterredung erwähnt die er mit Moreau gehabt: „Il me confirma dans mon opinion que l'assassinat de Rastadt avait eu pour auteurs Mr. Lehrbach et l'envoyé anglais". Es entspricht dieser fortwährende Meinungswechsel ganz dem schwankenden Charakter dieses nach Ungebür gefeierten Mannes.

136. S. 143. Das Schreiben Cobenzl's vom 17. Mai 1799, französisch, bei Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 438, das Thugut's vom 24., deutsch, s. Vivenot Rastadter Congreß S. 124.

137. S. 144. Bei vielen Schriftstellern von denen offenbar einer dem andern nachgeschrieben finden wir, Gentz habe seinem Aufsatz das Motto vorgesetzt: *„is fecit cui prodest"*. Das ist aber gar nicht wahr; das Motto trägt vielmehr, wie wir wissen (s. oben S. 137) eine zuerst in französischer, dann in deutscher Sprache erschienene Schrift über die „Urheber" des Gesandtenmordes, und diese rührt gewiß nicht von Gentz her wie aus inneren und äußern Merkmalen hervorleuchtet. Wenn Gentz eine Schrift unter seinem Namen herausgegeben, soll er gleichzeitig eine zweite über denselben Gegenstand anonym haben erscheinen lassen? In einer Anmerkung S. 25 erwähnt der Übersetzer die Schrift des „Herrn Friedrich Gentz zu Berlin" in anerkennungsvoller Weise, welche Geschmacklosigkeit man doch dem geistreichen Manne nicht zutrauen wird. Dabei gehen sowohl der Verfasser wie der Übersetzer der „Auteurs" viel weiter als Gentz in seinem Aufsatze, z. B. in der Auffassung der Rolle Jean Debry's in welcher Hinsicht es in jener Flugschrift heißt: in Frankreich werde Debry offen beschuldigt „mit eigenen Händen Roberjot niedergemetzelt zu haben"; seine Wunden seien „von unverdächtigen Leuten für verstellt ausgegeben" worden rc. Auch läßt sich der Übersetzer, was Gentz fremd ist, wiederholt gegen die Verfasser des „authentischen Berichts" aus: „Ihr Herren gemeinschaftlichen Berichterstatter verbergt Euch nicht, antwortet!" „Jedermann hat den Mord verabscheut, jedermann aber hat ihn auch kalt und ruhig betrachtet, nur die Herren gemeinschaftlichen Berichterstatter nicht" rc.

138. S. 147. Den vollen Wortlaut der bezogenen Schriftstücke findet man bei Vivenot Rastadter Congreß S. CXXVII—CXXX, bei

Mendelssohn Gesandtenmord S. 54—57, Reuß ꝛc. Das Hofkanzlei-Decret war unterzeichnet von Fr. zu Colloredo-Mansfeld und Peter Anton Frank. Das Hofdecret wurde vom Fürsten den kaiserlichen Agenten bei allen befreundeten Höfen behufs Mittheilung an die letztern zugesandt, auch in Druck (kl. Fol. 4 Blatt) gelegt und verbreitet.

139. S. 147. Reuß Staatskanzlei IV S. 269—271.

140. S. 148. Den vollen Inhalt der Berathungen am 29. Juli, 2. u. 9. August findet man bei Reuß VII S. 41—112. Der Antrag Bremens war: 1) zwei Comitial-Minister von der Reichsversammlung zu deputiren und 2) demzufolge die Untersuchung nach Regensburg zu transferiren; endlich hätten 3) die Deputirten der Untersuchung derart beizuwohnen daß sie „sehen und wissen was geschieht, nach Befinden ihre desideria und Erinnerungen zu erkennen geben und am Ende bezeugen können, daß alles mit Loyalität und Genauigkeit betrachtet und nichts was zu desideriren erheblich gefunden wäre zurückgelassen worden sei". Dazu schlug es noch vor „drei andere irreguläre Vorgänge" die sich in der letzten Zeit zu Rastadt zugetragen nicht unberührt zu lassen: die Behandlung die mehrere der Minister „von den eingerückten k. k. Husaren und deren commandirenden Officieren" zu erfahren hatten; die Verweigerung der von ihnen angesuchten Escorte bei ihrer Abreise; die Aufhebung des französischen Couriers. — Holstein-Glückstadt, dem später auch Holstein-Oldenburg beitrat, meinte zwar das beste sei alles der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe Sr. kaiserl. Majestät zu überlassen; „sollte aber wider Vermuthen auf dem Gegentheil bestanden oder jenem so gerechten Vertrauen des Reiches von Ihro kais. Majestät nicht entsprochen werden", so erkläre sich sein Monarch der König von Dänemark dafür, daß die Deputirten nicht von den Reichstags-Gesandten sondern von den Reichs-Ständen selbst genommen werden, daß die Commission nicht in Regensburg sondern in einem andern dem loco delicti näher liegenden sichern Orte gehalten, und daß die Wahl dieses Ortes Sr. kais. Majestät überlassen bleibe ꝛc. — Alle übrigen Stände waren, wie im Texte erwähnt, für Anheimstellung der Untersuchung an den Kaiser, wobei Bamberg Anlaß fand „gerechten Unwillen über die dermals herrschende Zügellosigkeit einiger öffentlicher Blätter" auszusprechen und auf die „Nothwendigkeit" hinzuweisen, „daß allen Ständen Teutschlands das vorzüglichste Augenmerk auf Zeitungen Journale und Druckereien und die Fortsetzung einer strengen Censur dringendst anzuempfehlen, wegen der erscheinenden anonymischen aber anzuordnen seye, daß sie bei der mindesten Spur einer Verläumdung oder sonstigen der Sittlichkeit nachtheiligen Schreibart von der Polizei jedes Landes zu confisciren, die Verleger und Verbreiter derselben zur Anzeige des Verfassers, oder der Quelle woher sie ihnen zugekommen, anzuhalten und für ihre eigene Person mit geschärfter Strafe zu belegen seyen". Aehnliche Erklärungen gaben Augsburg, Fürstenberg u. a., ersteres mit dem ausdrücklichen Hinweis: wie man „sich in öffentlichen Reichsblättern erlaubt habe den Vorfall bei Rastadt gleich im ersten Augenblick und vor

angefangener Untersuchung dem Publicum mit äußerst beleidigenden lieblosen und gehäßigen Bemerkungen und grundlosen Vermuthungen vorzulegen, welche seit dem erlassenen allerhöchsten Hof-Decret zur Schande der Urheber von selbst gefallen seyen".

141. S. 149. Einige Schriftsteller meinen die um dieselbe Zeit erfolgte Entfernung Burkhard's von seinem Escadrons-Commando mit dem Ergebnisse der Villinger Untersuchung in Verbindung bringen zu dürfen, was aber auf einer falschen Voraussetzung beruht, da Burkhard noch im Jahre 1800 an der Spitze seiner Escadron stand.

142. S. 154. Lehrbach an Thugut 21. Juli 1799 (Concept im St. A.): „Cet ex-plénipotentiaire français vient d'écrire de Paris au Bon de Gagern . . . qu'il sera peut-être bientôt dans le cas de réclamer les secours de l'amitié qu'il lui avait témoignée à Rastadt; qu'il était exposé à devenir la victime de la faction actuellement dominante à Paris, et qu'alors il tâcherait de s'echapper et de venir lui demander un asile avec sa famille".

143. S. 156. Diese letztere Meinung hat zuerst Mendelssohn Gesandtenmord S. 58—62 mit beachtenswerthen Erwägungen unterstützt und das Rastadter Ereignis als eine der Kundgebungen „jenes gewaltigen weltgeschichtlichen Ringens zwischen der Revolution und ihren Gegnern" aufgefaßt.

144. S. 157. Vivenot Thugut Clerfayt und Wurmser S. XXVIII—XXXIV, wo der Verfasser seinen Satz durch eine Reihe schlagender Thatsachen begründet.

145. S. 158. Abgedruckt bei Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 464—466; ebendaselbst S. 281 f. 286 f. finden sich auch die oben bezogenen Schreiben des Kaisers Franz an Colloredo.

146. S. 161. . . . „car quel motif supposer à mes hussards pour commettre cet assassinat? Ce n'est pas leur haine contre les Français, puisque sur quinze que renfermaient les cinq voitures ils en laissaient vivre treize pour ne s'acharner que contre deux en particulier. Ce n'est pas non plus le désir du pillage, puisqu'ils ne touchent ni l'or ni l'argent ni les bijoux et ne s'attachent qu'à de papiers. Dira-t-on qu'ils agissaient par ordre de leurs chefs et que ceux-ci voulaient avoir les papiers de la légation? Mais pourquoi ne s'emparent-ils de ces papiers que pour les jetter dans la Murg?" . . .

147. S. 161. Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 387.

148. S. 162. „Ueber die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastadt. Schreiben an den Herausgeber". Häberlin's Staats-Archiv VII S. 113—264, wo sich auch die angeblichen Briefe Barbaczy's sowohl französisch als in deutscher Übersetzung abgedruckt finden. Die Tendenz tritt in diesem Aufsatze noch unverkennbarer als in Dohm's früheren Arbeiten hervor. Alles was von französischer Seite vorgebracht wird nimmt er auf Treu und Glauben hin, alles was zur Entlastung Österreichs dienen könnte wird verdächtigt. Über das Unternehmen des

anonymen Verfassers die Schuld dem Directorium und Debry zuzuschieben zeigt sich Dohm auf's tiefste entrüstet; in den Berichten Debry's dagegen lasse sich unmöglich „das Bestreben verkennen die Wahrheit treu und unverfälscht darzustellen". Die Nicht-Veröffentlichung der Ergebnisse der Villinger Untersuchung ist ihm ein entschiedener Beweis daß die österreichische Regierung einzelne ihrer Organe als die eigentlichen Schuldigen erkennen mußte. Wenn er darum etwas an den Berichten Debry's auszusetzen hat so sind es „dessen harte Ausfälle auf das Haus Österreich", und zwar um so mehr als er „auf das lebhafteste davon überzeugt" ist „daß weder dem Hause Österreich oder dem österreichischen Ministerio noch dem General-Commando der Armee wegen Verübung dieser Schandthat der mindeste Vorwurf zu machen ist. Sie war das Werk einzelner Bösewichter!" Seine eigentliche Meinung spricht Dohm hier wie anderwärts nicht aus. Auch Häberlin that dies nicht; „aber in freundschaftlichen Briefen an Dohm, und wahrscheinlich auch an andere Freunde hat er sie unverhohlen, jedoch nur als seine moralische Überzeugung geäußert die als solche mit ihm zu Grabe gegangen ist." Gronau Leben Dohm's S. 351 Anm.

149. S. 163. Cobenzl an Colloredo 27. Jänner. Vivenot Rastadter Congreß S. CXXXI Anm. *).

150. S. 163. Montholon Mémoires VI S. 37—41.

151. S. 165. Auch Graf Ferdinand Trauttmansdorff zählte zu des Ministers versteckten Feinden, mindestens ließ sich letzterer diesen Argwohn nicht nehmen, wie es in einem Briefe an Colloredo 9. Februar 1801 heißt: „Pour le surplus, que V. E. soit bien convaincue, que le premier mobile et le centre de tout est Trauttmansdorff". Vivenot Vertrauliche Briefe II S. 396 f. Es mag hier das Urtheil des Grafen de la Mark (Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Mark I S. 269) seinen Platz finden, der Thugut wegen seines umfassenden Geistes und der Stärke seines Charakters rühmt, aber beifügt: „Er wurde verabschent von allen Großen des Landes, die was er that immer mit Unrecht tadelten, und die zu seinem Sturz im Jahre 1800 mehr beigetragen haben als die Unglücksfälle von denen die österreichische Monarchie damals heimgesucht wurde".

152. S. 168. Colloredo an Cobenzl den 19., derselbe an Thugut am 25. Jänner 1801; Vivenot a. a. O. II S. 373, 380 f. Cobenzl an Thugut am 27. Jänner, Colloredo an Cobenzl am 7. Februar 1801, ebenda S. 386, 393 f. 402.

153. S. 169. Thugut an Colloredo am 9. Februar, 1. und 30. März 1801, Vivenot a. a. O. II S. 398 f. 418 f. 434.

154. S. 169. Lafayette Mémoires V S. 189.

155. S. 172. Das Promemoria Lehrbach's befindet sich im kais. St. A., sein Testament mit allen Verlassenschaftsabhandlungsacten beim Wiener k. k. Landesgericht Fasc. 5. ad N^rum^ 157 A^o^ 1805. Nach diesen authentischen Aufschlüßen wird demnach Wurzbach (Biogr. Lexikon XIV

S. 319) zu berichtigen sein, bei dem es heißt, Lehrbach hätte sich nach dem Frieden von Luneville „in die Schweiz begeben und wäre dort einige Jahre später gestorben". — Der unzuverlässige Hormayr spricht von zwei Brüdern Lehrbach's: dem Domherrn Damian Hugo und dem Land-Commenthur Franz Sigmund; letzterer war aber nicht Bruder Konrad Ludwig's sondern dessen Oheim, und dies könnte auch mit dem Domherrn der Fall gewesen sein; von dem amtlich constatirten Bruder dem Obrist-jägermeister Christoph weiß dagegen der Anemonist nichts. — Der im Testamente gleichfalls genannte „Vetter" kann nicht der nachmalige hessen-darmstädtische General, 1848/9 Kriegs-Minister Graf Philipp Eugen Erwin gewesen sein, der im Jahre 1804 erst fünfzehn Jahre zählte, sondern vielleicht dessen uns nicht näher bekannter Vater.

156. S. 173. So sehr konnte solch unüberlegtes oder boshaftes Gerede Wurzel fassen, daß selbst der ruhig gemessene Fürst Karl Schwarzenberg Thugut seine „weltverheerende unsinnige Hartnäckigkeit" vorwarf „die Österreich an den Rand des Abgrundes gebracht" habe.

157. S. 173. Vivenot Thugut &c. S. XXXVI, LXXIV.

158. S. 173. Vivenot Rastadter Congreß S. 371.

159. S. 177. Das XXVI. aus Regensburg 21. Juni 1799 datirte, an Professor Hegewisch in Kiel gerichtete Schreiben findet sich im II. Bande der Eggers'schen Briefe S. 247—258.

160. S. 181. Stramberg Moselthal S. 361 f. Anm. und damit fast wörtlich gleichlautend desselben „Rheinufer von Coblenz bis zur Mündung der Nahe" VII S. 805 ff. vgl. mit: „Neuer Nekrolog der Deutschen" 1826 I (Vorwort vom December 1827) S. X Anm. — Was den von Stramberg genannten „Lieutenant Keil" betrifft, so hat dabei der „rheinische Antiquarius" entweder sich in der Charge desselben vergriffen, oder einen erst nach den Ereignissen von 1799 in das Regiment getretenen jungen Officier gemeint, da in der uns vorliegenden Regimentsliste vom 16. Februar 1800 zwar ein Martin Keil vorkommt, aber nicht in der Eigenschaft eines Lieutenants sondern in der eines Second-Rittmeisters.

161. S. 183. Vgl. Gohier Mémoires I S. 58 f. und Dulaure Esquisses historiques IV p. 527—529 (letztere von uns im Original nicht eingesehen). Auch der Verfasser der „Histoire secrète du Directoire" (IV S. 90) pflichtet dieser Meinung bei, ohne sich übrigens auf näheres einzulassen: „On accuse tour-à-tour l'Autriche, l'Angleterre, le directoire. Il est aujourd'hui certain que ce crime est le fruit d'une intrigue d'Acton, de la reine de Naples et du cabinet anglais. L'Autriche a eu l'indigne faiblesse de ne pas s'y opposer, et de souffrir que ses propres soldats l'exécutassent."

162. S. 183. Mémoires de la duchesse d'Abrantès II S. 66 f.; „Comme j'en ai la certitude positive je dois à la justice que l'histoire réclame de dire cette vérité . . . La reine de Naples — une tête autrichienne à la vérité, mais dont les laves ardentes du

Vésuve avaient changé tout l'origine — fut le seul auteur du meurtre, avec le colonel du régiment des Scheklers."

163. S. 183. Geschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc. VI (Auflage von 1846) S. 181 f. Anm. 76). Schlosser beruft sich dabei auf das unglückliche Ende des Cabinetscouriers Antonio Ferrari dessen Schuld, wie Botta Colletta Posselt versicherten, gleichfalls auf die Königin Karolina gewälzt werde; derselbe sei von Wien gekommen um ein vom Krieg abrathendes Schreiben des Kaisers Franz dem Könige zu überbringen, während die Königin ihren Gemahl zur Fortsetzung des Krieges aneifern wollte; Ferrari sei in der Gunst des Königs gestanden vor dessen Augen er nun niedergestoßen worden.

164. S. 185. Thugut's Meinung über die Königin von Neapel stammte übrigens nicht erst aus der jüngsten Zeit. Schon im Jahre 1795 (4. Juli, Vivenot Vertrauliche Briefe I S. 235) schrieb er über sie an Colloredo: „S. M. la reine est, il faut toucher le mot, la curiosité et l'indiscrétion incarnée, se mêlant de politique et de toutes les affaires petites et grandes . . . Depuis le plus haut parage jusqu'aux femmes de chambre personne n'échappera à l'examen le plus inquisitif, et chacun grossira le recueil des anecdotes qui ensuite par l'auguste correspondante seront répandues dans les quatre parties du monde. L'on dira: Je le tiens de l'empereur lui-même" etc.

165. S. 185. „Que penser de cette cravate de mousseline assez forte pour amortir un furieux coup de sabre? cravate qu'il ne retrouve plus quand il a besoin d'étancher son sang ou de bander sa plaie!" Histoire de France V. S. 171.

166. S. 186. A. a. O. S. 177: „L'histoire reproche au cabinet autrichien une foule de stratagèmes et d'infractions puniques" etc. — Der Verfasser stützt sich, was das Rastadter Ereignis betrifft, theilweise auf Umstände die geradezu unrichtig sind z. B. S. 174: „Les ministres ne veulent pas partir à l'entrée de la nuit (? *immo!*); Barbaczy les y force (? *immo!*) en les menaçant d'user de violence (?) s'ils ne se mettent sur-le-champ en route. Il leur donne une escorte de ses hussards" (? *immo!*). Und S. 175: „Les hussards . . . enlèvent avec le plus grand soin tous les papiers de la députation" (? *immo!*).

167. S. 186. . . . „les ministres républicains, mal reçus d'abord, puis outragés pendant une année de paix" . . . Angesichts der bekannten Thatsachen eine solche Behauptung zu wagen, dazu gehört entweder sehr große Kühnheit oder sehr große Unwissenheit. Im allgemeinen haben wir unsrerseits das besondere Unglück, uns gerade mit solchen Partien der Revolutions-Geschichte befassen zu müssen in denen sich Thiers mitunter Blößen gibt die man unmöglich ungerügt lassen kann; siehe z. B. unsere „Schlacht bei Kulm" S. 70 Anm. 164; „Maria Louise" Anm. 21, 26, 48, 50.

168. S. 188. „Au baron de Lehrbach“, V 2. Theil S. 207 vgl. mit I S. 91.

169. S. 190. „Il repassait dans la conversation toutes les circonstances de ses rapports avec l'archiduc Charles; il rappelait l'indignation que le prince avait d'abord témoigné“ etc. Souvenirs d'un Sexagénaire IV S. 417—419.

170. S. 190. „Les exclamations dans lesquelles il y avait quelques signes d'humanité durèrent un bon quart-d'heure“.

171. S. 191. . . . „un Allemand digne de foi, le comte de Gravenreuth“ . . . Mémoires de tous II S. 133.

172. S. 193. . . . „à la même heure même conversation dans le même lieu sur le même sujet, impatience encore plus vive, s'exprimant avec plus d'abandon et de détails“ . . . Arnault a. a O.

173. S. 195. . . . „j'aime à me persuader qu'un prince, qu'un héros ne voudrait pas s'avilir par un mensonge, devant une nation aussi méprisable qu'est la nôtre dans ce moment-ci“. Lettre d'un habitant de Paris S. 7 f.

174. S. 196. Eine Ausnahme machte u. a. Martens in seinen „Nouvelles causes célèbres“ II S. 71—175: „Assassinat des plénipotentiaires français“ etc. Er gibt sich zwar, indem er die Meinungen der verschiedenen Schriftsteller nacheinander aufzählt, den Schein vollkommen unparteiisch zu bleiben; dennoch blickt überall sein unwillkürliches Bestreben durch, den stärksten Verdacht auf die österreichische Seite, Barbaczy-Burkhard und Thugut-Lehrbach, fallen zu lassen. So ist ihm S. 126 f. Anm. die widerspruchsvolle und darum durchaus verdächtige Aussage des Schiffsmanns Zabern: „une pièce d'autant plus importante qu'il en résulte clairement que le meurtre a été prémédité et exécuté d'après des ordres superieures“. So legt er S. 147 f. großes Gewicht auf die von dem Herausgeber des „authentischen Berichtes“ erzählte Geschichte von dem „glaubhaften“ Mann in der Wirthsstube „zum goldenen Engel“, wobei Martens sich für überzeugt hält daß sowohl Dohm als Eggers in der Lage waren der Sache völlig auf den Grund zu sehen, „mais que la prudence ne leur permit point de pousser leur révélation au délà du colonel Barbaczy“. So gilt ihm denn auch S. 159 der Bericht des „Sexagénaire“ als ein „document . . . très-remarquable et ignoré jusqu'alors“.

175. S. 198. Taschenbuch f. vaterl. Geschichte 1832: „Die Stadion“ S. 437. Die Stelle findet sich, jedoch ohne den mildernden Nachsatz, mit großentheils denselben Worten wieder: in dem Leben di Pauli's, ebenda 1841 S. 425, und im „Andreas Hofer“ I S. 78.

176. S. 198. Lebensbilder I S. 157 f. III S. 134 f.: „Karl Schulmeister war unter den zweischneidigen Werkzeugen und vor nichts erschreckenden Doppel-Spionen deren Lehrbach sich so gern bediente, obwohl er sie unvorsichtigerweise schundig bezahlte und unartig behandelte; denn die Brutalität und der Schmutz gehörten zu seinen ersten Lebens-

genüßen". Nach Hormayr's leichtfertiger Versicherung wäre Schulmeister nicht blos „Mitwisser" sondern auch „Augenzeuge" (!?!) des Rastadter Gesandtenmordes gewesen.

177. S. 199. Lebensbilder I S. 154 f. — Indem Hormayr diese heimtückische Verdächtigung vorbringt, verschweigt er klüglich daß mit dem achtjährigen Erbprinzen Karl am 21. August 1784 allerdings das einzige Kind der Pfalz-Zweibrücken'schen Linie starb, daß aber dessen Ältern zur selben Zeit noch im rüstigsten Lebensalter, 38 und 27 Jahre, standen und daß überdies der Bruder des Herzogs Karl ein blühender gesundheitstrotzender junger Mann von kaum achtundzwanzig Jahren war, so daß dem Giftmischer Lehrbach und seinem Spiesgesellen Waldeck noch manches „alleinzigste" Reis aus dem Wege zu räumen bevorstand wenn sie zu ihrem verbrecherischen Ziele kommen wollten. In der That wurden dem Herzoge Max Joseph noch zu Lebzeiten des Kurfürsten Karl Theodor und vor der Zeit des Rastadter Ereignisses die Prinzen Ludwig (25. August 1786) und Karl Theodor (7. Juli 1795) geboren.

178. S. 199. Kaiser Franz und Metternich S. 34: „Alles was einen grandiosen Anstoß von engerem und glühenden Verbündnis der Deutschen, von großartiger National-Begeisterung, Landsturm hinderte, was, wie der Rastadter Gesandtenmord, der deutschen Ehre ohne den geringsten Nutzen schwere Wunden schlug, entsproß mittel- oder unmittelbar von dieser ruchlosen, nur mit den eigenen Ränken und Interessen beschäftigten Clique". — Unter „Victoria von Poutet", deren Persönlichkeit Lügen-Hormayr mit seiner in Gift und Galle getauchten Feder nicht müde geworden in den schwärzesten Farben zu schildern, ist Victoria Gräfin Folliot de Crenneville gemeint, in erster Ehe vermählt an den Reichsfreiherrn Franz Karl von Poutet, Theresien-Ritter, als Oberst des 4. Husaren-Regiments 1790 gestorben, obwohl ihn Hormayr immer nur als „Wallonen-Rittmeister" fungiren läßt, welch letzteren Fehlers auch wir in unserer „Maria Louise" S. 12 uns schuldig gemacht hatten und selben daher zu verbessern bitten. Die erst später uns zugekommenen authentischen historisch-genealogischen Daten über die Familien Poutet und Crenneville finden sich, wie wir einem im II. Bande der „Numismatischen Zeitschrift" von 1870 erschienenen Aufsatze des k. k FZM. Grafen Franz Folliot de Crenneville („Zwei Jetons des Henri Poutet, Maire-Echevin von Metz") entnehmen, vor: 1. In einem Mémoire des Jean Baptiste Le Blavier, Archivar und Genealog des souverainen Maltheser-Ordens für das Groß-Priorat der Champagne; 2. im Archive des böhmischen souverainen Johanniter-Ordens-Groß-Priorates zu Prag; 3. im Archive des herzoglich Savoyen'schen Damenstiftes zu Wien; 4. in Hirtenfeld's Geschichte des militärischen Maria Theresien-Ordens, pag. 220, wo aber der Name irrthümlich Puttet geschrieben ist; 5. E. A. Bégin, Biographie de la Moselle, Metz 1829—1831; 3. Band, pag. 500; 6. Michel Emanuel, Biographie du Parlament de Metz; 2. Band, pag. 270—430 und 432. „Aus diesen urkundlichen Belegen ergibt sich,

daß die Angaben über die Familienverhältnisse der oben erwähnten Gräfin Colloredo früheren Reichsfreiin von Poutet, welche Freiherr von Hormayr für seine Anemonen erfand und Dr. Vehse, die Mühlbach und später (1848) der anonyme Verfasser des Pamphletes: ‚Kaiser Franz und Metternich' nachschrieben, von Anfang bis zum Ende unwahr sind".

179. S. 200. Auffallen muß hiebei daß diese Officiere, sämmtlich jüngeren Alters und Ranges, sonst von keiner Quelle angeführt werden, während Hormayr gerade von jenen beiden die nach verbürgten Nachrichten mit Burkhard am 28. u. 29. in Rastadt eingeritten waren, Fontana und Ruzuska, gar nichts zu wissen scheint. Sollte der edle Freiherr etwa nur Namen, wie sie ihm aus den Kreisen seiner szeklerischen Bekanntschaft eben in den Sinn und in die Feder kamen, auf's geradewohl herausgegriffen haben?!

180. S. 202. Die andern Gewährsmänner Häusser's (deutsche Geschichte II S. 235 Anm.) sind: Gagern der selbst nur eine persönliche Meinung ausspricht, Lang der eigentlich den Engländern die Hauptschuld zuschiebt, und Debry der viermal verschieden aussagte. — Unkritischer ist in dieser Beziehung kaum der Geschichtschreiber „der deutschen Höfe seit der Reformation" vorgegangen. „Diese gräuliche Verletzung des Völkerrechts", sagt Vehse (Oesterreich IX S. 107 f.), „ließ Thugut höchst wahrscheinlich durch seinen alten Helfershelfer Lehrbach vollführen. Thugut's Vertraute hatten sich schon lang gewundert wie er Lehrbach so viel brauche und ihn überall voranstelle, da doch der ungestüme Mann seine Zuversicht nicht bergen könne heute lieber als morgen Thugut's Nachfolger zu sein. Thugut sagte damals seinen verwunderten Geheimschreibern Heidfeld und Hübschle: ‚Dem brauche ich nicht den Hals zu brechen, er thut es schon selber; ich liebe es jemanden voranzustellen, den ich alle Augenblicke hängen lassen kann". Der Zweck ihrer Frevelthat war, „in den Papieren der französischen Gesandten zu ergründen, ob Max Joseph der neue Kurfüst von Bayern dessen Land Thugut nicht aus den Augen ließ sich mit dem Reichsfeind eingelassen habe, und wie weit der Berliner Hof mit dem Directorium in Frankreich einverstanden sei?" (S. 108 f.) Was die Schilderung Lehrbach's betrifft — dieses „wiederaufgelebten Mansfelder's" und „Schülers des berüchtigten Reichs-Referendars Leykam" — so ist Vehse ehrlich genug, sich auf Lang und Hormayr als seine Gewährsmänner zu berufen (S. 109 f.).

181. S. 206. Dies geht am sprechendsten aus den Anmerkungen zu dem Berichte seines Vaters hervor; so S. 24: „Graf Lehrbach scheint sich nicht sofort nach seiner Abreise von Rastadt nach Wien begeben zu haben", und S. 34, wo Zandt sen. das „Gerücht" eines in Kannstadt eingeschmuggelten gefälschten Befehles des Erzherzogs Karl erwähnt: „Wo war damals Graf Lehrbach? Von Rastadt war er, wenn ich nicht irre, am 13. April abgereist". Bezeichnend für die Begriffe die Zandt jun. von geschichtlicher Forschung zu haben scheint ist der Umstand daß er sich den aus archivalischen Quellen hergeleiteten Ausführungen

Mendelssohn's gegenüber S. 10 auf den Ausspruch Schlosser's beruft: „Wir wissen jedoch jetzt zuverlässig" 2c. Wie paradiesisch glatt und einfach es Zandt jun. mit geschichtlicher Beweisführung über eine so schwer wiegende Anklage nimmt, zeigt schon das Motto seiner Schrift: „Qui tacet consentire videtur", das in des Verfassers harmloses Deutsch übersetzt ungefähr lauten würde: „Weil Graf Lehrbach zu allem, was wir Zandt sen. und Zandt jun. zu seinen Schulden vorgebracht, geschwiegen hat, darum ist es klarer als das Sonnenlicht daß er der Doppel-Mörder Bonnier's und Roberjot's und Mordversucher gegen Jean Debry gewesen". Doch lassen wir einmal dieser eigenthümlichen Art von Nachweis freien Lauf! Einige haben die Königin Karolina von Neapel der Missethat geziehen. Hat sie sich dagegen vertheidigt? Unseres Wissens nicht! Folglich ist sie die Schuldige; denn: „Qui tacet consentire videtur". Joseph Buonaparte in Luneville und Ritter von Lang in seinen Memoiren haben die Engländer als die letzten Urheber der Gräuelthat bezeichnet. Haben die Engländer etwas grundhältiges vorgebracht diese Anklage zu entkräften? Wir finden nirgends etwas dergleichen verzeichnet. Folglich sind sie die eigentlichen Mörder; denn: „Qui tacet consentire videtur." Verschiedene gleichzeitige Brochuren und Napoleon auf St. Helena haben behauptet, das Pariser Directorium selbst habe seine Minister hinschlachten lassen. Ist von dem Directorium oder für das Directorium eine amtliche Vertheidigungsschrift erschienen? Niemals! Folglich ist das Directorium der Urheber jener Schandthat; denn: „Qui tacet consentire videtur!" . . .

182. S. 221. Ausführlicheres über die Müller'sche Schrift lieferten wir in dem Aufsatze: „Der Rastadter Gesandtenmord" in der „Wiener Abendpost" Nr. 212 v. 15. und 213 vom 16. September 1873.

183. S. 224. „En passant je remarquai que plusieurs chevaux d'hussards étaient attachés aux palissades, dont les cavaliers étaient absens, et seulement quelques hommes pour les garder". Aussage des Kutschers Troyon bei Häberlin VII S. 159. Von den andern einvernommenen Kutschern erwähnt keiner etwas von diesem Umstande.

184. S. 225. Ebenda S. 145 Aussage Rosenstiel's: „Mon domestique reconnut et me désigna le hussard monté sur un cheval blanc qui, la veille, était de l'assassinat." . . .

185. S. 227. . . . „un officier de ces hussards dont je ne puis déterminer le grade et qui semblait diriger le massacre"; Aussage des Bedienten Laublin bei Häberlin a. a. O. S. 153 vgl. mit jener der Witwe Roberjot s. unsere Anmerkung **103**) S. 316.

186. S. 229. Der eifrigste Vertheidiger dieser Ansicht, Freiherr von Reichlin-Meldegg, nimmt es S. 30 als „erwiesen unwahr" an daß Debry französich angerufen worden.

187. S. 229. Nur der Kutscher Jacob Ohnweiler erzählt, Bonnier habe „französisch" lamentirt; und Jacob Glaßer erwähnt den „ungarischen" Befehl eines „Wachtmeisters oder Corporals", und das

„gebrochene Deutsch" der Madame Roberjot welche die Husaren gebeten habe „sie mit ihrem Manne auch todt zu hauen."

188. S. 231. „Auch er war zuerst von einem Husar, und zwar in französischer Sprache mit den Worten: Est-ce que tu es Jean Debry? gefragt ꝛc. A. a. O. S. 15.

189. S. 231. Die Unlauterkeit der Pariser Zeugenschaften, in allem was mit ihrer Tendenz in Zusammenhang steht, springt auch hier in die Augen. So ist der Bürger Siegriest der den zweiten Wagen fuhr der einzige der bemerkt haben will „daß keiner der Soldaten französisch gesprochen habe — j'ai observé en outre qu'il n'y avait pas un seul soldat qui parlât français" (Häberlin VII S. 158). Allein abgesehen davon daß aus dem Umstand, Siegriest habe keinen der Angreifenden französisch sprechen gehört, keineswegs folgen würde es sei überhaupt nicht französisch gesprochen worden, so ist gerade seine Aussage eine der verdächtigsten von allen. Einmal wollte er von allem Anfang „wenigstens 60 bis 70 Husaren" aus dem Gebüsche treten gesehen haben, was mit keiner der andern Angaben in Einklang zu bringen ist. Trotz dieser Masse von Angreifern läßt er seinen Herrn nur von dreien angefallen werden — er nennt die Zahl zweimal —, während Debry selbst von sechs spricht zu denen dann ein siebenter gekommen sei. Und noch in einem Punkte wird Siegriest's Angabe durch seinen eigenen Herrn widerlegt welcher letztere von Anfang bis zu Ende behauptete französisch angerufen worden zu sein (in seiner Pariser Erzählung allerdings mit dem Beisatz: „en mauvais français") ob er der Minister Debry sei, worauf Siegriest, mit dem Finger auf seinen Herrn weisend, bejahend geantwortet habe. Und doch will dieser selbe Siegriest kein französisches Wort vernommen haben?! . . . Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit der Aussage von Bonnier's Kammerdiener Laublin, der mit einer auffallenden Beflissenheit gewisse Dinge mit dem Beisatze heraushebt dieselben seien in deutscher Sprache verhandelt worden, wie z. B. das Gebot an seinen Herrn „rasch aus dem Wagen zu steigen" (sortir de voiture vite) oder der Ruf jenes der den ganzen Anschlag zu leiten schien: „Haut sie in Stücke diese schuftigen Patrioten, haut sie in Stücke!" Hingegen führt Laublin andere Gespräche an die er genau verstanden haben will, ohne die Bemerkung anzufügen ob sie deutsch geführt wurden oder nicht, wie z. B. gleich zu Anfang seines Berichtes: die Husaren hätten bei der ersten Kutsche nach Bonnier verlangt, wären aber belehrt worden, nicht Bonnier sondern Debry sitze darinnen, worauf es geheißen habe „das sei eins, er habe auszusteigen . . . C'est égal, qu'il sorte de la voiture!" (bei Häberlin VII S. 152 f.) Wie kam aber Laublin, der im günstigsten Falle im dritten Wagen saß, vielleicht aber erst in einem der hintersten — denn es heißt irgendwo Bonnier sei in seiner Kutsche „ganz allein . . . tout seul" gewesen —, dazu auszusagen was gleich zu Anfang des Ereignisses und beim ersten Wagen verhandelt worden?! Gab doch Jacob Weiß vom vierten Wagen ausdrücklich an: „Die Mishandlung Debry's sei etwas zu

weit von ihm entfernt gewesen als daß er etwas bestimmtes hätte bemerken können“!

190. S. 234. Gar blöd ist was Zandt sen. S. 35 erzählt: ein Officier habe sich von der Wirthin Hennenhofer in Gernsbach Silbergeld für einen Doppel-Louisd'or geben lassen, „unter der Bedingung denselben, wenn er könne, wieder einzuwechseln“. Da nun dieser selbe Officier, von Rastadt wieder zurückgekehrt, „nicht nur den doppelten Louisd'or sondern so viel Gold als er erhalten konnte“ einwechselte, so soll wohl aus diesem Umstande folgen daß er um zu rauben nach Rastadt geritten oder sich, da doch die eigentlichen Taschenausleerer nur Gemeine gewesen, einen Antheil an ihrem Sündengelde vorausbedungen habe?!?

191. S. 235. In dessen Bericht an Talleyrand: „Une heure se passa en pourparlers. Il parait qu'on en avait besoin pour organiser l'exécrable exécution qui suivit“; Häberlin VII S. 120.

192. S. 236. „Pendant ce temps les hussards autrichiens se joignirent à la foule qui nous entourait, et regardèrent les personnes qui occupaient les voitures avec l'air de la plus grande curiosité“; Aussage der Damen Debry bei Häberlin VII S. 136 vgl. mit dem Schreiben des Ministers Boccardi an den Director Treilhard a. a. O. S. 162.

193. S. 236. „Mon frère saisit le dernier mot de leur entretien: *ligurien*“; Schreiben Boccardi's a. a. O. — Boccardi beruft sich für seine Behauptung, ein ehemaliger Diener Metternich's sei es gewesen, auf Jean Debry und die Dienerschaft („les domestiques“). In der dritten Aussage Debry's, in jener aus Paris vom 17. Floréal, findet sich allerdings, während er weder in Rastadt noch in seinem Straßburger Schreiben das geringste davon erwähnt hatte, eine auf den Diener Metternich's sich beziehende Stelle: „C'est que le nommé George, domestique de Metternich commissaire impérial et demeuré à Rastadt, était melé avec les Szeklers, et que ce fut lui qui leur fut connaître Bonnier“. Debry konnte aber dies nicht aus eigener Erfahrung sagen da er ja nicht Zeuge der Niedermetzlung Bonnier's gewesen, sondern mußte es von einem Dritten haben. Sowohl Boccardi's als Debry's Behauptungen führen also als ihre gemeinschaftliche Quelle auf die Aussage Laublin's des Kammerdieners Bonnier's zurück, welcher den „cocher de Metternich“ als jenen bezeichnet der den Husaren Jean Debry gezeigt habe, und denselben am andern Tage gesehen haben will „entrer dans différentes maisons pour y échanger contre de l'or l'argent qu'il avait volé“; bei Häberlin a. a. O. S. 128, 152, 155, 162. Wir haben aber schon bei einem früheren Anlasse erklärt, s. oben Anm. **189**, daß Laublin's Aussage nicht zu den unverdächtigen gehöre, wozu noch kommt daß Boccardi den Metternich'schen Domestiken vor der Abfahrt der Wagen aus der Stadt sein Ciceronen-Amt verrichten läßt, während derselbe nach Debry und Laublin auf der Landstraße, also außerhalb des unmittelbar nach Abfahrt der Wagen wieder geschlossenen und für niemand passir-

baren Thores seine Aufklärungen gegeben haben soll. Endlich wenn die Thäter unter ihrer Mitte einen so verläßlichen Mentor wie einen Domestiken Metternich's hatten, der die französischen Gesandten unzähligemal gesehen haben und darum sehr wohl kennen mußte, was hatten sie dann erst nöthig ihre Opfer selbst, und zwar mitunter wiederholt zu fragen: „Bist du Debry?“ „Bist du Roberjot?“

194. S. 237. Vgl. den „authentischen Bericht“ S. 7 f., ohne Zweifel nach Angabe der bei der Sendung an den Rittmeister unmittelbar betheiligten Münch und Harrant. Bei Debry lautet der Bescheid Burkhard's allerdings anders, und zwar nach der Straßburger Version: „que nous serions aussi en sureté que dans nos chambres“; und nach der Pariser gar: „que nous n'avions rien à redouter de sa troupe et (je vous prie de remarquer cette exécrable ironie!) qu'elle devait même nous rendre les honneurs militaires“; Häberlin a. a. O. VII S. 120, 126. Es ist das ein neuer Beleg für unsere Behauptung wie Debry seine ursprünglichen im „authentischen Bericht“ niedergelegten Angaben, welche durchaus den Eindruck ungekünstelter Unmittelbarkeit machen, auf dem Wege von Selz nach Straßburg und dann wieder von Straßburg nach Paris nach einer unverkennbaren Absicht und Methode übertrieb und entstellte, wo nicht geradezu fälschte.

195. S. 237. Letzteres war selbst noch am 29. der Fall: „man wußte nicht mit Gewißheit“, heißt es im „authentischen Bericht“ S. 18, „ob Plittersdorf noch von kaiserlichen Husaren oder schon von Franzosen besetzt sey“.

196. S. 338. Ungenau und mit den Umständen nicht vereinbarlich ist die Angabe bei Zandt S. 31, der zufolge Burkhard am 29., also am Tage nach dem Ereignisse, dem Baron Rosenkrantz auf der Straße zugerufen haben soll: „Nun, hatte ich recht daß ich Sie gestern nicht fortließ?!“ Als ihm Rosenkrantz später — also im weitern Verlaufe des 29. April?! — in Gegenwart anderer Gesandten diese Äußerung vorgehalten, habe der Rittmeister gerufen: „Wollen Sie mit mir eine Inquisition anstellen?“ . . . Abgesehen davon daß die erst angeführte Äußerung in dem von Rosenkrantz mitgefertigten „anth. Bericht“ gar nicht vorkommt, kann man sich nach den Auftritten und dem Wortwechsel in der Nacht des 28. April die Möglichkeit einer so frivolen Selbstrühmung des Rittmeisters am hellen Tage des 29. auch nur denken?!

197. S. 239. Reichlin-Meldegg S. 22 f. nach einer Mittheilung des in Lörrach verstorbenen Kirchenraths und Stadtpfarrers Hitzig.

198. S. 239. So verdient z. B. bemerkt zu werden daß nach Einigen (Mendelssohn Gesandtenmord S. 52 f.) Barbaczy die Worte: „Was wird die Welt zu deinem alten Kopfe sagen!“ in Gegenwart des Pfarrers von Rothenfels gesprochen haben soll, während gerade Zandt sen., der (S. 34 Anm. *) in diesem Stücke unmittelbar aus den Mittheilungen des Pfarrers Dietz geschöpft hat, von einer ähnlichen Äußerung nichts weiß.

199. S. 242. Aus den im k. k. Cabinets-Archiv aufbehaltenen „Uebergabs-Acten des Erzherzogs Karl an den FZM. Baron Kray vor der Abreise aus Deutschland auf den Kriegsschauplatz nach Italien im J. 1800“. — Die näheren Daten über Barbaczy und Burkhard verdanken wir freundlicher Mittheilung des Legations-Rathes von Vivenot der dieselben aus den k. k. Kriegs-Acten gesammelt hat.

200. S. 243. Der von Hormayr gleichfalls genannte Dolbalagy und der am 28. April im Rastadter Schloße erschienene Ruzuska kommen in unserer Conduite-Liste nicht vor, gehörten also jedenfalls am 16. Februar 1800 dem Verbande des Szekler-Husaren-Regiments nicht mehr an. Waren sie vielleicht in der Zwischenzeit vor dem Feinde gefallen? Eine frühere Regiments-Liste konnten wir leider trotz vielseitigen Nachforschens nicht auftreiben; s. oben Anm. **84**.

201. S. 245. Vivenot Rastadter Congreß S. 311: „la chose . . . était à beaucoup d'égards en contradiction avec le reste de notre conduite“, vgl. mit ebenda S. CXXVI: „und das ist auch wieder einer der schönen Streiche des Faßbender!“

202. S. 249. Leopold Neumann in einer Besprechung von Vivenot's Rastadter Congreß in der Wiener Ztg. 1871 S. 979 f.: „Wie erbärmlich und verächtlich erscheinen diesem Manne gegenüber die Lucchesini's, die Herzberg's, die Haugwitz's, die Hardenberg's und die ganze tonangebende Clique jener Tage, und wie weit überragt Thugut auch die übrigen österreichischen Staatsmänner jener Tage! Sein Geist umfaßte den ganzen Welttheil, die großartigsten Verhältnisse seines Zeitalters wie die Einzelnheiten der Verwaltung. Und während sein großes patriotisches Herz schmerzerfüllt war beim Untergang des altehrwürdigen deutschen Reiches den Verrath und Feigheit herbeiführten, und bei den Unglücksschlägen welche sein geliebtes österreichisches Vaterland trafen, blieb ihm der ungetrübte Blick und der ungebeugte Muth inmitten der allgemeinen Rathlosigkeit und der furchtbarsten Gefahren. Schwerlich hat ein Staatsmann je mit größeren Hindernissen zu kämpfen gehabt als Thugut“ rc.

203. S. 252. Wir kennen zwei Portraits von Lehrbach (auch Wurzbach Biogr. Lexikon XIV S. 319 f. führt keine andern auf), von denen wir in der kais. Familien-Fideicommiß-Bibliothek Einsicht zu nehmen in der Lage waren. Das eine ist offenbar zur Zeit des Rastadter Congresses, und zwar wie es scheint gegen Ende desselben, von F. Hof gezeichnet, von C. Guerin gestochen worden und führt die Unterschrift: Le comte de Lehrbach membre de la députation etc. en 1798 et 1799. À Bâle chez J. Decker libraire. Dasselbe findet sich auch in einem avant la lettre-Abzuge und mit kurzem Lebensabriß in dem „Recueil des portraits des ministres et députés au congrès de Rastadt en 1797 1798 et 1799“. Es ist von der Seite aufgenommen und zeigt einen etwas stark hervortretenden Unterkiefer, was dem Profil allerdings nicht zum Vortheil gereicht; auch die Backenknochen stehen etwas vor, ohne daß uns darum etwas an Africa oder China erinnern würde;

von „wie ein Tubus in den Himmel" schauenden Locken und einem „wie die Spitze eines Wetterableiters" über den Kopf emporragenden Zöpflein ist nirgends etwas wahrzunehmen. Überhaupt wenn man über Physiognomien Glossen machen dürfte so böte z. B. das Portrait Albini's das fast zum Lachen reizt, oder das Dohm's das Sinnbild eines Duckmäusers rc., alle von derselben Künstlerhand und aus derselben Zeit, ungleich mehr Stoff zu boshaften Bemerkungen. — Ungleich vortheilhafter ist ein zweites, offenbar um einige Jahre früheres Portrait Lehrbach's, nach einem Gemälde des Tyrolers Joseph Schöpf von den Gebrüdern Klauber in Augsburg gestochen, mit der bezeichnenden Unterschrift:

Ludwig Konrad des H. R. R. Graf von und zu Lehrbach rc. Zur Zeit des französischen Krieges bevollmächtigter Hof-Kommissar und Tyrols Retter. Nach dem durch den Landessturm den 3ten und 4ten Aprils 1797 bey Spinges von den tapfern und getreuen Tyrolern vertriebenen Feind, Österreichs Gesandten bey dem Congresse zu Rastadt.

Das volle runde Antlitz mit den großen feurigen Augen, der etwas dicken, doch nicht unschönen Nase, dem nicht kleinen aber gefälligen Mund, macht einen ganz angenehmen Eindruck, wenn gleich die etwas in die Höhe gezogenen Braunen an das „superciliosus" der Lateiner erinnern, und den Nasenflügeln ein gewisses sarkastisches Rümpfen keine ungewohnte Sache gewesen zu sein scheint.

204. S. 254. Vivenot Rastadter Congreß S. CXXXII Anm. meint, Lehrbach sei erst im März 1800, als Erzherzog Karl den Oberbefehl niederlegte, Armee-Minister geworden; allein Lehrbach selbst führt in seinem von uns im Texte erwähnten Promemoria ausdrücklich das um zehn Monate frühere Datum des kaiserl. Handschreibens an womit er zu jenem Dienste berufen wurde.

205. S. 256. Siehe z. B. Häberlin IV S. 272 f., Schlosser VI S. 182, Thiers Rep. et Dir. ch. XXXI: „Ces articles secrets prouvaient que, pour avoir Palmanuova dans le Frioul, le cabinet autrichien avait livré Mayence et trahi d'une manière indigne les intérêts de l'Empire" . . .

206. S. 258. Lebensbilder III S. 134 f. und I S. 157 f. Auf die Perfidie dieser Zusammenstellung, als ob nämlich am Wiener Congresse Österreich es gewesen wäre das Friedrich August seines Landes berauben wollte, sei nur nebenbei hier aufmerksam gemacht. — Von Hormayr's Nachbetern s. Häusser II S. 236, Jacob Beiträge S. 369 f., Zandt jun. S. 2 rc.

207. S. 258. „Connaître les grands secrets du Directoire, le voilà trouvé le motif de l'assassinat! . . . Les secrets du Directoire?! Ils courent les rues! Jamais politique ne fut plus facile à deviner que la sienne, il n'y met pas tant de façon"; Réflexions S. 13.

208. S. 26. Lehrbach an Thugut Ulm 21. Juli 1799 (Concept. St. A.): „Parmi les papiers enlevés des voitures des Ministres français, et dont quelques uns ont circulé dans Rastadt, s'est trouvé

la minute d'une lettre de Bonnier à une femme qu'il paraissait entretenir en France et par laquelle il lui annonçait qu'il venait de recevoir 3000 louis en or, pour appuyer les sécularisations, et qu'il espérait avec cette somme et d'autres avantages que le séjour de Rastadt lui avait procuré pouvoir par la suite vivre à l'aise avec elle. Dans la réponse qui y était jointe sa maitresse se plaignait vivement de son avarice, et de ce qu'elle ne pouvait parvenir à lui arracher 12 louis qu'elle lui demandait depuis si longtemps".

209. S. 265. Aussage Hardy's bei Häberlin VII S. 157: „Je déclare, qu'un brigadier des Szeklers après m'avoir demandé qui j'étais, je lui ai repondu que j'étais le chef de cuisine du ministre R.; à cet effet il m'a remis entre les mains une carte sur laquelle était le nom de ministre Bonnier, Jean Debry et Roberjot."

210. S. 266. Wir haben dieses ganze Raisonnement der Hauptsache nach bereits im J. 1869 in einer Besprechung der neuesten Gesandtenmord-Literatur (Allg. Lit. Ztg. Nr. 43 vom 25. October) vor die Öffentlichkeit gebracht: „Wenn die Szekler-Husaren im Auftrage ihrer Vorgesetzten handelten so war es ihnen nur um die Beschlagnahme der Papiere der Gesandten zu thun, wie dies drei Tage früher mit dem französischen Courier Lemaire bei Plittersdorf geschehen war; handelten sie aber aus eigenem Antriebe so kam es ihnen nur auf Geld und Geldeswerth an, ihre Raubsucht damit zu befriedigen. Nur war es aber bei dem Attentate von Rastadt weder die Beschlagnahme der Papiere noch die Beraubung der Reisenden, sondern war es allein die Tödtung dreier ganz bestimmter Persönlichkeiten um was es in erster Linie sich handelte. Diese Thatsache, die aus allen Berichten vom ersten bis zum letzten mit unabweisbarer Evidenz hervorgeht, ist der Cardinalpunkt um den sich alles dreht, und ist zugleich jener Umstand der den Verdacht der Urheberschaft des Rastadter Attentates jedenfalls nach einer andern Richtung hinlenken muß als nach der österreichischen. War es den Szekler-Husaren um die Papiere oder um Geld oder Geldeswerth zu thun, so hatten sie entweder niemand zu tödten oder sie tödteten wen sie eben unter die Klinge ihres Säbels bekamen, nicht aber gerade und genau nur 1) den Minister Debry, 2) den Minister Bonnier, 3) den Minister Roberjot." Ganz die gleiche Anschauung findet sich dann auch in der Inaugural-Dissertation Georg Müller's S. 36 f.

211. S. 268. Regensburgische Berichte (in Folio „gedruckt bey Konrad Neubauer") August 1799 S. 8. Vgl. „Bemerkungen über das Schicksal" &c. S. 9: „Gibt es nicht der elenden feilen Sclaven des Directoriums noch zu tausenden in und außer Frankreich? Werden die fünf After-Majestäten zu Paris über die Auswahl jacobinischer Werkzeuge für ihre jacobinischen Entwürfe nun in Verlegenheit sein? Waren die ermordeten Leute von solchem Gewichte, von einem solchen entscheidenden Einfluße daß durch ihren Tod die damaligen politischen Verhältnisse eine andere Richtung bekommen?" . . .

212. S. 271. „Vom Directorium ist der Befehl gekommen alle emigrirten französischen Geistlichen zu arretiren und todt zu schießen. Allein sie wurden von den Franzosen selbst frühzeitig gewarnt so daß keiner ergriffen wurde"; Peltzer aus Arnsberg in Westphalen am 25. November 1797 (Hüffer Rheinisch-westphälische Zustände S. 110).

213. S. 271. „À la nouvelle d'une fin si extraordinaire, il s'élève un cri public pour l'imputer au poison. L'autopsie fut faite et l'on observa des taches noires dans l'estomac et dans les intestins"; Nouv. Biogr. générale, Firmin Didot frères, XXIV (1858) S. 835. — Hoche selbst soll unter den fürchterlichen Schmerzen der letzten Stunden ausgerufen haben: „Suis-je donc vêtu de la robe empoisonnée de Nessus?" Biogr. univ. (Michaud) XIX (1857) S. 489.

214. S. 271. . . . „Ließ nicht das Gouvernement die geschicktesten Generale durch die Guillotine sterben oder deportiren, wenn es ihre Convenienz zu seyn schien? wurde nicht Hoche (ihr Vertrautester) so wie der Secretär des Merlin vergiftet, um mit ihnen das Geheimnis des berüchtigten 18. Fructidor zu vergraben? wurden nicht durch die Hände der Regierung 200 ihrer Collegen als Hindernis der Privat-Absichten und Opfer der Eifersucht hingerichtet?" (Regensburger) Abhandlung für den August 1799 S. 10 f. vgl. mit Lettre d'un habitant de Paris etc. S. 9.: „Ouvrez les tristes annales de notre révolution, vous y verrez une multitude de faits encore plus atroces dont les agens étaient salariés par le gouvernement".

215. S. 278. Biogr. univ. (Michaud) 1855 X S. 224[1]): „Cette déclaration prouve la bonne foi et la probité de Jean Debry, et c'est pour cela que nous faisons le devoir de la mentionner".

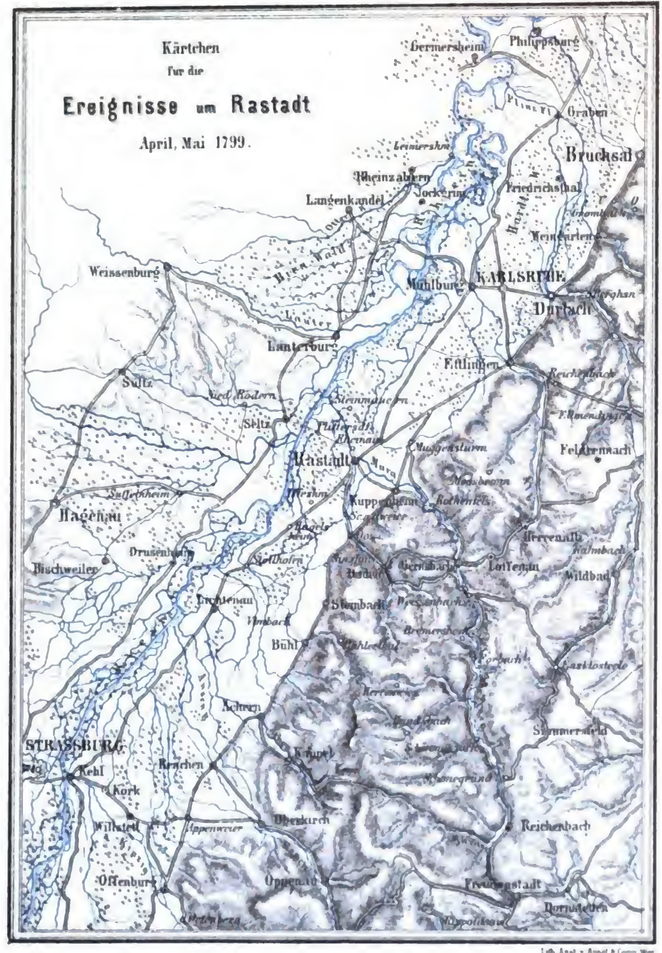
216. S. 288. Giehne (Skizzen und Studien S. 121) bezieht zwar sein „damals" auf die Zeit um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, wir können aber seinen Ausspruch mit leider gleicher Anwendbarkeit schon für eine viel frühere Zeit gelten lassen.

Register.

(Personen und Literatur.)

*) Ein Obrist dieses Namens ist nirgends aufzufinden. Man hat also nur die Wahl zwischen Schauroth, Obrist im Husaren-Regiment Meszáros, oder Bedäus von Scharberg, Obrist-Lieutenant im 2. Szekler-Regiment. Ein Baron Karl von Schauenburg, Major im 6 Inf.-Reg., könnte doch wohl nicht leicht mit einem Obristen verwechselt worden sein.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.



Lith. Anst. v. Appel & Comp. Wien

